



CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

„Unsre Sehnsucht nennt
man Wahn und Traum“

Biografischer Roman über
Annette von Droste-Hülshoff



Schön,

dass Sie sich Zeit zum Lesen von

„Unruhe“

nehmen. Wenn Sie im Anschluss Print-Exemplare für Ihre Buchhandlung bestellen möchten, können Sie das unter folgendem Link tun:

rotekatzeverlag.de/exemplare

CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

„Unsre Sehnsucht nennt
man Wahn und Traum“

Rote Katze Verlag

CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

„Unsre Sehnsucht nennt
man Wahn und Traum“

Biografischer Roman über
Annette von Droste-Hülshoff



Rote Katze
VERLAG

1. Buch – Die Affäre Straube

Von Fräulein N hat mirs neulich wunderbarlich und ängstlich geträumt: sie war ganz in dunkle Purpurflamme gekleidet und zog sich einzelne Haare aus und warf sie in die Luft nach mir; sie verwandelten sich in Pfeile und hätten mich leicht blind machen können, wenns Ernst gewesen wäre.

Wilhelm Grimm
im Januar 1814 an Ludowine von Haxthausen

Netteken

Schloss Hülshoff, Frühsommer 1813 – Ihre Füße stießen unter den Volants hervor wie Säbelspitzen, dazu trommelte unentwegt der Regen. Ihr Kleid hing über der Tourneüre wie ein nasser Sack und war voller Schlammgespritzer, aus den Haaren tropfte Wasser. Sie lief mit vorgerecktem Oberkörper und schlug mit einer Weidengerte auf die Brennesseln am Wegrand ein, bis der Saft spritzte und sich unter den grauen Schlamm grüne Punkte mischten.

Jenny lief mit einem Schirm vorweg und rief über die Schulter, Nette möge doch mit unter das schützende Dach kommen.

„Dummes Huhn, bist schon ganz vollgesprenkt!“

„Kannst es ja Mama petzen!“

Nette mähte mit einem Hieb ein ganzes Brennesselbeet nieder, zu dem Gesprenkel gesellten sich nun rote Pusteln auf Händen und Unterarmen. Ihre Haut brannte, die Füße versanken in einem Matschloch und schmatzten, als sie sie herauszog und versuchte, sie an einem Grassoden abzuputzen. Sie hockte sich hin, zog Schuhe und Strümpfe aus und schwenkte sie in der Hand, dabei drehte sie sich suchend um.

„Spitz hierher!“ Sie ignorierte Jenny, die wieder versuchte, ihr den Schirm aufzunötigen.

„Wirst du jetzt kommen, ungezogenes Vieh!“

Nette pfiß auf zwei Fingern, aus dem Gebüsch kroch ein Knäuel, dem das Wasser aus dem zerzausten Fell rann. Es sprang an ihrem Reifrock hoch und zerfetzte den Stoff, bis Jenny das Hündchen am Schlafittchen nahm und beiseite setzte.

„Das schöne Kleid, was wird Mutter sagen!“

Nette wandte sich wieder dem matschigen Feldrain zu.

„Puttputtputt, Amalie, ich sehe dich, versteck dich nicht, es ist sinnlos!“

Jenny ging missmutig weiter, schlug an der Marienstele das Kreuz und knickste, während Nette in die nasse Hecke griff und ein gackerndes, zappelndes Huhn herauszog. Sie presste es mit einer Hand gegen die Brust, wo es ruhig sitzenblieb, wies mit den schlammigen Schuhen in der anderen Hand in Richtung Stele, deutete einen Knicks an und lief hinter Jenny her.

Über den Rand eines bewachsenen Walles, der eine Weide begrenzte, schauten die breiten, triefnassen Köpfe ostfriesischer Rinder, auf ihren schnobernden Nüstern klebten Grashalme. Zwischen ihnen tauchte ein dunkler, fast schwarzer Kopf auf, ein Zwerg, ein kleiner Mohr mit scharlachroter Jacke, die grell von dem grünen Gras abstach.

„Havixbeck?“ rief er fragend mit seltsamem Zungenschlag, „wo?“

Nette wies mit dem Daumen hinter sich und lief keuchend und rufend hinter Jenny her, die sich nicht umdrehte.

„Ein Mohr, ein Mohr, in Scharlachrot, er wollte nach Havixbeck, schau, da läuft er.“

Jenny drehte sich um und schüttelte den Kopf.

„Da ist kein Mohr, wo soll denn hier ein Mohr herkommen? Vielleicht sitzt einer in deinem Oberstübchen.“

Nette lief maulend hinter der Schwester her, bis Schloss Hülshoff auftauchte. Trutzig und elegant, in Sandfarben und mit ausgewogenen Proportionen thronte es mit seinem Zackenkranz und seinem geschuppten Dach wie ein Wasserdrache im Schlossteich, auf dessen welliger, metallisch schimmernder Oberfläche die Tropfen sprangen.

Als sie die Zugbrücke über dem Schlossgraben überquerten, stürzten ihnen die Freifrau von Droste-Hül-

hoff und der Diener Hermann entgegen. Die Haube der Mutter war halb von ihren dicken Flechten gerutscht, ihre spitze Nase stach in die Luft.

„Gesindel, Lumpenpack! Nettekens, morgen haben wir wieder den Salat, du weißt, was der Doktor sagt. Ins Bett, ins Bett, mit Wärmflasche und heißem Holundersaft, auf der Stelle.“

Nette verzog das Gesicht und setzte das Huhn auf den Boden, das sich gackernd trollte. Spitz sprang nun auch an der Mutter hoch, bis der Diener – Nettens böse Blicke ignorierend – den Hund mit Tritten abwehrte. Nette küsste der Mutter flüchtig die Hand, diese schimpfte sie einen nassen kalten Fisch. Sie rief nach Lisette, die Nette abreiben sollte.

Nette widersprach nicht, bei dieser mütterlichen Gemütslage war es zwecklos. Die Mutter war schnell mit Verboten bei der Hand und Nette wollte nicht riskieren, in der nächsten Woche nicht mit nach Münster auf den Send zu dürfen. Darauf freuten sie, Jenny und die jüngeren Brüder Werner und Ferdinand sich seit Wochen und es wäre dumm gewesen, das Erlebnis aufs Spiel zu setzen. Der Schuhhändler würde da sein, er hatte versprochen, die lila Tanzstiefel mit den weichen Stulpen in Nettens Größe mitzubringen. Sie wollte sich auch Behältnisse für ihre Sammlung kaufen, eine mit Samt ausgeschlagene Kiste für die Muscheln, kleine Vitrinen für die Versteinerungen und die Vogeleier, Samtschatullen für die Münzen und die Uhren. Jenny brauchte Stickgarn und Stramin, sie hatte vor, das ganze Haus mit neuen Kissenbezügen auszustatten und schon etliche Vorlagen aus dem Handarbeitsjournal mit Nette beraten, die schönsten hatte sie kopiert. Vergissmeinnicht über das ganze Kissen gestreut schwebten ihr vor, dazwischen als Farbtupfer rote Bellis und grünes Blattwerk.

Die Brüder spekulierten auf neue Zinnsoldaten, Säbel, Jacken und Hosen für den Winter. Mutter freute sich auf Abwechslungen im Speiseplan, das Münsterische Intelligenzblatt annoncierte für den Send Delikatessen wie frische englische Austern, Malagaische Citronen, holländischen Tafelkäse und frische Kastanien.

Schöner noch als die Einkäufe war das Münsteraner Gessumm und Gebrumm, das man nach Wochen auf dem Land herbeisehnte und das beim Send seinen quirligen Höhepunkt erreichte. Jenny und Nette fieberten den Aufenthalt im Stadthaus der Droste-Hülshoffs entgegen und freuten sich auf gesellige Abende, Theater- und Konzertaufführungen, Vorträge an der neu gegründeten Universität.

Nette hoffte auch auf ungestörte Lesestunden, sie wollte endlich die Lektüre von Schillers Dramen beenden, die in der Münsteraner Bibliothek vollständig auszuleihen waren. Ihre Mutter hatte in der ihr eigenen Entschiedenheit auf Hülshoff ein Leseverbot für Schiller und andere Stürmer und Dränger erlassen, um Nettes immer wieder aufflackernder Nervenüberreizung vorzubeugen, und zeigte sich taub für die Vorhaltung der Tochter, dass die Frustration des Verzichts ihr Gemüt noch mehr aufpeitsche.

Wenn sie in Münster waren, war Mutter mit Besuchen und Treffen im adligen Damenclub beschäftigt, dann lockerte sie die Kontrolle über das Treiben ihrer Töchter. Ihre Sorge galt vor allem der Jüngsten und Schwächsten, dem Siebenmonatskind mit seinen zahllosen Krankheiten und Empfindlichkeiten, das gleichzeitig das ungebändigste, wildeste, fantasievollste, frühreifste von allen vier Kindern war, am schwierigsten zu lenken, eigenwillig bis zur Verstocktheit, stur wie ein Postgaul.

Lisette brachte warme Kleidung und half Nette, sich abzutrocknen.

„Ins Bett, ins Bett,“ setzte die Magd Mutters Litanei fort, aber Nette wickelte sich in eine Wolldecke, entkam durch die Tür und lief die Treppe hinauf in das Zimmer der Eltern, um ihren Vater aus dem Mittagsschlaf zu wecken.

Sein massiger Körper lag auf dem Kanapée, es quietschte, als er sich schnaufend herumdrehte und der Tochter Platz machte, damit sie an seine breite warme Brust schlüpfen konnte.

„Wie geht es meiner albernen kleinen Barbe?“

„Hast was geträumt, Papa?“

Clemens August von Droste-Hülshoffs reines, von grauen Löckchen umrahmtes Gesicht glättete sich zu einem Vollmond, der die Lippen spitzte und mit hellblauen Augen gegen die Zimmerdecke himmelte und wisperte.

„Zuerst fuhr ein bläuliches Licht über den See, es raschelte und zischte, ein Glühwürmchen taumelte zwischen den Binsen. Dann leuchtete vom tiefsten Grunde des Wassers das Gesicht des Schlosselfs, es war grün und glühte, mein Nettek, hörst du? Wie ein Unterwasserlämpchen schickte es seinen Schein an die Oberfläche. Dann trat das dreibeinige Pferd mit dem blinden Reiter ans Ufer und angelte das körperlose Gesicht aus dem Wasser. Es hatte auch keinen Hals, schaukelte im Arm des Reiters, rollte hin und her wie eine Kugel. Ich stand ganz allein im schaurigen Moor und ein roter Wind kam auf, hui, hui, Schwaden von Rot pulsierten um mich herum und die Krähen krächzten durch die Luft.“

„So rot wie Blut?“

„So rot wie Blut, mein Nettek, aber du musst dich nicht grausen, es war gleich wieder vorbei, eben ein Spuk.“

„Grausen ist schön, Papa, erzähl mir noch von der alten Mume, die im Moor ertrunken ist und nachts herumgeistert, und wie es im Turm sieben Mal geklopft hat und der Ritter mit dem Flammenschwert über die Zugbrücke geritten kam. Und wie du mit dem Feuerstier gekämpft hast.“

Clemens August hatte keine Lust, zum wiederholten Mal die Geschichte zu erzählen, wie er im vergangenen Sommer auf der Rinderweide mit einem Bambusrohr einen wildgewordenen, Funken schnaubenden Stier gebändigt hatte, bis alle anderen sich in Sicherheit bringen konnten. Der Herr sei so tapfer wie Leonidas bei den Thermophylen gewesen, hatte der Sohn des Rentmeisters gesagt., Nette wurde niemals müde, die Geschichte zu hören und diesen Satz zu wiederholen.

„Gar nichts erzähle ich meinem aufgeregten Naseweis, nachher bekommt Mama Wind davon und wer kriegt die Strafe? Natürlich der arme alte Papa, dann tanzt der Stock auf seinem Buckel.“

Der Vater grinste und schob seine Tochter vom Sofa.

„Hörst du die Piepmätze? Sie brauchen Futter, sie verhungern fast.“

„Ich muss aber noch schreiben, beim Spaziergang sind mir Verse eingefallen.“

Sie stellte sich in Positur sah den Vater ernst an und deklamierte mit lauter Stimme.

*Kom Liebes Hähnchen kom heran
Und friß aus meinen Händen
Nun kom du Lieber kleiner Mann
Daß sie's dir nicht entwenden*

„Papperlapapp, Verse, du weißt, was Mama zu dem Dichten sagt.“

Der Vater war aufgesprungen, seine Füße trappelten wie Pferdehufe, er ahmte die stolze Kopfhaltung Thereses nach, die manchmal an ein Araberpferd erinnerte, ihren vorgereckten Hals, ihre zornigen dunklen Augen, das Pathos ihrer geschürzten Lippen. Sie konnte heftig sein, war aber die Königin seines Hauses und seines Herzens, und den Kindern eine wenn auch strenge, so doch gütige und besorgte Mutter.

Die Nerven, die Nerven, das Netteken schnappt uns noch über!

„Komm, mein Hähnchen, mein Verseschmied, wir müssen uns sputen.“

Der Vater tänzelte und machte Kratzfüße, krächte und schob seine Tochter hinaus.

Er dachte mit Sorge an die schlimmen Kopfschmerzen, die das Kind über das Frühjahr so geplagt hatten, dass sie nur im abgedunkelten Zimmer hatte liegen können. Im Gegensatz zu seiner Frau glaubte er nicht, dass man ihre Krankheiten verhindern konnte, wenn man ihr das Lesen, das Dichten und Spintisieren verbot. Das brauchte sie wie der Fisch das Wasser und der Vogel die Luft. Man durfte so ein Talent nicht seiner Lebensquellen berauben; sticken, Papierausschneidearbeiten und allenfalls noch auf dem Klavier fantasieren reichten nicht aus, um das temperamentvolle Kind zufrieden zu stellen.

Zur Sorge um die Gesundheit der Tochter kam die Unsicherheit über ihre Zukunft, denn ein dichtendes, eigensinniges, seine Exaltationen pflegendes Freifräulein wie Nette war schwer zu verheiraten. Hinzu kam, dass die Perspektive für unverheiratete Frauen von Adel, sich in ein Damenstift einzukaufen und damit lebenslang versorgt zu sein, bedroht war. Der von Napoleon voran-

getriebenen Säkularisierung fielen auch die Damenstifte zum Opfer, erste Versteigerungen hatten bereits stattgefunden.

Vor allem für die kapriziöse Nette hätte das Stift eine praktikable Lösung sein können. Jenny hatte bereits einige Monate im Stift Hohenholte verbracht, war aber wegen der unsicheren Lage wieder nach Hause gekommen. Sie war als Fünfjährige aufgeschworen worden, was bedeutete, dass sie gegen eine Zahlung von achthundert Talern lebenslang das Recht auf Wohnen im Stift und eine jährliche Apanage hatte.

Therese lamentierte oft über die Situation. Clemens August verschanzte sich lieber hinter seinen Büchern, spielte Geige, repetierte mit seinen vier Kindern bei ausgedehnten botanischen Spaziergängen die lateinischen Bezeichnungen von Flora und Fauna oder unterwies sie in der Kunst des Blumenzüchtens, eine Passion, die vor allem Jenny und Nette teilten.

Die Kinder liebten es, wenn er in seinen dicken Folianten blätterte, von großen Taten der Vorfahren sprach und seinen staunenden Nachkommen das Universum erklärte, das nach seinen Worten ein gnädiges, von Gott bestimmtes All war, in dem jeder, der Gutes tat und in Furcht vor dem Höchsten lebte, auf einen friedvollen Platz im Himmel rechnen konnte.

Für Nette waren es kostbare Weihestunden, wenn der Vater seinem ledergebundenen *liber mineralis*, einer Sammlung von Prophezeiungen und wunderlichen Geschichten, einen neuen Abschnitt hinzufügte.

„Die Menschen werden wie Maschinen sein,“ kratzte er unter dem fiebrigen Blick des Kindes auf das Papier. „Eine Sintflut wird viele hinwegschwemmen, andere müssen durchs Feuer gehen.“

Nette erschauerte. „Sagt das die alte Mume vom Hasenberg?“

„Ja, mein Barbchen, sie hat es mir gestern erzählt, ich traf sie auf dem Weg nach Havixbeck.“

„Wenn man durchs Feuer muss, heißt das, dass der Herrgott eine Läuterung schickt?“

„Ja, mein zappeliges Hühnchen, aber nun wollen wir an was Schöneres denken.“

Über einen langen Korridor liefen sie zum Vogelzimmer am anderen Ende des Gebäudes, aus dem es zwitscherte und piepste. Der Raum war mit Sand ausgestreut, in dem Tannenbäumchen steckten. Die offenen Fenster waren mit Drahtgeflecht bespannt, sodass die flatternde, scharrende, pickende, tirilierende Schar von Amseln, Drosseln, Rotkehlchen, Buchfinken und Meisen – es war Clemens Augusts Ehrgeiz, von jeder heimischen Vogelart mindestens ein Paar zu halten – nicht fortfliegen konnte. Der Regen hatte sich verzogen und die Nachmittagssonne fiel schräg in den dunstigen Raum, die Vögel draußen in den Bäumen sangen mit den gefangenen um die Wette.

Nette goss aus einer Kanne Wasser in die Trinknapfchen, der Vater kontrollierte, ob die Futterschalen noch gefüllt waren und gab ein paar Hände voll Getreide dazu. Lachend stand der gütige Riese zwischen dem schwirrenden Volk und hielt ihnen den Zeigefinger hin, damit sie darauf landeten oder einen Klecks auf seine hohe Stirn fallen ließen, den Nette unter Gelächter und Geschrei abwischte. Dabei musste der Vater sich hinunterbeugen, denn die zierliche Tochter reichte ihm kaum bis zur Brust.

Operetgen

Nettes Lachen bebte, von Kieksern unterbrochen, ihre Augen wölbt sich aus den Höhlen. Jenny hielt den Brief hinter dem Rücken umklammert, Nettes Finger griffen und haschten danach wie Spinnenbeine nach ihrem Opfer.

Das Schreiben des Grafen Stolberg, eines befreundeten Gutsbesitzers und Konvertiten, der Werner und Ferdinand gelegentlich unterrichtete und dessen Söhne auf Schloss Hülshoff verkehrten, war gestern mit der Post gekommen. Mutter hatte es gelesen und kommentarlos in ihre Brieflade gelegt, was die Neugier der Töchter angestachelt hatte. Als Mutter am Morgen nach Münster aufgebrochen war, hatten die Mädchen den Brief an sich gebracht und mit wachsendem Vergnügen gelesen. Nette wollte unbedingt, dass Jenny ihn mit einer Karikatur versah, bevor sie ihn wieder zurücklegten, aber Jenny weigerte sich. Eine solche Provokation würde Mutter nicht hinnehmen, Hausarrest und In- der- Ecke- stehen wären das mindeste, wenn nicht sogar moralische Verdammung und die Streichung aller Vergnügen des bevorstehenden Sommers.

Die Mutter wollte bis zur Dämmerung, also längstens in einer Stunde, zurück sein, bis dahin musste das Corpus delicti wieder an seinem Platz liegen, jungfräulich und unberührt von Jennys Zeichenstift. Mutter würde allerdings auch ohne eine Karikatur Verdacht schöpfen, weil Nette den Brief weggenommen hatte, ohne sich die Position zu merken. Mutters Adlerblick würde nicht entgehen, wenn sie ihn an einen anderen Platz zurücklegten, und sie würde den Abend damit verbringen, die Wahrheit aus den Mädchen herauszupressen. Sie würde drohen und schmeicheln, bis Nette gestehen würde, denn sie allein hatte die Idee gehabt, den Brief zu stibitzen. Gebe Gott,

dass sie bis dahin ihre Lachkrämpfe in den Griff bekam, denn über ihre nicht zu stoppenden Ausbrüche konnte die Mutter außer sich geraten.

Der Brief des Grafen war aber auch zu komisch. Er habe gehört, dass das Fräulein Nette Komödie spiele, und dies versetze ihn in tiefste Besorgnis.

An dieser Stelle kiekste Nette bereits und konnte vor Lachen kaum weitersprechen.

Die Komödie sei ohnehin eine gefährliche Sitte, ein Ausdruck des unchristlichen und unsittlichen Weltgeistes, der sich allenthalben breit mache und deshalb grundsätzlich nicht ratsam sei, schon gar nicht für ein so fragiles Wesen wie das Fräulein.

Nette las keuchend, immer wieder unterbrochen von Lachsalven; auch Jenny hatte Mühe, an sich zu halten.

„Man stelle sich nur die Wirkung vor, wenn es sich etwa um die Darstellung leidenschaftlicher Liebe handelt,“ fuhr Nette mit weit aufgerissenen Augen fast brüllend fort, schon die alleinige Vorstellung solcher Reize sei gefährlich und errege die Nerven ganz ungemein.

„Typisch Lutheraner, kreischte sie, alles was schön ist, verbieten sie. Leidenschaftliche Liebe, ooh, ooh, jaaa, ich brenne...“

Sie schlang ihre Arme um sich, stieß den Unterleib vor und schmachete gen Himmel. „Ohh, jaah, jaah, Sünde komm, komm nur, ich lechze nach dir...., oh du fleischliche Versuchung...“

„Du benimmst dich anständig, sonst verbietet Mama uns das Theaterspielen tatsächlich noch,“ sagte Jenny, die sich langsam wieder beruhigte. Sie beobachtete Nette besorgt, deren Augäpfel rot waren, die Haut schweißsig, ihr Mund flatterte, es schien sich wieder ein krankhafter Zustand anzukündigen.

Die Stimmen der Brüder, Werners seit neuestem kieselnder Bariton und Fentes Kinderstimme, waren zu hören. Die Mädchen verstaute den Brief in der Lade und liefen in die Diele hinüber, um mit den Jungen den Begrüßungstanz zu proben, den sie für die avisierte Ankunft der Tanten und Onkel mütterlicherseits einstudierten.

Die Halbgeschwister Therese von Droste-Hülshoffs, die Brüder August, Carl, Friedrich, Moritz und Werner von Haxthausen und die Schwestern Elisabeth, Ferdinandine, Dine genannt, Ludowine, Sophie und Anna von Haxthausen waren häufige Gäste in Hülshoff. Die Abende verbrachte man gesellig, sang, dichtete, spielte Scharaden oder führte Tänze auf, für die vorher geprobt werden musste. Wenn Mutter die Kinder fleißig üabend antraf, würde sie vielleicht nicht mehr an den Brief denken.

„Frölen Nette, ist ne Kokette, dreht Pirouette, hält sich fest wie ne Klette,“ krächte Fente. Nette gab dem drei Jahre jüngeren Lieblingsbruder ein paar Kopfnüsse.

„Mein Döppken, mein Pferdchen, mein Fentemännchen.“

„Tanzen, Nettek,“ rief Fente, „komm Operetgen tanzen.“

Jenny und Nette hatten den Brüdern ausführlich von den Operettenaufführungen im Münsterschen Theater erzählt, die sie jetzt regelmäßig besuchen durften, die Brüder waren noch zu klein. Zum Ausgleich mussten Jenny und Nette ihnen zuhause die Tänze aus den Stücken beibringen und die Lieder vorsingen. Nette haute auf dem Klavier Walzer, Menuette und Quadrillen herunter, Jenny versuchte, das zappelnde Brüderpaar zu geordneten Schrittfolgen zu führen, was nicht immer gelang. Sie taumelten vor Lachen, stolperten über die eigenen Füße

und klatschten sich auf die Schenkel, sodass es meistens in einem Chaos endete.

Fente versuchte kichernd, Werner etwas ins Ohr zu flüstern. Nette befahl ihm, es laut zu sagen.

„Dat Nettekén hat in Hohenholte nur mit dem Franzmann getanzt, hinterher haben sie sich in der Ecke rumgedrückt. Und mit dem Weydemeier macht sie auch rum, sie sind in den Wald, die zwei, ganz alleine.“

Nette zog ihn heftig am Ohr.

„Wer redet so ein dummes Zeug! Los, sag's mir, von wem hast du das?“

„Von Werner, und der weiß es von Jenny,“ heulte der Kleine, „jetzt bin ich es wieder!“

Nette funkelt die Schwester an, die kühl blieb und gleichgültig vorschlug, die Quadrille zu machen.

„Die werdet ihr ja wohl einigermaßen hinkriegen.“

„Was erzählst du den Jungs da, rummachen, was soll das überhaupt sein? Es wird nicht lange dauern, bis Mama das Gerede spitzkriegt.“

Nette stampfte wütend und packte den kleinen Bruder am Genick.

„Knie nieder und schwöre bei allen Heiligen, dass du es weder Mama noch Papa erzählst. Es ist eine faustdicke Lüge, höchstens zweimal hab ich mit dem getanzt, und rumgemacht habe ich mit überhaupt keinem. Was bedeutet das überhaupt, los Fente, sag's, oder Werner, das ist doch auch auf deinem Mist gewachsen. Von wem stammt dieser Unsinn?“

Werner und Fente schnappten puterrot nach Luft, Jenny schaltete sich ein.

„Du weißt sehr wohl, was rummachen bedeutet, Nette, ziemlich genau weißt du das,“ sagte sie scharf. „Der Reigen hat nach Neujahr mit einem gewissen Herrn Cru-

se begonnen, wie du wohl weißt, der dir einen ganzen Abend nicht von der Seite gewichen ist. Und von den schönen Augen des Commissaire Schüler für unsere Nette hat Mama längst von den Hohenholter Stiftsdamen gehört, da ist das nämlich Tagesgespräch. Auch Tante Anna zerreißt sich das Maul, sie ist ja sehr eng mit einigen Stiftsdamen. Hofmeister Weydemeier soll Nummer drei sein, behaupten sie, beim Wittower auf Erntedank habest du dich nur mit ihm abgegeben und seiest schließlich mit ihm im Wald verschwunden. Ich kann es nicht beurteilen, ich war ja nicht dabei. Dein Verschleiß sei beträchtlich, das sind die Worte von Tante Anna, und ich bin sicher, dass sie das in der nächsten Woche ansprechen wird. Kannst dir ja schon mal überlegen, was du ihr sagen wirst.“

Nette wechselte die Farbe. Sie sah alles lebhaft vor sich: Tante Anna mit ihrem Kuhblick, die verständnisvoll tun, dafür umso hinterhältiger agieren würde. Sie hatte die Gabe, so lange beiläufig herumzustochern, bis man ihr Dinge sagte, die man gar nicht sagen wollte. Tante Ludowine würde Nette zuzwinkern und versuchen, die Sache herunterzuspielen. Aber den scharfen Augen der Mutter und ihrem mächtigen Organ, ihrem abfällig geschürzten Mund war schwer zu entkommen. Standpauke und Hausarrest würden das mindeste sein, da konnte sie sich auch gleich mit Migräne ins Bett legen.

Nette wusste, dass sie oft nicht so war, wie sie sein sollte: ein hochwohlgeborenes, tugendhaftes, strenggläubiges Freifräulein aus dem Westfalenland, dem nichts so wichtig war wie eine gottgefällige und sittliche Lebensführung. An den Tanzabenden stach sie einfach der Hafer und sie ließ sich zu Dingen hinreißen, die sie gar nicht tun wollte, schon Jennys wegen.

Die Schwester kam bei den Männern nicht so gut an und stand bei mancher fröhlichen Polka beiseite. Es lag an ihrer hölzernen Art, ihrer Rechtschaffenheit und Schüchternheit, sie konnte sich nicht wie Nette an der Melange aus Kerzenlicht, duftenden Riechwässern und schäumender Musik berauschen und wich den lockenden Blicken aus, den charmanten Kratzfüßen, den etwas zu innigen Handküssen der jungen Männer, die einem so nahe kamen, dass man ihre Haut und ihren Schweiß riechen konnte.

Oh, ich möchte wie ein Vogel fliehen

Mit den hellen Wimpeln möchte ich ziehen.

Mutter, Vater und sogar Jenny verstanden, was sie meinte, wenn sie an solchen Versen herumprobierte. Freiheit war ja in aller Munde, aber wie fern war sie, wollte man sie am eigenen Leib erfahren. Eingekerkert fühlte Nette sich oft, umzingelt von Verboten und Regeln.

Und zu Boden drücken Raum und Zeit.

„Ich höre Mamas Wagen, jetzt wird getanzt, und zwar anständig. Allez hopp! En ronde! Tournez!“

Jenny gab scharfe Kommandos, Nette schubste Fente und Werner in die Reihe, intonierte heiser und laut einen Quadrillen-Marsch und hopste mit den Jungen die Tanzfiguren durch.

„Rücken gerade,“ rief Jenny dazwischen, „Nette, die Schultern zurück!“

Nette fauchte, riss sich aber zusammen, weil Hofmeister Weydemeier auftauchte, um sie auf der Flöte zu begleiten. Nette empfing ihn nicht wie sonst mit einem Witz, sondern schaute hoheitsvoll durch ihn hindurch. Sie mochte ihn, er war ansehnlich und lustig und lieb ihr heimlich Lektüre, die bei Mutter auf dem Index stand, aber ins Ge-

rede wollte sie mit ihm nicht kommen. Schon gar nicht wollte sie Jennys Fantasien nähren und noch weniger die der von Haxthausens.

Über den gespitzten Lippen und blasenden Backen des Hofmeisters glommen seine braunen Augen vor Freude über das herzerfrischende Bild, das sich ihm und der nun hereinrauschenden Mutter bot: Alle vier Kinder artig bei den Händen gefasst, einander anmutig umschreitend, hüpfend, springend, sich wieder mit einer Verneigung im Kreis zusammenschließend. Zum Schluss formierten sie sich, begleitet von Weydemeiers rasendem Spiel, zu einer Polka quer durch die Diele.

Die Freifrau lächelte über den inbrünstigen Hofmeister und die Schar ihrer Kinder, die, obwohl aus einem Schoß gekrochen, so unterschiedlich geraten waren. Jedes war prächtig auf seine Art, auch das Nettekens, das nun zierlich vor und zurücksprang, die Lippen so anmutig schürzte, dass man ihre weißen Perlzähne sah, behutsam Fente dirigierte, damit er keinen Fehler machte, die störrischen Locken zurückwarf, die wie pures Gold waren und ihr aus den Flechten sprangen. Darüber leuchteten ihre übergroßen hellblauen Augen wie Laternen.

Therese war dabei, sich zu der Meinung ihres Mannes durchzuringen, Nette ihren Begabungen gemäß unterweisen zu lassen, alles andere würde ihr nicht gerecht. Die Zweitgeborene war den Jungen in Latein und Mathematik meilenweit voraus, auch hatte sie schon eine Anzahl von Gedichten vorzuweisen, von denen sie das erste, das vom Hähnchen, als Siebenjährige geschrieben und es ganz oben im Schlossturm auf dem Hahnenbalken unter der Wetterfahne versteckt hatte. Etliche Schöpfungen, die

beachtliches Talent bewiesen, waren seitdem dazugekommen. Therese hatte sie in einem Heft gesammelt und ihrer Familie gezeigt, die sich jedoch wenig dafür interessierte. Gerührt dachte sie an den letzten Theresientag, ihren Namenstag, an dem die Kinder den Hausaltar in der Kapelle mit Wachslöchern, Moospolstern und Herbstblumen geschmückt und ein von Nette gedichtetes und komponiertes Lied gesungen hatten, in dem sie der Mutter für alle Liebe und Sorge dankten.

Zusammen mit ihrem Mann hatte Therese einen Kandidaten ausgewählt, dem sie die diffizile Aufgabe zutrauten, Nette zu fördern und gleichzeitig mäßigend auf sie einzuwirken: den Professor für Reichsgeschichte an der Münsteraner Universität und Begründer des Münsteraner Theaters Anton Mathias Sprickmann, ein hoch gebildeter Mann in den Sechzigern, der in Münster am Krumpfen wohnte, in unmittelbarer Nachbarschaft des Stadthauses der Droste-Hülshoffs.

Sprickmann, ein Freund von Thereses Bruder August von Haxthausen, hatte erfolgreiche Dramen und Lustspiele verfasst und war ein glühender Verehrer Klopstocks und Goethes, letzterer hatte sogar ein Lustspiel von ihm inszeniert. Auf Druck seines Dienstherrn, des fürstbischöflichen Ministers von Fürstenberg, hatte Sprickmann die Professorenlaufbahn eingeschlagen, seine Liebe galt aber weiterhin dem freien Wort. Diese lebte er nun nicht mehr durch eigene Produktion aus, sondern indem er junge Talente förderte, so auch Nettens Onkel, den Jura-Studenten Werner von Haxthausen.

Nette hatte im Januar ihren sechzehnten Geburtstag bei Sprickmann gefeiert und erhielt seitdem Unterricht, der bald Früchte trug. Sie hatte ein Drama namens *Bertha* angefangen und verbrachte viel Zeit mit ihren Gedichten

und Überlegungen, welche sie dem Lehrer als nächstes zeigen sollte.

Einen lauschigeren Platz als die Laube im Garten von Lohmanns Gaststätte hätte Sprickmann für ihr Treffen nicht auswählen können. Nettes Wangen sind rosig vor Aufregung, sie ist sorgfältig frisiert und trägt ihr schönstes himmelblaues Frühlingskleid, in dem sie vor dem zarten Grün der Hecke, den knospenden Büschen und Bäumen aussieht wie ein Gemälde.

Mit seinem gütigen Gesicht und seinem mächtigen Schädel erinnert Sprickmann ein wenig an Meister Goethe. Er will wissen, was Nette bewegt, und lobt das Gedicht *Unruhe*, das sie ihm vorgelegt hat, über alle Maßen. Sie kann es kaum glauben, dass ein so gelehrter Mann sich für ihr Schreiben interessiert und sie nicht für wirrköpfig hält wie die Onkel und Tanten.

„Berichte sie mir von ihren Träumen und ihren Lesegewohnheiten, Fräulein Nette, die beide zu den großen Quellen der Poesie gehören.“

„In meiner Kindheit träumte mir ein sehr deutlicher Traum. Ich ging mit den Eltern auf einer Allee, die zuerst durch unseren Gemüsegarten führte und dann in den Wald hinaus. Es war eine wunderbare breite Straße, auf der wir liefen und liefen, in den Horizont hinein. Beim Aufwachen weinte ich, weil die Allee nicht mehr da war und ich wusste, dass ich sie niemals wiederfinden würde. Ein anderes Mal weinte ich auch sehr, als meine Mutter von den Großeltern und den Onkel und Tanten in Böken-dorf erzählte. Ich kannte sie noch nicht, weil ich zu jung war, um zu ihnen zu reisen, und war doch von einer so tiefen Sehnsucht ergriffen, dass ich glaubte, davon sterben zu müssen.“

„Ihr stark erregbares Wesen spricht wahrlich für eine Dichterseele. Sage sie mir noch mehr von ihren Wünschen und Fantasien, was sie erregt und ihr Herz in Wallung versetzt.“

„Meine Fantasie hat so viele Steckenpferde, dass eines sie immer in Aufregung versetzt. Oft sehe ich die Dinge plastisch vor mir, mit allen Details in Farben oder Formen, manchmal fürchte ich um meinen Verstand. Es ist so vieles, es wirbelt in meinem Kopf wie in einer großen Büchse, es kreist und fliegt. Allein aus Friedrich Justin Bertuchs Neuem Bilderbuch für Kinder steckt so viel in meinem Schädel, wir haben alle sechsunddreißig Bände zuhause in der Bibliothek, die ich sämtlich gelesen habe. Auch die vielen Abbildungen aus dem Bertuch stehen in meinem Kopf, als hätte sie jemand hineingemalt.“

„Weiter, spreche sie nur furchtlos, entdecke sie mir alles, was sie bewegt und beeinflusst und wohin ihre Sehnsüchte gehen.“

„Schon als Kind hatte ich so schreckliche Sehnsucht in die Ferne, Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, überall wollte ich sein, am liebsten zur gleichen Zeit. Diese Sehnsucht weicht nicht von mir, sie ist mein Plagedämon und mein Unglück und kann nie und nie gestillt werden, sie treibt und peitscht mich wie einen Kreisel. Ich will immer da sein, wo ich nicht bin und alles haben, was ich gerade nicht habe. Deshalb lese ich gerne die Abenteuer- und Räuberromane, da kann ich so recht eintauchen in das Ferne, Fremde und Schaurige und dabei glühen und rasen, vor allem in der Nacht, wenn ich wachliege.“

„Hat sie eine besondere Episode in Erinnerung, die ihr schaurig und unheimlich erschien?“

„Das Schaurigste ist in der Wirklichkeit geschehen, sie übertrifft ja oft das Erfundene. Als Prinz Nikolaus von

Russland in Holland gestorben ist, wurde, wie Ihr sicherlich wisst, seine Leiche durch Münster gebracht, an einem Markttag, alle konnten den Zug sehen. Aber der Prinz lag nicht etwa auf einem Katafalk, wie es Sitte gewesen wäre, sondern saß aufrecht in einem schmalen Wagen, der von des Prinzen Reitpferd, einem prächtigen Engländer, gezogen wurde. Dahinter folgte ein Wagen mit Kosaken. Alles war schwarz verhängt, aber allein die Vorstellung, dass der tote Prinz da saß und auf der mehrere hundert Stunden langen Reise langsam austrocknete, war über die Maßen schauerlich.“

„Was tut sie mit solchen Fantasien?“

„Ich schreibe sie in meine Gedichte ein. Ich weiß nicht, ob ich mich mal in Prosa versuchen soll, einen Schauerroman möchte ich gerne schreiben.“

„Versuche sie alles, was ihr in den Sinn kommt. Ob es gut ist, können wir danach diskutieren. Was tut sie denn, wenn die Sehnsucht sie überkommt und sie nicht fort kann, sei es aus eigener Unpässlichkeit oder anderer Umstände wegen?“

„Ich nehme mein Fernglas und erkunde damit die Welt. Mein Blick erfährt auf diese Weise eine wundersame Verlängerung und ich lasse ihn schweifen, so weit es geht. Hinter der Linse des Fernrohrs stelle ich mir die ganze Welt vor.“

„Und wie schlägt sich das dann in ihrer Dichtung nieder?“

„Es strömen mir reichlich Gedanken und Bilder zu, ich muss nur sehen, dass ich sie erhasche, sind sie doch kühn und unberechenbar wie scheuende Rösser. Manchmal laufe ich wacker hinter ihnen her wie ein Postpferd und werde genau so müde davon. Aber dann gewinnen die Bilder ihre eigene Kraft und werden mir unter den Hän-

den lebendig. Das ist der schönste Lohn, liebster Sprickmann, ich wünschte, ich könnte ihn immer und immer empfangen.“

Brüllende Löwen

.... Auch meinen innigen Dank, meine theure Ludowine, für das schöne süße Kränzchen, es ist wie mein Leben aus vielen schönen bunten Freudenblumen zusammengesetzt, und sieht mich so hold so freundlich an, wie die freundlichen Tage meiner Kindheit, oder wie die schöne kurze Zeit die ich in dem lieben Bökendorf verlebte, dem guten August danke ich auch herzlich für das schöne Gedicht, Grimm sage, es täte mir herzlich leid, daß er seine Namensveränderung oder Verdrehung so übel genommen hätte, und da es ihm so sehr mißfiel, so wollte ich ihn in Zukunft nicht mehr Unwille sondern Unmuth nennen übrigens würde ich die Märchen mit größter Freude sammeln, um ihn zu versöhnen, ewig deine Nette

Der Großmutter küsse ich die Hände, in größter Eil

Um 1814 an
Ludowine von Haxthausen

Bökerhof, Juli 1813/14 – Der Sommertag glitt in eine rauchig-violette Abenddämmerung, einzelne Sterne schauten vom Himmelsdach auf die Tafel mit den schmausenden Gästen im Garten des Bökerhofes herunter und verdichteten sich mit zunehmender Dunkelheit zu einem blinkenden Baldachin. Um die Johannisbeerbüsche mit ihren hellroten, fast erntereifen Dolden gaukelten Glüh-

würmchen. Nach dem Essen wehte das Lied von den zwei Königskindern, begleitet vom Gitarrenspiel Onkel Fritz von Haxthausens, dreistimmig durch die samtene Luft.

Jenny und Mutter jubelten mit den Tanten Ludowine und Sophie die Sopranstimme, Nette, Anna, Caroline und Dine sangen Alt, die Onkel Werner und August sowie Wilhelm Grimm unterlegten alles mit sonorem Bass.

Jenny war froh, dass das Singen die scharfen Wortgefechte ablöste, die Nette sich während der Mahlzeit mit Onkel August geliefert hatte. Es war darum gegangen, ob Frauen in der Lage seien, Musik zu komponieren. Nette war mehrmals aufgesprungen und in den großen Saal gerannt, wo das Klavier stand, und hatte Arpeggien mit schnellen Wechseln der Tonlagen durch die geöffneten Fenster hinausgedonnert.

„Alles von mir,“ hatte sie rot und verschwitzt August angeherrscht, als sie wieder an den Tisch kam, „was für ein Ammenmärchen, dass Frauen nicht komponieren können.“

Augusts Augen, die etwas zu eng neben seiner Haken-nase standen, waren vor Zorn dunkel geworden, schließlich hatte er sich mit einer abfälligen Handbewegung Wilhelm Grimm zugewandt und Nette ignoriert. Anna von Haxthausen saß neben Grimm und beobachtete das Gefecht genau, schweigsam, ein feines Lächeln um den Mund.

Jenny sah die beiden bei ihrem letzten Besuch auf Hüls-hoff in einer ähnlichen Szene vor sich. Nette hatte am Abend, als man lesend und plaudernd beieinander saß, die Schlusszene aus Goethes Stella rezitiert und die Verzweiflung der betrogenen Frau glaubwürdig und bewegend, vielleicht eine Spur zu ambitioniert, vorgetragen. Leiden-

schaftlich hatte sie den ursprünglich vom Meister favorisierten Schluss verteidigt, dass Stella, anstatt entsagungsvoll in den Tod zu gehen, sich den geliebten Ferdinand mit Cäcilie teilte. Goethe selbst hatte nach wütenden Zuschauerprotesten den Schluss geändert, ein Zugeständnis an Volkes Stimme, das Nette nicht guthieß. Sie wolle sich demnächst auch einem solchen Stoff widmen, dann aber ehrlich und lebensnah, hatte sie großspurig verkündet. Anna hatte eine Grimasse in Richtung August gemacht und ihn, wie Jenny beobachten konnte, unter dem Tisch gegen das Schienbein getreten.

Die Brüder Jakob, Wilhelm und Emil Grimm – der Karikaturist mit der spitzen Feder – waren Mitglieder des Bökendorfer Kreises, den die Onkel August und Werner gegründet hatten. Dort pflegte man seine literarischen Interessen und trug Märchen und Sagen zu der großen Märchensammlung der Gebrüder Grimm bei. Nette hatte sich am Anfang daran beteiligt, dann gefiel ihr die herablassende Art von Wilhelm Grimm nicht mehr, die er besonders gegenüber ihrer Eigenwilligkeit und ihren ständig sprudelnden Ideen an den Tag legte. In Zorn geraten konnte sie darüber, wie abweisend er Jenny behandelte, die ihre schwärmerische Ergebenheit ihm gegenüber kaum verbergen konnte.

Jenny ihrerseits wusste manchmal nicht mehr, wie sie Nette vor ihrer Überheblichkeit, mit der sie sich nur selbst schadete, bewahren sollte. Mehrmals beriet sie sich mit der Mutter, aber selbst die gab zu, oft zu verzweifeln. Seit dem Besuch einer gewissen Catharina Busch im Frühjahr war es ganz schlimm. Die Dame nannte sich Schriftstellerin und beklagte in einer Dauerlitanei die Festlegung der Frauen auf die Rolle als Bewunderin und Dienerin

des Mannes, in Fesseln lägen sie geradezu. Damit goss sie natürlich Wasser auf Nettes Mühle.

Jenny hatte die Busch, die mit einem gewissen Schüchking verlobt war, als unangenehm empfunden, eine geltungssüchtige Person mit starrem Blick und maßloser Selbstüberschätzung, wie nicht nur Jenny fand. Sie hatte gehört, dass eine hämische Karikatur der selbst ernannten Dichterin an Münsteraner Stammtischen kursierte.

Nette hatte übertrieben schwärmerisch auf die Busch reagiert und ein schwülstiges Gedicht verfasst, in dem von ihrer großen Liebe zu Westfalens Dichterin – ein Witz, eine so unbedeutende Person in diesen Stand zu erheben – und von durch sie evozierten Musenküssen die Rede war, gar zu einem seligen Grauen hatte sich Nette verstiegen. Jenny hatte nichts dazu gesagt, den Erguss aber der Mutter gezeigt – die nur verständnislos den Kopf geschüttelt hatte – und dann scheinbar unabsichtlich auf dem Klavier liegen lassen, bis Nette es fortgenommen hatte.

Zum Glück entging Mutter das Scharmützel zwischen Nette und August, weil sie am anderen Ende der Tafel saß und glucksend mit ihren Schwestern Ludowine und Sophie Neuigkeiten austauschte.

Wilhelm Grimm mischte sich nicht in den Streit ein, sondern lauschte ihm nur mit zunehmender Befremdung. Jenny sah es an seinen verschatteten Augen, die normalerweise freundlich und haselnussbraun strahlten. Sie versuchte ihn abzulenken, indem sie die Sprache auf die Sammlung der Kinder- und Hausmärchen brachte, die Wilhelm und sein Bruder Jakob im vergangenen Jahr herausgegeben hatten. Er antwortete einsilbig, an der Grenze zur Unhöflichkeit, obwohl Jenny zu seinen eifrigsten Zuträgerinnen gehörte und ihm zusammen mit Caroline

und Sophie von Haxthausen sowie Amalie Hassenpflug einige Dutzend Märchen geliefert hatte. Auch Nette hatte sich zunächst daran beteiligt, ihr anfänglicher Eifer war aber schnell verflogen. Für diesen Miesepeter müsse sie nichts mehr sammeln, hatte sie verkündet.

Grimm plante einen zweiten Band, für den Jenny weitere Ideen beisteuern wollte. Er reagierte jedoch kaum auf sie und ließ Nette mit ihrem Gebaren nicht aus den Augen. Jenny kniff den Mund zusammen, bleich und klein vor Enttäuschung. Sie wandte den Blick von der Schwester ab, als diese ein volles Glas Wein in einem Zug hinunterstürzte.

Sollte sie doch machen, was sie wollte!

Nette war fiebrig und schrill, sie versuchte, den Umsitzenden ihre Meinung über die Romantiker aufzunötigen. Werner und August, die literarisch hoch gebildeten Onkel, zählten neben den Brüdern Grimm auch Clemens Brentano, Johann Joseph Görres, Friedrich Schlegel, Achim von Arnim und Heinrich Heine zu ihren Kreisen und sprachen gerne und schwärmerisch über die berühmten Zeitgenossen.

„Nichts als brüllende Löwen,“ eiferte Nette, „Großkopferte, um deren Gunst man sich bemühen muss wie ein armes Tier, das um sein Leben kämpft.“

Jenny sah voller Pein die hängenden Mundwinkel Wilhelm Grimms, der sich immer mehr von Nette wegdrehte und seine Lippen mit den Zähnen knetete. Er wandte sich aber nicht ihr, Jenny, zu, sondern Anna von Haxthausen, die sich über einen Witz von Onkel August fast ausschüttete, etwas Unflätiges im Zusammenhang mit dem Abzug der Franzosen.

Es war jetzt ganz dunkel, um den Halbmond hatten sich Schleier gebildet. Die Diener brachten Fackeln, deren Schein über die immer weinseligere Gesellschaft strich.

Wilhelm erhob sich zusammen mit August und Werner von der Tafel, ohne Nette und Jenny weiter zu beachten. Mit Hilfe der Diener machten sie sich daran, das Feuerwerk abzubrennen, das meist den Höhepunkt der geselligen Abende bildete. Anna assistierte, sie trug den Korb mit dem Feuerwerk und den Zündhölzern hinter den Männern her wie bei einer Prozession. Als sie unter Hochrufen zu zündeln anfangen, lief Nette wieder ins Haus und die Ouvertüre zu Don Giovanni dröhnte aus den Fenstern. Jenny schien es, als würde Nette mit ihrem heiseren Organ mitgrölen. Polternde Märsche folgten, als die Raketen hochzischten und Vulkane, Feuertöpfe und brennende Sonnen an den Himmel malten.

Nach einem traurigen Abschied vom Böckerhof – Onkel Fritz zerfloss in Tränen – war die Reisegesellschaft bei Paderborn schon wieder guter Stimmung. Unter allgemeinem Gejohle packte Tante Caroline, die mit zurück nach Hülshoff reiste, ein Überraschungskästchen aus, das August ihr bei der Abfahrt in die Hand gedrückt hatte. Die Holzschachtel war mit Moos und Vergissmeinnicht ausgepolstert und enthielt ein paar Naschereien sowie je ein zusammengefaltetes Papier für Caroline, Jenny und Nette mit Grüßen von Wilhelm Grimm.

Jenny errötete und griff nach ihrem Zettel: *Und glaub mir auch, ich welke nicht/Die Wurzeln steh'n im Herzen/Vergiß mein nicht, vergiß mein nicht/Sonst muß es mich ja schmerzen.*

Nette grinste.

„Trefflich für einen Großkopferten und Sprachgelehrten, findest du nicht, Jenny? Vergißmeinnicht, Vergißmeinnicht, wie hold stehst du im Grase. Der Grimm, der kann es einfach nicht, ist alles nur 'ne Blase.“

Jenny sah beleidigt an Nette vorbei und verstaute den Grimm'schen Zettel in ihrem Beutel.

Von ähnlichem Kaliber war auch das Gedicht für Caroline: Sonnenschein reimte sich auf Blümelein, Maß auf Spaß und Stück auf Glück.

Nette bekam einen Kicheranfall und verschluckte sich, als sie ihren Zettel öffnete:

„Die Begierde ist keine Zierde wer immer sich brüstet nach dem nicht gelüftet den treffe ein Pfeil der wird niemals heil!“

Zwei Ausrufungszeichen groß und fett dahinter. Nette knüllte den Zettel zusammen und warf ihn zum Wagenfenster hinaus, ehe die anderen ihn lesen konnten.

Ein Hustenreiz stieg hoch, bis sie keuchte und nach Luft rang, Jenny suchte flatternd das Riechsalz, Caroline kramte nach einem Schnupftuch.

„Was stand denn um Himmelswillen drauf?“

„Nichts,“ keuchte Nette, deren Hals von feuerroten Flecken bedeckt war, „nur der Erguss von einem Dummkopf.“

In der nächsten halben Stunde, in der ein Regenschauer auf die Kutsche und die paderbörnischen Äcker niederprasselte, lehnte Nette mit geschlossenen Augen in der Ecke. Als sie sich wieder gefangen hatte, schien es Jenny, als habe sich ein leiser Zug des Triumphes um die blassen Lippen der Schwester gelegt.

Es ist ein schöneres Fieber, als das eigentliche, ein kühlendes Fieber, es läuft wie ein Schauer an ihr hinunter, wenn sie die Hand freilässt, um die Worte einzufangen, die Perlen der Schöpfung. Eine Gestalt schreitet heran, Bertha, die Heroin eines Trauerspiels, auch wenn alle Welt sagt, dieses Genre schicke sich nicht für eine Frau.

Giftige Kabalen am Hofe, kalte, bleiche Selbstsucht, eine zynische, von Machtinteressen gesteuerte Heiratspolitik,

die namenlosen Gräuel des Krieges. Und die Ohnmacht der Frauen, die dem Treiben der Männer tatenlos zusehen müssen, den sogenannten Heldentaten, die doch nichts als Unglück, Schmerzen und Tod bringen.

Wenn die Vision da ist, laufen die Gestalten von alleine los, die Feder stellt sich in ihre Dienste und jagt den Gedanken voraus. Nette liebt dieses hochfliegende, nur mühsam zu erreichende Gefühl und ist davon überzeugt, dass in solchen Momenten Gott durch sie spricht. Allein schon deshalb kann es nicht unschicklich oder gar unmöglich sein, dass eine Frau dichtet, wie die Männer vom Schlage Haxthausen oder Grimm behaupten. Sie zitieren Rousseau, der in seinem Emile dazu aufruft, dass die Erziehung der Frauen auf die Männer Bezug nehmen müsse, damit sie ihnen das Leben angenehm machten und ver-süßten. Übergriffe müssten Frauen klaglos ertragen können, so wie es Fichte in einem seiner Pamphlete postuliert: Die Frauen sollten sich um ihrer eigenen Ehre willen unterwerfen, sie gehörten nicht sich selbst an, sondern dem Manne. Die Jünglinge müssten dagegen vom Ballast unnötiger Dressur befreit werden, damit sie ihre Kräfte richtig entfalten könnten.

Nette wird übel vor Wut, wenn sie die Onkel solchermaßen schwadronieren hört.

Sie könnte um sich schlagen, wenn sie sich die selbstgefälligen Gesichter vorstellt, die am liebsten alles auf Latein lesen, damit es die dummen Frauen nicht verstehen. Dabei könnte Nette auch darin locker mithalten.

Im Übrigen sind die eifrigsten Leser von Literatur die Frauen, man weiß es längst. Sie gehen in die Leihbibliotheken und gründen literarische Kränzchen und Salons, einige schreiben auch. Sophie von La Roche kann tatsächlich von ihren Romanen, Reiseberichten und Gedichten

leben, auch Sophie Mereau, die Boccaccio und Montesquieu übersetzt und den Göttinger Musenalmanach herausgegeben hat. Sie fand sogar vor Schillers Augen Gnade, der ihr eine gewisse Schreibgeschicklichkeit nicht absprechen wollte, aber gleichwohl Dilettantismus konstatierte. Allerdings soll die Mereau, bevor sie dem hartnäckigen Werben Clemens Brentanos nachgab, geschworen haben, sich nicht mehr mit Versen, sondern nur noch mit Kochbüchern beschäftigen zu wollen.

Bertha oder die Alpen, Trauerspiel in drei Aufzügen – ein weiblicher Irrweg? Oder gar, wie Schiller sich in seinem Gedicht *Die berühmte Frau* nicht entblödet, ein Zwitterwesen, *Ein Kind mit eines Riesen Waffen*, *Ein Mittelding von Weisen und von Affen*?

Hoppla, jetzt erst recht! Ehe Nette sich versieht, steht das Stück schon als Fragment da. Der Rest fließt nach, steht hell und glänzend vor ihr: ...oft fallen mir die Strophen in großer Menge bey... Allerdings ist der Text, wenn er da als krakeliger Hühnerhaufen auf dem Blatt erscheint, noch lange nicht geordnet, redigiert, in eine schlüssige, lesbare Form gebracht. Das ist jedes Mal eine Quälerei, vor allem für die Augen und den Kopf, aber, wie Sprickmann ihr immer wieder einbläut, das Wichtigste an der Sache.

Sie muss sich stark niederbeugen beim Schreiben, damit sie überhaupt etwas sieht, eine Marter für ihren Rücken. Das sind weitere Plagedämonen, die der Herrgott ihr auferlegt hat: die Kurzsichtigkeit, einhergehend mit Augenentzündungen, die schnelle Erschöpfung mit Blutandrang und Schweissausbrüchen, die Neigung zu starken Rücken-, Kopf- und Magenschmerzen, zu große Nervosität und Affektionsbereitschaft.

Jenny und Mutter zählen noch Nettets Geltungssucht und ihre Ungeduld zu den Plagedämonen, für die sie Gott

womöglich mit den anderen straft. Nette weiß sehr wohl, worüber sie manchmal tuscheln.

Die Ärzte geben sich die Klinke in die Hand, wenn es wieder so weit ist, Mutter ringt die Hände: Tun Sie doch was, Herr Doktor, was soll nur mit unserem Netteken werden.

Besonders schlimm wird es um das Äquinoktikum herum. Neuropathisch-psychopathische Anlage, was immer das sein mag. Die Schwindsucht gar oder die Schilddrüse, aber mehr als Wickel, Aderlässe, Blutegel und ein paar dubiose Pülverchen, die nicht helfen, fällt den Herren Medizinern nicht ein.

Vor allem können sie nichts gegen die schlimmen Nachrichten tun, die Nette förmlich überrennen, druckfeucht fluten sie aus den Zeitungsseiten: Napoleon zieht eine blutige Spur durch Europa, von der Front im Osten kommen täglich Wagenladungen voll mit Verstümmelten, Rekonvaleszenten und Sterbenden nach Münster, Typhus bricht aus. Onkel Friedrich ist in Spanien gefallen, Onkel Werner aus dem Londoner Exil zurückgekehrt, um an Napoleons endgültiger Niederlage mitzuwirken. Onkel August geht als Freiwilliger in hannoversche Dienste. Nach der verlorenen Völkerschlacht bei Leipzig ziehen die Franzosen endlich aus Münster ab, aber nun kommen die Kosaken, die auf dem Neuen Platz mit ihren Pferden in Zelten kampieren und abends um Lagerfeuer sitzen. Dazu Russen, Schweden und Preußen, die sich als Befreier feiern lassen. Auf Hülshoff werden die höheren Dienstränge einquartiert, sie benehmen sich passabel, die Tage sind aufregend und abwechslungsreich.

Wieder ein Stoff, eine Rittergeschichte ohne Ritterromantik, für Mutter zum Geburtstag. *Walther* könnte der

Titel heißen, es fließt nur so hervor. Kein Held ist Walther, sondern ein sanftmütiger, gebrochener Mensch, der nie mehr in den Krieg ziehen möchte. Er liebt eine schöne Maid, die Tochter armer Eltern, damit ist aber sein Vater nicht einverstanden und tötet das Mädchen.

Rittergeschichten sind en vogue und heiß begehrt. Wo bei Nettes nicht nach dem gängigen Muster gestrickt ist, bei dem der Held stets große Taten vollbringt, aber das muss das Publikum ja nicht gleich merken. Warum nicht den allgemeinen Geschmack bedienen und durch die Hintertür die richtige Aussage machen? Das geht, ohne die eigene Seele zu verraten.

Mutter, obwohl ihre eigentlichen Favoriten Shakespeare und Iffland sind, schätzt Nettes Dichtungen. Allerdings hat sie Anstoß daran genommen, dass der alte Ritter sich im zweiten Gesang vergiftet. Nachdem Nette es umgeschrieben hat, lässt die Mutter *Bertha* und *Walther* kopieren und gibt die Fragmente den Verwandten zu lesen.

Wenn es doch einen Verleger gäbe und die Sache mal in Schwung käme. Manchmal träumt Nette davon, dass ihre Werke in den Leihbibliotheken stehen und in Stapeln über die Ladentische gehen.

Ausflug in die Stadt

Der Mai, der Mai, der lustige Mai. Sie schaukelten in der offenen Kalesche, die Luft war süß und die neuen Kleider bauschten sich grün und resedengelb, die Mutter in königlichem Rot. Sogar Jenny hatte sich anstecken lassen und sich vorsichtig in die Wangen gekniffen, damit sie rosig glühend in Münster ankam. Mutter hatte kräf-

tig den Riechwasserflakon gepumpt und Puder über die Nasen der Mädchen gestäubt. Der Vater war ebenfalls herausgeputzt im schwarz-gelben Ornat mit blütenweißem Spitzenjabot, darauf prangten alle seine Orden in Reih' und Glied. Er himmelte seine hübschen Töchter an und drohte, er werde sich jeden Bewerber, der in ihr Leben trete, einzeln vorknöpfen und aufs strengste examinieren. Für seine Töchter komme nur der Beste der Besten, den der Heiratsmarkt zu bieten hat, in Betracht.

„Weder Franzos' noch Preuß', ein gestandener Westfale muss es sein,“ lachte der Vater.

Nette feixte und stimmte mit in den Nacken gelegtem Kopf einen Singsang vom Franzos' mit der roten Hos' an.

„Ein Sperling könnte bei unserm Nettekén auf dem schiefen Näsken landen,“ kicherte der Vater, „wär sogar noch Platz für'n Körnchen zum Picken.“

„Bist selbst ein Schiefnäsken, Papa, von wem hätte ich es wohl sonst? Eher ist es doch ein Riesennäsken, das der Herrgott uns beiden spendiert hat.“

In Münster schwirrte die Luft, die Stadt war ein einziger Gala-Empfang für die preußischen Herren, die nach neun-jähriger Franzosenherrschaft zurückkehrten: Bälle, Feuerwerke, Fahnenweihen, Festessen, Preisschießen, Konzerte, Opern- und Theateraufführungen, ein feierliches Te Deum im Dom.

Die Mutter hatte Nette ins Gebet genommen, sich nur immer an Jennys Seite zu halten und in dem Festgetümmel nicht auf eigene Faust loszuziehen.

Abends wurde auf den Bällen gewalzt, bis die Zehen blutig waren, preußische Beamte mit ihren Familien und Sprosse aus dem paderbörnischen, dem kölnischen und dem sauerländischen Adel tummelten sich in den Sälen.

Nette war geschickt, wenn es darum ging, einen guten Platz zu erwischen: ein flinker Schritt voran, ein Klimpern mit den Augen und das Wachpersonal schob sie in die erste Reihe.

Am schönsten war es im Salon der Generalin Wilhelmine von Thielmann, die in einer Hälfte des Münsteraner Schlosses residierte. Ihr Mann Johann Adolf war ein Schöngeist, es hieß, er kenne Goethe persönlich und habe auch Schiller gekannt. Außerdem habe er das Band zwischen seiner Schwägerin Julie von Charpentier und Novalis geknüpft.

Nette genoss die Aufmerksamkeit, die ihr im Thielmannschen Salon zuteil wurde, badete in den Blicken der jungen Männer und bemühte sich, Jenny, die aussah, als würde sie sich am liebsten hinter die Fensterportieren verkriechen, ein Stück vorzuschieben. Der Schwester war es sichtlich zu viel, wie Nette mit fremden Männern parlierte, einem Grafen, der neben ihr saß oder einem jungen Studenten in vollem Wuchs.

Sie zog die Blicke auf sich, weil sie zu einer zarten Schönheit erblühte, einer fremdartigen, goldgelockten Schönheit, die dreist nach vorne ging und Einlagen mit Klavierspiel und Gesang gab, die ihre rauchige, nicht sehr laute Stimme ohne Scham erklingen ließ, die tanzte, strahlte, in den Tanzpausen an die Seite Wilhelmine von Thielmanns huschte, die leicht ihre Mutter hätte sein können. Sie plauderte, rezitierte, echauffierte sich, erntete auch irritierte Blicke von den älteren Damen, versuchte aber, es mit überbordendem Charme wieder gut zu machen.

Sie konnte nicht genug bekommen und wirbelte von einer Festivität zur nächsten. Manchmal nahm die Mutter sie beiseite und mahnte, sie wisse doch, worauf das hinauslaufe, und eines Morgens, nachdem sie in der Nacht

bis drei Uhr getanzt hatte, war es wieder so weit. Nettes Mandeln waren rot wie überreife Erdbeeren, ihr Kopf drohte zu platzen, die Augen brannten und waren so trocken, dass man ihr feuchte Kompressen auflegen musste.

Keine Besuche, kein Tanzen, kein Lesen, kein Dichten, kein Musizieren, auch kein Vorlesen. Der Arzt wiegte den Kopf, verordnete Bettruhe und empfahl, die Rekonvaleszentin aufs Land zurückzubringen, in die gute Hülshoffer Luft, das Getriebe der Stadt sei Gift für sie.

Lange, öde Tage ohne Abwechslung und Aufregung, ewiges Gleichmaß. Die Aurikeln hangelten sich im Garten hoch, die Vergissmeinnicht schossen ins Kraut, die Rosen rankten, blühten, glühten, ehe Nette sie abschnitt, in einem Körbchen sammelte und die Blätter mit Öl ansetzte, wie es die Amme ihr gezeigt hatte. Wenigstens verbot ihr niemand die Gartenarbeit, im Gegenteil, der Arzt hatte körperliche Bewegung an der frischen Luft verordnet, ohne dass sie sich überanstrengte. Sie umhegte die Jungpflanzen im Gewächshaus, die gute Fortschritte machten und vom Gärtner bald ausgepflanzt werden konnten, häufelte und lockerte den Boden, jätete Unkraut, band Sträucher zusammen, bezupfte und besprach sorgfältig die Blühpflanzen, wusch Läuse und andere Schädlinge mit Seifenlauge von den Blättern. Nachmittags lasen Jenny und Mama ihr alle Zeitungen und Briefe vor, die im Lauf der Woche ankamen. Sie führten nach der Lektüre Dispute, wobei die Mutter penibel darauf achtete, dass jedes Quäntchen Eifer und Aufregung in Nettets Beiträgen sanft unterbunden wurde.

Im Vogelzimmer beim Vater sitzen und dem zwitschernenden Chor aus den kecken Schnäbelchen lauschen, den ge-

wisperten Gedichten und drolligen Geschichten aus dem gespitzten Mund des Vaters, dem schabenden Geräusch der Zeichenkohle, wenn er seine kunstvollen botanischen Zeichnungen anfertigt: Blüten, Gräser, Früchte, filigrane Kunstwerke zum Lobe des Herrn und seiner Schöpfung. Sie sieht vor sich, was er zeichnet, auch wenn sie die Augen bedeckt, sie kann die Form hören und findet ihre Vermutung meistens bestätigt.

Wenn die Augen sehr schlimm sind, nimmt sie die samtenen Kästen, in denen die Sammlungen ruhen, mit aufs Kanapé. Inzwischen besitzt sie eine ansehnliche Zahl schöner Stücke, teilweise zusammengekauft, teilweise geschenkt von den Onkeln. Sie lässt Hände und Finger über die Gemmen, Versteinerungen, Münzen und kleinen Uhren gleiten, ihre Fingerspitzen sehen für sie, die feinen Strukturen von Schnecken und Gräsern in den Versteinerungen, die Prägungen der Münzen, die Wert und Herkunft verraten. Die Mutter und Jenny können kaum fassen, wie fein ihr Tastsinn ist.

„Mein drittes Auge,“ sagt Nette, „auf die anderen zwei ist nicht immer Verlass.“

Mutter fürchtet wieder, dass Nette ihren rastlosen Geist überanstrengt, und begreift nicht, dass sie ihre Gedanken nicht einfach ausblasen kann wie eine Kerze.

Wenn Nette krank zu werden droht, schickt die Mutter nach Altenberge zur Amme Maria Catharina Plettendorf, die sofort kommt. Sie hat die kleine Annette nach der Geburt als schwächliches Siebenmonatskind aufgepäppelt und ihr das Leben gerettet.

Niemand beruhigt Nette so wie die Amme, wenn sie mit einer Näharbeit an ihrem Bett sitzt und singt oder auf Münsteraner Platt die alten Geschichten erzählt, die Nette mitbrabbeln kann, so vertraut sind sie ihr. Einige davon

haben den Weg in die Grimm'sche Märchensammlung gefunden.

Aber auch die Amme kann nicht verhindern, dass sich die Bühne vor Nettes innerem Auge wieder bevölkert, dass Gestalten heranziehen wie Lemuren und ans Licht der Welt drängen.

Eine Oper, warum nicht?

Bad Driburg, September 1819 - Manchmal stellte sie sich vor, dass der Kurpark von Bad Driburg eine einzige Laterna Magica war, von Gaslampen beleuchtet und mit Musik untermalt. In Münster waren Vorführungen mit diesen Wunderlampen in Mode, jeder, der was auf sich hielt, präsentierte eine in seinem Salon.

Nette hatte zusammen mit Sprickmann eine solche Darbietung besucht. An die weiße Decke eines abgedunkelten Saals war mit Hilfe einer großen Gaslampe ein Himmelszelt mit bunten, schwebenden Engeln projiziert worden, untermalt von Geigenklängen und einem Erzähler, der sich als Petrus ausgab und entsprechend pastoral sprach. Das Gefühl, sich mitten im Himmel zu befinden, war beglückend gewesen, die perfekte Illusion. Sprickmann hatte lange über die Entwicklungschancen der Projektionstechnik und der bewegten Bilder gesprochen: Einen Siegeszug sondergleichen würden sie antreten und in der Kultur der Menschen zukünftig eine große Rolle spielen.

Die Kur tat Nette gut, sie trank täglich Brunnenwasser und bekam Anwendungen, Fußbäder und Massagen. Mutter hatte ihr untersagt, Papier mitzunehmen und ein

strenges Schreibverbot erteilt. Sie unterlief es, indem sie alle Zettel sammelte, die ihr in die Finger kamen: Menukarten, Billette für die Leihbibliothek und das Konzerthaus. In der Bibliothek der Kurklinik hatte sie einige vergilbte Bögen gefunden und mit aufs Zimmer genommen. Sie kritzelte jede freie Stelle voll mit Notizen und nahm sich vor, auf dem Bökerhof, der nach der Kur im Frühjahr ihre nächste Station sein sollte, alles ins Reine zu schreiben.

Sie war atemlos vor Ungeduld, denn auf dem Bökerhof erwartete sie ein Wiedersehen, dessen Ausgang sie nicht einschätzen konnte. Es handelte sich um den Göttinger Jurastudenten und Dichter Heinrich Straube, dem sie vor Jahresfrist begegnet war, als er zusammen mit Onkel August zu einem Osterbesuch nach Hülshoff gekommen war. Ein begabter, aber auch armer Poet, dessen Vater, ein ehemals angesehener Kaufmann aus Kassel, Bankrott gemacht hatte und der sein Studium nur dank Haxthausenscher Unterstützung fortsetzen konnte. Er arbeitete an der von August herausgegebenen Zeitschrift *Die Wünschelruthe* mit und der Onkel pries sein Talent.

Tante Anna von Haxthausen verzog freilich das Gesicht, wenn die Rede auf Straube kam, potthässlich sei der, keifte sie, einer mit Kartoffelnase, da nütze die ganze Bildung nichts. Sie mokierte sich über seine Verse, mit denen er wohl Hölderlin nacheifern wolle, aber das sei verlorene Liebesmüh.

Mutter war dagegen rundum entzückt von Straube. Obwohl er Protestant war, fuhr er mit der Familie nach Münster, um die Feierlichkeiten der Osternacht zu begehen und Kränze aus den Frühblühern im Treibhaus, die sie auf Hülshoff gebunden hatten, auf die Stufen des Ma-

rienaltars im Dom zu legen. Straube sang die Marienlieder mit heller, inbrünstiger Stimme mit und brachte Mutter den ganzen Nachmittag zum Lachen, überhaupt war die Stimmung in seiner Gegenwart heiter und gelöst.

Nette hatte die beiden Spaziergänge mit dem Jurastudenten nicht vergessen, die sie bis zum Rüschnhaus geführt hatten, einem Anwesen in der Nähe, das Vater als Witwensitz kaufen wollte. Innig waren die Gespräche mit ihm über die Bedeutung des Lyrischen gewesen, es hatte sich eine völlig unerwartete, dafür umso tiefere Nähe eingestellt. Auch sein verschrobenes, aber kluges und liebes, meistens lachendes Gesicht, aus dem ein mächtiger Schalk blitzte, stand plastisch vor ihr, seine Stimme und sein Duft pulsierten warm in ihrem Herzen.

War das der vielbesungene Zauber? Im Gegensatz zu Onkel August, der ihr wie immer herablassend und unfreundlich begegnet war, war Straube ausgesprochen höflich gewesen und hatte Nettens Nähe gesucht, ihr literarisches Urteil geachtet, diskutiert, nachgefragt. Er hatte ihr seine Verse gezeigt und war neugierig auf ihre gewesen, hatte sich amüsiert, als sie sich einmal in einem hitzigen Disput verfranzte und nicht mehr gewusst hatte, was sie sagen wollte, mehrmals hatten sie sich vor Lachen ausgeschüttet.

Sie hätte schon damals gerne die zarte Haut seines Halses berührt, wusste aber nicht, wie sie es anstellen sollte.

Die Gedanken an Straube beschäftigten sie in Bad Driburg einen großen Teil des Tages, aber es regte sich auch ihr Tatendrang. Die Kur schlug an, es ging ihr gut, zum ersten Mal seit Monaten keine Magen- und Brustschmerzen mehr, kein Ohrensausen, kein Katarrh, nur die Augen schwächelten nach wie vor.

Allerdings machte die Langeweile sich wieder breit. Sie beschloss, eine Reihe von Briefen wenigstens anzufangen und sie auf dem Bökerhof zu beenden, dann hatte sie Medizinalrat Hauenstein, der strengste Ruhe und vor allem Schonung für die Augen predigte, ein Schnippchen geschlagen. Und wenn sie sich an die Geistlichen Lieder für die Großmutter machte, die sie ihr versprochen hatte – ein Lied für jeden Feiertag im Kirchenjahr – konnte niemand ernsthaft etwas dagegen sagen. Die Strophen mäanderten in ihrem Kopf herum und sie schrieb sie auf ihre Zettel, warf nur Ideen hin, die sie in Bökendorf ausführen und vielleicht Straube zeigen wollte.

War er genau so begierig auf das Wiedersehen wie sie oder würde er sie enttäuschen? Das Gefühl des Verliebtseins war rauschhaft und prickelnd, aber die Angst lauerte, der Absturz lag nahe.

Einstweilen sitzt sie im Kurpark, beobachtet das Treiben der Kurgäste und macht sich Notizen.

Eine Oper, warum nicht, eine kleine zumindest. Irrungen und Wirrungen im Kurgarten – oder so ähnlich.

Vorhang auf für Frau von Stuttnitz, von der Gicht gezeichnet, aber frohen Mutes. Dramatischer Sopran. Trägt ihr Schicksal mit Heiterkeit und Würde. Ist intim mit dem Dichter Werner und gleicht bis aufs Haar der seligen Hofrätin Blume, als seien sie Zwillingsschwestern.

Von links alsdann Frau von Sierstorpf, Altistin, in Moll getaucht. Sie leidet merklicher, muss eine Weintraubenkur machen, sechs Wochen nichts als Weintrauben. Die arme Seele muss mit einer besonders dramatischen Arie bedacht werden.

Hauptdarsteller und Heldentenor ist zweifelsohne Joseph Freiherr von Knigge, Neffe des berühmten Adolph von Knigge. War lange in Afrika und hat herrliche Reise-

bücher herausgegeben. Leider ein schiefes Gesicht, jedoch sehr belesen. Schwärmt für Nette und ihre Musik. Seine Frau ist Russin, hat aber passable Deutschkenntnisse, die für eine kleine Rolle reichen.

Schließlich Obrist Decken, Bassbariton, Schriftsteller mit großem Verstand, leider auch er wenig ansehnlich. Er könnte den Intriganten geben, den Schufft. Rezipiert ständig eigene Gedichte, die aber, entre nous, nichts taugen. In zweiter Ehe mit Mine verheiratet, einer geborenen Brown, Engländerin, Soubrette mit nächtlichen Alpträumen, Nichte des Herzogs von Hamilton, die Nette herzlich lieb gewonnen hat. Klug und wunderschön, von nicht zu übertreffender Sanftheit. Zwei Stieftöchter, eine davon Klosterdame und unnahbar, makellos gekleidet. Jedoch die jüngere, Sophie, ein wahrer Schatz, gelöst und natürlich, hilfsbereit. Die eine lyrischer, die andere dramatischer Sopran.

Zwietracht säen, hysterische Duette ausarbeiten.

Nachmittags improvisiert Nette auf dem Flügel in Deckens Salon vor aufmerksamem Publikum.

Vielleicht kann sie unter einem Pseudonym Porträts schreiben und sie dem Münsterschen Intelligenzblatt anbieten? Straube gefiele das sicher und sie überlegt, ob sie ihm die Idee schreiben soll.

Liebchen, das im Herzen wacht

Bökerhof, Frühjahr 1820 - Wilhelm Grimm hatte sich seit ihrem letzten Treffen nicht verändert, das spürte Nette sofort bei der Ankunft auf dem Bökerhof. Er trat ihr steif entgegen und machte zu ihren spitzmündig applizierten Begrüßungsworten ein Gesicht, als beiße er in eine Zitrone.

„Ach, der Herr Grimm, ist ja nicht schlimm!“

Die kleine Retourkutsche auf sein Schmähdgedicht musste erlaubt sein.

Grimm schlug andeutungsweise die Hacken zusammen und sah durch Nette hindurch, den Handkuss, zu dem ihm Jenny den Arm reichte, verhuschte er und beachtete auch nicht das Paket mit den Manuskripten, das sie ihm geben wollte. Ihr schüchternes Lächeln erfor, als seine Augen über sie hinwegschweiften zum Eingangstor des Böckerhofes, in dem Anna von Haxthausen winkend und juchzend stand. Die Tante kam heran und streifte Nette mit einem schwer zu deutenden Blick.

„Straube ist schon da, er musste aber heute nach Höxter und schickt dir einen Willkommensgruß.“

Anna schwenkte ein versiegeltes Billet, dessen Handschrift Nette sofort erkannte.

„Er kommt heute noch zurück, er wird bald da sein,“ setzte Anna hinzu und registrierte das Aufleuchten in Nettes Gesicht.

Während der tumultartigen Begrüßungsszenen mit den Großeltern und allen Tanten und Onkeln kämpfte sie mit gemischten Gefühlen. Einerseits Freude und unendlich süßes Herzklopfen, andererseits – vielleicht stellte sich heute noch alles als ein Riesenirrtum heraus. Sie flog die Treppe hinauf in das Zimmer, das sie mit Jenny bewohnen würde, ihre Kisten und Koffer standen schon bereit zum Auspacken.

Sie riss mit fliegenden Fingern das Briefchen auf.
Meinem Liebchen, stand da als Widmung.

*Bin im Schlaf ich dann versunken
Mich umgibt die dunkle Nacht*

*Da umarmt mich liebestrunken
Liebchen, das im Herzen wacht.*

Freudig erleichtert öffnete sie das Fenster und schaute in den Hof mit den wallenden, schwatzenden, rufenden, sich umarmenden Verwandten, umschwirrt von der Dienerschar, die Berge von Gepäckstücken ablad und auf die Gästeräume des Hauses verteilte.

Da sah sie ihn durchs Tor treten, seine kräftige, leichte Gestalt, sein gleitender Schritt. Er suchte zuerst die Gruppe der Verwandten mit den Augen ab, blickte dann zu ihr hoch, strahlte, winkte und kam unter das Fenster. Sie lehnte sich hinaus und funkelte ihn an, zog den Reisehut vom Kopf, rebelte langsam die Flechten mit den Fingern auf und schüttelte ihre Locken.

Er stand wie gebannt.

Dann hing sie sich wie ein Kasperle über das Fensterbrett, ließ Arme und Kopf herunterbaumeln, das Haar ein goldener Vorhang. Er hob ängstlich die Hände, trat direkt unter sie und reckte sich, als wolle er an der Fassade hochklettern.

„Komm,“ gurrte sie, „komm kleine Eidechse, wirst doch das Stückchen zu mir fliegen.“

Er machte mit den Armen Flugbewegungen und flötete mit seiner hellen Stimme, die ihm den Spitznamen Wimmer eingebracht hatte: „Rapunzel, Rapunzel, lass mir dein Haar herunter.“

Sie schüttelte die Mähne, die hin- und herschwang, sah den sanften Schmerz in seinen Augen, der ihr so gefiel.

„Aber das ist ja das goldene Vlies, wo hast du es gefunden?“

„Der Königsson hat es mir gebracht, der schönste von allen. Er hat meinen Gesang gehört und ist gleich herbeigeeilt.“

„Aber wie kommt er zu Ihnen hinauf, lieblichste Prinzessin?“

„Ich mache ihm eine Leiter und singe dazu.“

Sie richtete sich halb auf und begann, die Haare wieder zu flechten, dabei summete sie leise. Mittlerweile war die Begrüßungsgesellschaft aufmerksam geworden und starrte hoch mit weißen Teller Gesichtern. Nur Anna von Haxthausen, auf deren Wangen kreisrunde Flecken glühten, stach hervor.

Straube hopste vor der Wand herum, er ignorierte die Leute hinter ihm und versuchte zu flüstern.

„Dein Gesang ist Engelsmusik.“

„Die Mume wird kommen und den Prinzen verderben,“ raunte sie, „es sei denn, er nimmt es mit ihr auf.“

„Wird sie ihm ihre Dornen in die Augen stoßen?“

„Nicht, wenn Rapunzel es nicht will. War es nicht so, dass sie seine Augen mit ihren Tränen netzte und er davon genas?“

„So steht es im Märchen,“ sagte Straube. „Aber willst du nicht herunterkommen und wir sehen, wie die Wirklichkeit ist?“

Er sah fliegendes Haar im geöffneten Fenster, dann stand sie schwer atmend vor ihm, nahm sein Gesicht in ihre kleinen Händen und drückte ihm Küsse auf beide Wangen.

Nette bemerkte, dass Anna rot und blass wurde. Sollte sie doch, sollte sie den dummen Onkeln ruhig alles hintertragen, wen kümmerte das schon.

Sie flocht hastig ihre Zöpfe zu Ende und steckte sie auf dem Kopf fest, ihre Stimme war laut und entschieden.

„Komme er nur, Straube, mag er mit mir die Gewächshäuser ansehen? Die Großmutter sprach davon, dass bereits kleine Gürkchen am Strauch hängen.“

Aus den Augenwinkeln sah sie, dass Wilhelm Grimm, der am gleichen Abend abreisen wollte, die Abschiedstour begonnen hatte und eifrig vor Eltern und Großeltern komplimentierte. Als die Reihe an Anna war, flüsterte er ihr etwas ins Ohr. Er hatte das Paket mit Jennys Manuskripten unter dem Arm und dankte ihr kühl und beflissen, auch im Namen seines Bruders Jakob.

Gut, dass Grimm Ostern nicht mit ihnen verbrachte. Auch die Onkel August und Werner wollten an den Festtagen in Kassel sein, unbeschwerte Tage standen also in Aussicht.

Das Wasser steigt

Am Mittwoch vor Ostern waren Grimm und die Onkel weg, sodass sie freie Bahn hatten. Nette machte keinen Hehl aus ihrer Freude darüber, hängte sich bei Straube ein und streifte mit ihm über das Gut und durch die umliegenden Wälder. Anna folgte ihnen zwar wie ein Schatten – sie schien Instruktionen bekommen zu haben – aber sie legten falsche Fährten und schüttelten die Tante immer wieder ab. Ein Vergnügen ohnegleichen, in den Gewächshäusern oder im Gartenlabyrinth die abwegigsten Verstecke zu suchen.

Der verliebte Geck verehrte Nette eine Zeichnung, die Ludwig Emil Grimm von ihm gemacht hatte: Straube auf der Entenjagd, bis zu den Waden im Wasser stehend und ein Pfeifchen schmauchend.

„Nicht, dass du im Teich versinkst, Heinrich,“ frotzelte sie, „das Wasser könnte höher und höher steigen.“

„Wenn es steigt, dann steigt es, was will man dagegen tun?“

Sie standen im dampfig warmen Treibhaus, auf das die Frühlingssonne schien. In kleinen Töpfchen wurden Tomatensetzlinge sowie Radieschen, Möhren, Klee, Vergissmeinnicht, Winden und Akelei gezogen, die bald ausgepflanzt werden sollten.

Nette lehnte sich an den Pflanztisch und lockte Heinrich, sie wollte Küsse tauschen in der feuchten Luft und die Haut seines Halses riechen, ihn kosen und niemals fortlassen. Er wollte es auch, bekam aber immer wieder Skrupel.

„Du darfst unseren Stand nicht außer Acht lassen,“ sagte er, als sie ihren Kopf an seine Schulter schmiegte, „deine Hand ist zu hochwohlgeboren für die meine, das weißt du.“

„Papperlapapp, her mit der Pfote.“

Sie legte ihre kleine auf seine breite, kräftige, warme Hand, die sie so gerne auf ihrem Arm spürte, an der Hüfte, auf dem Haar, das er zu streicheln und zu zausen liebte.

„Deine Hand ist viel größer und schöner als meine.“

Er tupfte ihr Küsse auf die Stirn, sie drängte ihm entgegen.

„Manchmal fürchte ich, dass deine Mutter plötzlich da steht,“ flüsterte er, „was machen wir dann?“

Nette kicherte, sie stellte sich die Mutter mit aufgelösten Flechten und schwingendem Knüppel vor, eine Megäre.

„Sie mag dich,“ drängelte sie, „sehr sogar, und wenn wir vollendete Tatsachen schaffen, ist es auch schon egal, dann muss sie damit leben.“

Von draußen hörten sie Anna rufen und juchzen, ihre rote Haube flog durch den Garten.

„Nette! Heinrich! Kommt, die Kutsche steht bereit, wir wollten doch nach Brakel fahren.“

Nette zog Straube hinter eine Wand von Waldreben, die noch die braunen Blätter vom Herbst trugen und leise

knisterten. Anna kam herein, sie suchte auf und unter den Tischen, rief, klatschte in die Hände, bis Nette so laut losprustete, dass Anna zusammenschrak.

„Wusste ich’s doch, dass ihr hier seid.“

Anna machte die Augen schmal und musterte beide von oben bis unten. Nettets Flechten waren gelöst, ihr rosiges Gesicht sprach Bände. Sie strahlte Straube an und sagte über die Schulter zu Anna, die Kutsche solle ruhig fahren, sie und Heinrich hätten noch zu tun.

„Und was denn, bitte sehr?“ Anna stemmt die Fäuste in die Hüften. „Wenn das Therese hört.“

„Lass das meine Sorge sein,“ näselt Nette, „ich spreche mit ihr.“

Anna drehte sich um und knallte die Treibhaustür zu, deren Scheiben nachzitterten.

„Sie wird es nicht Mama sagen, sondern Onkel August und Onkel Werner weitertratschen. Die beiden sind unsere Widersacher, die wollen nicht, dass wir glücklich sind.“

„Sind wir’s denn, Nettekén?“

„Ich bin’s,“ flötete sie, „wenigstens, wenn du bei mir bist.“

Anna jagte durch den Garten, ein fliehendes Rotkäppchen.

„Ich sage Mama, dass wir die Geistlichen Lieder durchsehen müssen, da ist größte Eile geboten. Großmutter wartet auf die fertigen Osterlieder.“

Sie huschte hinaus, Straube ging zögerlich hinterher. Sie lief zu der angeschrirten Kutsche vor dem Tor und verhandelte mit der Mutter, die unwillige Gesten machte, dann aber dem Kutscher das Signal zum Losfahren gab.

Anna saß wütend neben ihrer Schwester. Dann eben nicht. Dabei war es Nette, die gedrängt hatte, in Brakel zusammen Kleiderstoffe für den Sommer mit passenden

Spitzenbesätzen auszusuchen. Es gebe Mousseline und Seide, hatte Nette gejauchzt, alles der letzte Schrei, in den schönsten Pastellfarben. Ihr schwebte blau, zartviolett und weiß vor, ein Ballkleid, was Leichtes für die heißen Tage.

Sie steckten den ganzen Nachmittag die Köpfe in die Geistlichen Lieder. Straube war hingerissen von Nettas Eingebungen. Schon zu Weihnachten hatte die Großmutter Maria Anna von Haxthausen Gesänge zum Thema Glaube, Liebe, Hoffnung erhalten, inzwischen waren weitere zu den kirchlichen Feiertagen dazugekommen.

Straube lobte besonders das Lied zu den Heiligen Drei Königen.

„Ein meisterliches Gemälde, man hat sie plastisch vor Augen, wie sie durch die Wüste ziehen.“

Nette zögerte, Straube das Lied zu Maria Lichtmess zu zeigen, bei dem sie ein ungutes Gefühl hatte. Es war aus dem Ruder gelaufen, so hatte sie es nicht vorgehabt. Aber es war poetisch vollkommen und wahrhaftig, sie hatte es zimal durchdacht und hin und her gewendet, es war beim besten Willen nichts zu ändern. Die Feder war ihr beim Schreiben davongelaufen und hatte gemacht, was sie wollte. Das Gedicht war vor seiner Verfasserin abgelaufen wie bewegte Bilder aus einer Laterna Magica.

Am Anfang eine liebliches Szene: Maria geht mit dem Kind durch die Gassen, beschützt von Joseph, der über all ihre Schritte wacht. Dann der Schock: Das dichtende Ich entsetzt sich vor Maria, die ihm viel zu hell erscheint, vor deren Vollkommenheit sich seine Seele graust, deren fleckenlose Reinheit sein Entsetzen hervorruft. Aber, postuliert die Dichterin, der Herr liebe nicht nur die göttlich reinen, vollkommenen Seelen, sondern auch die unvollkommenen, von Erdenlust berührten.

Wie den Reiz, den vielgestalten

Der auf breite Straße führt.

„Willst du das wirklich deiner Großmutter zueignen?“

„Der Herr hat es mir so eingegeben, ich kann nichts dagegen tun. So ist eben mein Gemüt, manchmal gepresst und geteilt, ich schone keinen Gedanken, auch den geheimsten nicht.“

„Willst du sie alle brüskieren, deine Großmutter, deine Mutter und die Kirche? Das Feuerschwert wird auf dich niederfahren, sie werden dich verdammen und in den Höllenschlund werfen.“

„Dann schmore ich eben, es geht nicht anders. Irgendwann spuckt mich die Hölle auch wieder aus. Großmutter bekommt nur eine Auswahl der Lieder, aber meine Mutter darf alles lesen, vor ihr will ich kein Geheimnis haben. Auch vor der Kirche nicht, die muss mich nehmen, wie ich bin.“

Beider Atem war süß, ihre Hände spielten, sie lehnten sich aneinander und fuhren auseinander, wenn ein Geräusch zu hören war, waren hitzig, suchten des anderen Nähe.

„Mir fällt noch eine Strophe zu Jesus ein, sie heißt Liebe,“ säuselte Nette, „dazu inspiriert mich ein gewisser junger Mann, den ich gut kenne.“

„Lass hören!“

Sein Bild steht überall geschrieben...“ sie zögerte und küsste ihn. „Ich weiß gar nicht, was ich ohne ihn tun sollte.“

„Mach weiter.“

Sie küsste ihn auf die Augen, den Hals.

„Ich meine das Gedicht,“ sagte er, und tupfte den Zeigefinger auf ihr Dekolleté, da wo die schmale Rinne zwischen den Brüsten ansetzt.

Nette schwitzte und atmete, dampfte.

Ich kann nur ihn, nur ihn noch lieben.

„Nur zu,“ flüsterte sie.

Straube küsste ihre Brustansätze und fuhr mit dem Finger vorsichtig in ihr Mieder. Sie genoss regungslos, obwohl es mächtig aufschoss. Warum hatte ihr niemand gesagt, dass es keine Sünde war, sondern das Paradies? Herrgott, mach, dass dieser Augenblick bleibt, dieses Gefühl soll unvergänglich sein.

Ich kann nur ihn allein noch sehn;

Ich weiß, er muß mir ewig bleiben,

Sie flüsterte die Strophe und drängte sich gegen ihn.

Straube umschloss ihre kleine Brust mit der Hand, hob sie aus dem Mieder und küsste sie, dann schob er sie wieder zurück. Nettes Augen waren aufgerissen vor Glück und Erstaunen.

„So liebliche Äpfelchen,“ flüsterte Straube verzückt, „wir sollten das nicht tun, es ist etwas, wovon es kein Zurück gibt.“

„Ich will auch nicht zurück. Sträubelchen, du bist mein Sträubelchen, so schön wie Jesus, nur dass ich dich noch viel lieber habe.“

„Das sollte deine Großmutter auch nicht hören und Jesus würde sich bedanken, mit einem armen Schlucker verglichen zu werden.“

„Der war noch viel ärmer, aber reich im Herzen, wie du.“

„Es würde nicht gehen, Nette, der Standesunterschied würde sich behaupten, das hat man doch oft genug gesehen. Außerdem bist du die bessere Dichterin, auch darin bist du mir überlegen.“

„Papperlapapp.“

Zornesfalten erschienen auf Nettes Stirn.

„Es gibt auch andere Beispiele, denk an meinen Onkel Maximilian von Droste-Hülshoff. Er hat eine Bürgers-tochter aus Münster geheiratet, heimlich im Morgengrau-

en, weil sie sich so liebten. Sie wurde enterbt und er von der adeligen Gesellschaft geächtet und um den Landbesitz betrogen. Wenn sie ihm sein Geld hätten wegnehmen können, hätten sie das auch noch getan. Nun leben sie bescheiden, aber glücklich und sie schenkt ihm ein Kind nach dem anderen. Eine neue Zeit bricht an, Sträubelchen, der Mensch muss aus seinem Stand ausbrechen und sich nicht nach den Vorschriften, sondern nach seinen Gefühlen richten, sie allein weisen den richtigen Weg.“

Sie bettete den Kopf in seine Halsgrube und schob seine Hand von ihrem Dekolleté, knabberte an seinem Ohr und flüsterte.

Ach wollte er mich von sich treiben,

Ich müßte gleich im Schmerz vergeh'n.

„Warum sollte er dich von sich treiben, er ist doch froh, dass er dich hat.“

Sie hörten die Kutsche, Anna und Mutter kamen von Brakel zurück. Nette löste sich von Straube und flüsterte, dass sie getrennt zu Tisch gehen und so tun sollten, als hätten sie sich den ganzen Nachmittag nicht gesehen.

„Du weißt, dass das keine Zukunft hat, Nettekens, Blut ist nun mal dicker als Wasser. Man kann seine Herkunft nicht verleugnen, sie ist von Gott gegeben.“

„Ich liebe ihn, Mama, so wie du Papa liebst, ich möchte bei ihm sein, ohne ihn bin ich nicht vollständig.“

„Bei so einer Verbindung wäre Schmalhans Küchenmeister, ich weiß nicht, ob du das möchtest.“

„Ich bekomme doch jedes Jahr meine dreihundert Taler. Und er wird auch verdienen, er kann für eine Zeitschrift arbeiten oder als Anwalt bei Gericht. Man kann auch mit wenig glücklich sein, denke an Onkel Max. Ich wäre froh, wenn ich so leben dürfte, in einer wirklichen Liebesehe.“

„Papperlapapp, Liebe ist nur am Anfang wichtig, mein Kind, sie verliert sich rasch. Dann kommt es auf andere Sachen an: Respekt, Verlässlichkeit, Sorge füreinander.“

„Ich kenne niemanden, der verlässlicher, liebevoller und besorgter um mich ist als Heinrich.“

„Man sollte jemanden nehmen, der einem empfohlen wird und der aus einer guten Familie stammt. Dann gibt es später keine bösen Überraschungen. Die Lebensumstände müssen passen, Kind, das ist bei deinem Vater und mir der Fall. Aber du und ein mittelloser und mittelmäßiger Poet, das würde nicht gut gehen. Welches Leben stellst du dir vor mit ihm?“

„Die Moneten sind nicht das wichtigste auf der Welt. Und Straube ist nicht mittelmäßig, seine Verse sind tief gefühlt. Wir haben uns so sehr lieb, dass wir einander aufessen könnten. Du hättest auch keinen genommen, den du nicht liebst. Und ich liebe Straube, er ist in meinem Herzen, mehr noch als du und Papa.“

Nette biss sich auf die Lippen, das hätte sie nicht sagen sollen.

In der Mutter bebte es wie kurz vor einem Ausbruch. Aber sie atmete tief durch, zog ihre Tochter auf die Knie und zauste ihr die Locken. Am liebsten hätte sie kräftig gezerrt, so wütend war sie manchmal auf diese halbe Portion mit einem Willen, der für drei reichte. Und immer was besonderes, immer eine Extrawurst. Anders als Jenny und die Jungen konnte sie sich nicht mit dem bescheiden, was vorhanden und für sie bestimmt war.

„Wir können gemeinsam zur Muttergottes beten, Netteken, vielleicht weiß sie einen Rat. Komm, wir beten einen Rosenkranz für sie.“

Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes.

Therese kniete vor dem kleinen Hausaltar des Böckerhofes und ließ ihren Rosenkranz, den sie immer am Gürtel trug, durch die Finger gleiten. Nette lag mit ausgestreckten Armen in Form eines Kreuzes bäuchlings auf dem Boden. Sie stieß das Gebet mit rauhem Hals hervor und schlug ein paar Mal mit den Händen auf den Boden, so dass Therese Angst und bange wurde.

O, mein Jesus, verzeih uns unsere Sünden, bewahre uns vor dem Feuer der Hölle, führe alle Seelen zu dir in den Himmel, BESONDERS JENE, DIE DEINER BARMHERZIGKEIT AM MEISTEN BEDÜRFFEN!

Den Schluss schrie Nette, dann sprang sie erhitzt auf, rote Flecken auf Gesicht und Hals, und schlug mehrmals das Kreuz.

„Ich möchte nach Telgte wallfahren, Mama, ich habe Sehnsucht nach dem Gnadenbild, es ist so rein und heilig, so warm und voller Liebe.“

„Bald ist ja schon Fronleichnam, dann gehen wir mit der Prozession nach Telgte. Aber du musst gesund bleiben und dich schonen, sonst wird es nichts.“

In ihren Augen stand schon das Fieber.

„Echauffiere dich nicht so, Nettekén, es tut dir nicht gut.“

Fremde Reiter

Als hätte Mutter es beschworen. Gesichtsschmerzen, Lichtempfindlichkeit, trockene Augen, sie konnte nur im abgedunkelten Zimmer liegen. Zweimal im Jahr die

Heimsuchung, pünktlich zur Tag- und Nachtgleiche. Die Äquinoktialkrankheit befiel empfindliche Naturen wie sie eine war, auch Mutter hatte damit zu kämpfen.

Straube sollte sie so nicht sehen, auch nicht die Onkel, die von Kassel zurück waren und im Salon mit Großvater palaverten. Sie waren ein Grund mehr, nicht am großen Esstisch zu erscheinen, zumal sie Straube so vollkommen in Beschlag nahmen, dass für Nette nichts übrig blieb.

Es ging um die großen Männerthemen: der Krieg, der Abzug der Franzosen, die Preußen, die Verwaltung der Haxthausenschen Güter, die Onkel August zurzeit allein bewältigen musste. Und natürlich die Großtaten Onkel Werners: Der Aufstand gegen Jerome Bonaparte, den Werner mit angezettelt hatte, seine anschließende Flucht nach London, wo er unter falschem Namen als Arzt praktiziert hatte, dann Stationen als Schiffsarzt der Ostindischen Compagnie, ein Parisaufenthalt und die Teilnahme am Wiener Kongress.

Wie er sich aufplusterte, kaum zu ertragen. Am dicksten wurden seine Backen, wenn er auf seinen Briefwechsel mit Goethe kam, der ihn ermuntert hatte, seine Sammlung neugriechischer Volkslieder herauszugeben. Ein Projekt, das an des Onkels Konzeptionslosigkeit scheiterte, wie Nette gerne einwarf. Natürlich reagierte keiner der Männer darauf.

Auch Onkel August liebte das Reisen und buhlte wie sein Bruder damit um Aufmerksamkeit. Die Herausgabe von *Schellmuffskys Reisebeschreibungen* war Augusts ganzer Stolz, obwohl es eigentlich alte Kamellen aus dem vorvorigen Jahrhundert waren.

Immerhin hatte Nette ihm den Kontakt zu Anton Matthias Sprickmann zu verdanken und hätte ohne ihn auch Straube niemals getroffen.

„Wo ist denn das kleine Genie,“ hatte Onkel August gleich nach seiner Ankunft trompetet, „unsere hochbegabte Dichterin, ist sie wieder unpässlich?“

Seine höhnische und Mutters beschwichtigende, genervte Stimme. Als Nette dann vor ihm gestanden hatte, um ihn zu begrüßen, hatte er sie glatt übersehen. Nein, mit solchen Leuten musste sie nicht ihre Zeit verschwenden.

Der Rauch ihrer Verdauungspfeifen, die sie im Hof pafften, stieg bis zu ihrem Zimmer hoch. Nette schloss das Fenster und drehte kleine Läppchen zusammen, um sie sich als Pfropfen in die Ohren zu stecken.

Durch das Fenster sah sie einen fremden Reiter ankommen. Vermutlich der Freund, von dem Onkel Werner gesprochen hatte, Friedrich Beneke, Kaufmannssohn aus Hamburg. Er sprang vom Pferd, die Männer begrüßten sich laut und herzlich.

Nette musste sich zusammenehmen, dass sie nicht ihre Nase an der Fensterscheibe plattdrückte. Freundlich sah dieser Beneke aus, hübsch und gewandt.

Die Männer steckten die Köpfe zusammen, in die Bäse der Onkel mischte sich Straubes hohe Stimme. Nach einer Weile trat er zurück und blickte zu ihrem Fenster hoch. Sie kam näher an die Scheibe, damit er sie sehen konnte und nahm die Stöpsel wieder aus den Ohren, winkte vorsichtig. Er hob die Hand und verdrehte nach einem Blick auf die immer noch palavernden Männer die Augen.

Sie steckten sich neue Pfeifen an, auch der Herr Beneke lachte und schmauchte.

Ein Blatt wurde herumgereicht, es konnte eine Karikatur oder eine andere Zeichnung sein, es kam Nette vor wie eine Frauengestalt. Höhnisches Lachen brandete auf. Sicher war August wieder bei seinem Lieblingsthema, den

Frauen, die sich anmaßen, eine eigene Meinung zu haben. Solche wie seine Nichte. Laut, egoistisch, eigensinnig wie ein Mann, aufdringlich, unangenehm, nicht gut mit ihr fertig zu werden. Mehr Verstand als Gemüt. Einiges Talent, na schön, aber wozu braucht sie das? Eigentlich ein Mann im Frauengewand, hö, hö, hat ja auch eine Männerstimme.

„Ihr müsstet mal Wilhelm hören, der kriegt zu viel, wenn er sie nur sieht. Er hat geträumt, sie sei in Purpurflamme gekleidet gewesen und hätte ihre Haare wie Lanzen auf ihn abgeschossen.“

Nun war auch Annas Sopran zu hören, sie lachte laut und glucksend und Nette sah sie vor sich, strahlend, nickend, sich kümmernd, immer darauf bedacht, den Männern gefällig zu sein. Augen wie eine Kuh, Nette sagte es mehrmals vor sich hin, und diese schlaffen Lippen, dieses ewige Nicken. Manchmal packte sie eine heftige Wut auf die Tante.

Nette ließ sich das Abendbrot aufs Zimmer bringen, aß aber nur wenig. Nach dem Essen – sie hörte, dass man unten zum gemütlichen Teil überging – lief sie kurz entschlossen hinunter. Auf dem Kaminsims lag das Blatt, das die Männer herumgereicht hatten, Nette nahm es in Augenschein, unverkennbar der Stil Emil Grimms: Eine Dame mit hochgerektem Busen und stolzer Kopfhaltung, daneben zwei Männlein, die ihr gerade bis zur Brust reichten. Einer von ihnen mit unverkennbarer Knollen-nase. *Einen Kuss aus eurem Munde, meine Seele gab ich drum*, war als Text dazwischengekritzelt. Sie knüllte das Papier zusammen und überlegte, ob sie es aufessen sollte, warf es dann aber klein gerissen in den Kamin, wo es in der Glut zusammenschnurrte und verblich.

Erhobenen Hauptes betrat sie das Esszimmer und schritt zum Tafelklavier. Die Männer waren nebenan im Raucherzimmer und so preschte sie unbeirrt los, ein Opernpotpourri, ein Walzer, alles in rasendem Tempo. Schließlich intonierte sie ein melancholisches Frühlingslied und sang dazu.

Sie blickte auf und sah den Neuankömmling Friedrich Beneke in der Tür stehen, er applaudierte und brach in Hochrufe aus, die Nette übertrieben vorkamen.

Sie brach mit einem dissonanten Akkord ab und wandte sich dem Gast zu. „Der Herr wurde mir noch nicht vorgestellt, mit wem habe ich die Ehre?“

Beneke nannte seinen Namen und machte einen übertriebenen Kratzfuß. „Ich habe von den Talenten des edlen Fräulein von Droste-Hülshoff gehört, und von ihrem bemerkenswerten Klavierspiel. Wenn man es nicht sehen würde, könnte man denken, dass nur ein starker Mann solche Töne hervorbringen kann. Verrate sie mir ihr Geheimnis, gnädigstes Fräulein, wie entlockt sie den zarten Frauenfingern so viel Kraft?“

„Der Herrgott hat mich gut ausgestattet, keine Sorge. Es ist ja nicht so, dass nur Männer mit Talenten gesegnet sind.“

Das Mündchen ist spitz, in die Wangen steigt Röte, die Pracht blonder Locken lodert über der hohen Stirn.

Im Raucherzimmer lachen und rufen die Männer, hinter Beneke erscheint Jenny mit besorgtem Gesicht.

„Netteken, du wolltest doch im Bett bleiben.“

Übergangslos ändert sich Nettets Ausdruck, ihre Stimme wird scharf, der Ton herablassend.

„Meinst du, ich tue ihnen den Gefallen, damit sie ungehindert über mich tratschen können? Der Herr Beneke scheint ja auch schon infiziert zu sein, er kann nicht glauben, dass ein Fräulein passabel Klavier spielt.“

Beneke gerät in Not, er trippelt hin und her.

Nette steht auf und steckt sich die Flechten fest, dreht sich ein paar Mal um sich selbst, tanzt mit übertriebenen Bewegungen ein paar Menuett-Figuren und hampelt dabei herum wie ein Kasper. Dann hängt sie sich bei Jenny ein und grinst Beneke mit kalten Augen an.

„Auf Ostersonntag wird gewalzt,“ verkündet sie und lässt ihre Augen und die Engelslocken wieder um die Wette strahlen, „wird der Herr uns die Ehre seiner Anwesenheit geben?“

Beneke schüttelt den Kopf, er müsse leider an Gründonnerstag weiterreisen.

„Dann muss er mir morgen früh die Ehre eines Spazierganges erweisen,“ ruft sie mit Glöckchenlachen. „Vielleicht könnte ich ihn auch von meinen anderen Talenten überzeugen.“

Jenny möchte im Erdboden versinken.

Beneke verbeugt sich mehrmals lächelnd.

„Da bin ich sehr gespannt.“

„Nun, ich vermag einen ordentlichen Vers zu schmieden, vielleicht möchte er auf unserem Spaziergang eine meiner Balladen hören?“

„Mit dem allergrößten Vergnügen.“

Beneke wundert sich über die erstaunliche Person, die freundlicher ist, als er gedacht hat, geradezu gutmütig, ganz anders, als August sie geschildert hat. Eventuell ein wenig eigensinnig und gebieterisch, auch eitel, aber doch insgesamt gescheit und talentvoll.

„Vielleicht hat er Freude daran, meine Sammlung von Versteinerungen zu sehen? Ich habe auch Münzen, ganz außerordentliche Prägungen, ein paar wirklich reizende Uhren und noch so allerhand.“

„Aber ja, zeige sie mir alles, was sie hat, es geht doch nichts über die Schönheit.“

„Weiß er, dass die Blicke des Herrn durch unsere Augen auf die Welt fallen?“

„Ganz gewiss durch die des Fräuleins, bei mir bin ich nicht so sicher.“

Er haucht einen Kuss auf ihren Handrücken und tritt den Rückzug an, hinter ihm tauchen Straube und Anna auf.

Jenny fasst Nette am Arm, die wird – die Anwesenden sehen es mit Erstaunen – übergangslos wieder leidend. „Sträubelchen,“ murmelt sie, „ich muss wieder liegen, mir ist nicht gut. Heute Abend musst du dich mit Anna begnügen, du kannst mir ja später noch gute Nacht sagen.“

Sie geht zu Straube und lehnt ihre Stirn an sein Kinn.

Anna wird zuerst weiß, dann puterrot, es bricht aus ihr heraus.

„Begnügen muss er sich, mit mir, so lange, bis die hochwohlgeborene Dichterin wieder Zeit für ihn hat und ihn gnädig empfängt? Aber vielleicht ist sie auch wieder unpässlich und liegt mit roten Augen im Dunklen oder spaziert mit fremden Kavalieren herum. Das arme Kind, huch, wie sie leidet! Eins will ich dir sagen, Nette, du bist... du bist nicht nur hochtrabend und hochnäsiger, sondern du gehst auch über Leichen, jawohl, das tust du.“

„Ich sehe keine Leichen, keine einzige. Vielleicht sind sie davongelaufen, nachdem ich drübergesprungen bin?“

Nette hält ihren vibrierenden Fächer vor das Gesicht,

Anna bekommt kaum Luft. „Du bist das Ungehörigste, was mir je untergekommen ist!“

Jenny wirft sich dazwischen.

„Pscht, Mama hat Kopfschmerzen, sie muss nicht schon wieder euer Gezanke hören. Komm, Anna, wir sehen nach dem Osterfeuer und Nette geht ins Bett. Mama darf dich hier nicht sehen.“

Nette streicht Straube traurig über das Haar, ihre Augen laufen über.

„Am Samstag walzen wir, die ersten drei Tänze musst du für mich reservieren.“

Sie huscht die Treppe hoch, Straube guckt verloren hinterher. Anna und Jenny nehmen ihn in die Mitte und schieben ihn zurück in die Schwaden des Raucherzimmers, aus denen Lieder dringen.

Auf einem Baum ein Kuckuck

Sim salabim bam ba

Saladu sa la dim...

Die Bässe der Onkel und Friedrich Benekes füllen den Raum, Straubes Stimme dringt nicht durch, allenfalls ein Anflug, eine helle Hirtenflöte.

Therese von Droste-Hülshoff saß mit ihrer Schwester Sophie von Haxthausen auf der Bank vor dem Haus im Aprilsonnenschein. Über den Hof liefen Bedienstete, die alles für den anstehenden Ostersonntag vorbereiteten. Am Rand des Obstgartens war das Osterfeuer aufgeschichtet.

„Vielleicht hat er schon die Nase voll von ihr,“ sagte Therese, „mit diesem Benehmen hält sie gewiss keinen Mann. Was haben wir getan, Sophie, dass der Herrgott uns ein solches Kind beschert hat? Wir haben sie lieb, unsere Nette ist schön und lieblich wie eine Gemme, aber dieser Eigensinn, de häff den Düwel in'n Nacken.“

„Anna spricht sehr schlecht über Nette,“ sagte Sophie, „sie hält es mit August und Werner. Sie sagt, Nette verschwinde mit Straube stundenlang in den Gewächshäusern und tue in der Öffentlichkeit mit ihm mehr als vertraut. Aber er scheint ihr nicht zu reichen, sie hält sich auch noch an andere Männer, diesen Beneke zum Bei-

spiel. Es scheint, dass sie bewusst die Grenzen des Schicklichen überschreitet.“

Therese schwieg, sie kannte das Urteil ihrer Brüder und von deren Freundeskreis, vor allem das von Wilhelm Grimm. Sophie bemühte sich, die Schwester von solchen Meinungen abzuschirmen, Therese war todunglücklich und fühlte sich hin- und hergerissen zwischen schärfster Missbilligung und Loyalität zu ihrer Tochter.

„Sie ist ein Kind Gottes,“ sagte Therese, „aber eigentlich ist sie kein Kind mehr, sondern dreiundzwanzig, allmählich müsste sie zu Verstand kommen. Stattdessen wird sie immer wilder. Was sie da mit dem armen Straube treibt, ist zu arg, es ist überhaupt nicht zu fassen. Man muss ja achtgeben dass sie keinen Ruf bekommt. Hast du verstanden, Sophie, weshalb sie gestern mit diesem Herrn Beneke unbedingt allein spazieren gehen musste?“

„Sie hat mir gesagt, sie habe ihn fragen wollen, warum er am Anfang so höhnisch und unfreundlich war. Er habe es bedauert, alles zurückgenommen, ihr Komplimente für ihren Verstand gemacht und sein Wohlgefallen an ihr ausgedrückt, an ihren originellen Gedanken, ihrer charmante Erscheinung, ihrer Heiterkeit, Lebendigkeit, Liebenswürdigkeit. Nach dem Spaziergang ist sie ins Zimmer gegangen und hat sich nicht mehr gezeigt, auch bei seiner Verabschiedung nicht. Ich glaube allerdings, dass ihr die Unmöglichkeit ihres Verhaltens gar nicht bewusst ist.“

Therese nickte, sie hatte gesehen, wie der Blick des Hamburger Kaufmannssohns beim Abschied zu Nettes Zimmerfenster hochgeflogen war, hinter dem es golden blitzte.

Sie gibt nicht klein bei, das wäre doch gelacht. Sollen sie dröhnen, ihre chauvinistischsten Sprüche verbreiten, ihre Kumpanen mit Vorurteilen impfen. Sie wird das Feld nicht räumen, wird die Onkel Lügen strafen und deren Freunde bezaubern und umgarnen.

Der neu angekommene Gast Heinrich Wolff aus Kassel, auch ein Freund der Haxthausens und der Grimms, ist zum Beispiel entzückt von ihrer Gesellschaft. Sie singen Arien im Duett und er lauscht ihren wilden Klavierimprovisationen, bei denen sie mühelos die Tonarten wechselt. Nette deklamiert aus *Bertha*, Wolff sitzt vor ihr auf der Stuhlkante und streckt bewundernd seine Hände vor, schalkhafte Blicke fliegen hin und her.

Nach dem Mittagessen arbeitet sie mit Straube fieberhaft an den Geistlichen Liedern, die zum morgigen Oster-sonntag der Großmutter überreicht werden sollen. Dünne, zweistimmig intonierte Fetzen wehen aus ihrem Zimmer.

Sie wird schnell müde, die Augen sind wieder staubtrocken und brennen, Kopfschmerzen ziehen heran, sie muss sich hinlegen.

„Geh nur,“ sagt sie zu dem hilflosen Straube, „geh zu den gemeinen Onkeln, die nichts im Kopf haben, als mich runterzumachen, die eine freie, selbständige Frau nicht ertragen. Wirst du eine unabhängige Frau ertragen, Straubelichen, Straubelmann? Eine, die tut was sie will und sich nicht um Konventionen schert? Die ihr Leben genießen darf und dem Mann gleichgestellt ist?“

„Gewiss,“ stammelt Straube, „gewiss will ich das, meine Frau soll die freieste von allen Frauen sein.“

„Dazu gehört auch, dass man mit Eifersucht umzugehen weiß. Man fühlt sich nicht frei, wenn man bewacht und kontrolliert wird, es braucht Vertrauen.“

Sie zieht Straube neben sich aufs Sofa und lehnt sich an ihn, flüstert. „Ich habe dich so lieb, mein sanfter, milder Heinrich. Zum Reinbeissen lieb habe ich dich, willst du nicht mein Sahnebaiser mit Schokolade sein?“

Am Abend nach dem Essen ein neuer Eklat. Der Großvater, die Onkel und Straube rauchen auf dem Hof, Nette steht mit Wolff in einer Ecke und kichert. Sie erzählt von ihrem Abstecher nach Kassel, wo sie mit Jenny, Mutter und den Tanten Ludowine und Caroline eine Aufführung des Don Juan besucht hat. Dabei, gickelt Nette, habe sie mit ihrem wildfremden Sitznachbarn, einem Holländer, für alle Umsitzenden vernehmlich und lebhaft geplaudert und ihren Hut abgesetzt, sodass die Locken hervorgequollen seien. Sie macht Wolff vor, wie die Tanten und andere Theaterbesucher die Hälse gereckt und mit einem Raunen auf das wallende Haar reagiert hätten, äfft Entsetzensschreie nach, feixt mit blöden Augen – Hilfe, ein unbehüteter Kopf – schmollt mit geschwungenem Mündchen, bis Wolff sich vor Lachen biegt und das Gold ihrer Locken preist.

Plötzlich nimmt sie eine Schere von der Anrichte, schneidet sich einen Strang Haare unmittelbar über der Stirn ab, reißt ein paar lange Haare aus, unwickelt den Strang damit und reicht ihn mit übertriebener Geste Wolff. Sie müsse sich jetzt zurückziehen, flötet sie, sonst könne sie unausstehlich werden.

In diesem Augenblick steckt Onkel August seinen Kopf durch die Tür, um den Freund nach draußen zu rufen. Er ist sprachlos: Borsten recken sich über der hohen Stirn der Nichte, in den Lockenschwall ist eine tiefe, unregelmäßige Kerbe geschnitten.

Blutvergießen

Nettes hochgemute Stimmung stürzte ins Bodenlose, als Straube am 16. April den Bökerhof verließ, um in Göttingen sein Studium fortzusetzen. Die Kopf- und Augenschmerzen kehrten zurück, sie bekam wieder Lese- und Schreibverbot und musste im abgedunkelten Zimmer liegen. Mit dem abgeschnittenen Haar hätte sie ohnehin nicht unter die Leute gehen können und musste warten, bis die Borsten sich wieder feststecken ließen.

Mutter reiste ab, weil sie in Hülshoff gebraucht wurde, Anna übernahm Nettes Pflege, war über die Maßen freundlich und vermied jede gehässige Anspielung auf Straube oder einen der anderen männlichen Gäste dieses Frühjahrs.

Sie sagte allerdings nicht, dass sie und Ludowine dem armen Poeten ein Essenspaket nach Göttingen hinterher geschickt hatten, das ein Brieflein enthielt:

Hochverehrter Herr Straube,

*die Ludowine und ich ... schmieren Ihnen dies Butterbrot heute auf der Vorratskammer alleine. Die Nette ist schon früh tages nach Bellersen gelaufen und beichtet ihre Sünden. In meinem Garten stolzieren die Blumen, die sie darin gesät haben, un-
gemein....*

Ihre Freundin Anna von Haxthausen

An einem Morgen Mitte Juni, saftiges Grün bekränzte die Wälder und Felder des Bökerhofes, saß Nette mit Anna unter der Linde im Hof. Es ging ihr besser, sie hatte Verlangen zu schreiben und bat Anna, bei der Großmutter ein gutes Wort einzulegen, damit sie es erlaubte.

„Zuerst pflücke ich dir einen Strauß,“ rief Anna, „den nimmst du mit aufs Zimmer, du brauchst etwas Blüten-

des, Duft und Schönheit. Und alle trüben Gedanken in Acht und Bann, das ist das Wichtigste.“

„Ich habe mehrere Briefe an Heinrich geschrieben und keine Antwort erhalten,“ sagte Nette gequält, „willst du nicht den Grimm fragen, was er von ihm weiß? Ich hoffe nur, dass er wohlauf ist.“

„Das ist der Fall, Wilhelm bestätigte es mir im letzten Brief.“

Anna war kurz angebunden und wechselte das Thema.

„Schau Nette, ich schneide dir ein paar Rosen, sie gehen gerade auf.“

Anna wieselte durch den Garten, bückte sich hier und reckte sich dort, ihre Haube leuchtete. Sie kam mit einem Rosenstrauß zurück und reichte ihn Nette, die wie abwesend daran schnupperte.

„Ich mache mir Vorwürfe, dass ich Heinrich schlecht behandelt habe. Meinst du, er hat es mir übelgenommen?“

Anna zuckte mit den Schultern. „Woher soll ich das wissen, mit mir hat er darüber nicht gesprochen.“

Nette beugte sich über die Blumen und begann, mit ihren dünnen, aber überaus starken Fingern den Strauß zu zerrupfen. Sie legte die Knospen frei, die noch geschlossen waren, entfaltete die knittrigen Blütenblätter und strich sie glatt, zerriss die grünen Blätter und brach kleine Stücke von den Stielen ab. Dabei tropften ihr die Tränen von den Wangen auf die Finger, die nicht nur nass, sondern auch blutig von den Stichen der Dornen und grün vom Pflanzensaft waren.

„Er denkt sicher, ich hätte nur mit ihm gespielt.“

„Hast du es denn nicht?“

Anna wartete nicht auf eine Antwort und nahm Nette die Blumenreste aus der Hand.

„Die Blumen können doch nichts dafür.“

Nette erschrak und besah ihre Hände.

„Was für ein Blutvergießen, ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.“

Anna nahm die Blumenreste und stand auf.

„Leiden müssen immer die Unschuldigen.“

„Du hast recht, was habe ich nur getan. Was meinst du, Anna, zähle ich zu den guten oder zu den schlechten Menschen? Ich selbst weiß es gar nicht.“

„Richte dich danach, was dir dein Herz sagt. Wenn es dich zweifeln lässt, wird es schon seinen Grund haben.“

„Was geschehen ist, ist geschehen, man kann die Zeit nicht zurückdrehen.“

„Nächste Woche kommt übrigens August von Arnswaldt,“ wechselte Anna beiläufig das Thema, „vielleicht weiß er ja etwas von Straube zu berichten.“

„Was ist er für einer, dieser Arnswaldt? Ist er nett, könnte er dir nicht gefallen, Anna?“

„Gott bewahre, er ist Protestant, das allein reicht schon. Und er ist auch streng, unerbittlich in all seinen Auffassungen, dem muss man erst mal gut genug sein. Aber sehr gerecht, man kann sich auf sein Urteil verlassen.“

Anna errötete. „Er... er... ist auch schneidig, gefallen könnte er mir schon. Aber sag es niemandem, Nette, es bleibt unser Geheimnis.“

„So, so. Na klar sage ich nichts, versprochen. Dann darf man ja wohl gespannt sein auf diesen Gerechtigkeitsfanatiker.“

Er traf zu Pferde ein und überraschte Nette, die auf der Leiter stand und die ersten Kirschen pflückte. Sein Gesicht war gebräunt, die Augen honigfarben, sein aschblondes Haar fiel in gestutzten Wellen nach hinten.

„Von Arnswaldt,“ sagte er, „August, ich komme direkt aus Göttingen. Und Sie dürften Fräulein Nette sein, die

berühmte Dichterin und Freiin Annette von Droste-Hülshoff?“

Sie blühte auf, ein Schalk erschien in ihren Augen.

„Dann müsste er Hans auf der Wallfahrt sein, wenn ich mich nicht irre. Hat er unter diesem Pseudonym nicht treffliche Gedichte publiziert?“

„Ob sie trefflich sind, weiß ich nicht, publiziert sind sie in der Tat von mir unter diesem Namen.“

Mit sportlichem Schwung und federnden Knien sprang Arnswaldt vom Pferd, unter der Haustür erschien Onkel August und begrüßte den Besucher lärmend. Onkel Werner und der Großvater saßen schon unter der Linde, die Männer gesellten sich dazu. Werner rief nach Bier und einer Brotzeit, beides wurde von eifrigem Gesinde gebracht.

Nette pflückte weiter Kirschen und steckte die reifsten in den Mund. Anna kam in ihrer roten Haube und es schien Nette, als drückten Anna und von Arnswaldt sich besonders lange und innig die Hände.

Immer wieder aber sah er Nette an, als sie von der Leiter gestiegen war.

In der langen Abenddämmerung unter dem rosa geflammten Himmel leuchteten die Gesichter wie von einem inneren Widerschein. Nette spürte den Blick Arnswaldts in ihrem Nacken und glaubte, dass er den Schauder sehen musste, der über sie fuhr, die Härchen, die sich auf ihren bloßen Armen aufstellten.

Anna stand bei den Männern, bereit, dahin zu springen, wo sie gebraucht wurde, hing an den Lippen der Brüder, des Vaters, des schneidigen Besuchers, der heute nicht sie, sondern eine andere im Sinn hatte.

Anna atmete durch und sandte überlegene, mutige Blicke aus. Es war alles im Lot, alles im Plan, den Arnswaldt ihr hinter vorgehaltener Hand eingetrichtert hatte.

„Für eine Weile wird nichts sein, wie es scheint, wundere dich nicht, mach gute Miene zum bösen Spiel. Später wird sich alles auflösen und du wirst wissen, wozu es gut war.“

Die Abendtafel wurde unter der Linde gedeckt, Nette saß zum ersten Mal seit Wochen wieder mit am Tisch. Sie war wohl auf und fröhlich, lieferte sich brillante Wortgefechte mit den Onkeln und Arnswaldt, ließ die Augen leuchten, war der Mittelpunkt der Abendgesellschaft. Trotz Annas zeternd zum Ausdruck gebrachten Sorge um Nettes Gesundheit gab sie Klavierstücke zum Besten, intonierte Lieder und animierte die Gesellschaft zum Mitsingen. Sie glänzte und sprühte in der Nachtluft, die kaum abkühlte, Glühwürmchen irrlichterten in den Büschen.

Sie stand auf und trat aus dem Lichtschein, der den Tisch erhellte, ins Dunkle. Plötzlich war Arnswaldt neben ihr und schob seine Hand unter ihren Ellenbogen. Er roch nach Leder und Tabak, nach seinem Pferd, anders als Straube, aber auch gut. Eine Schwäche, eine wattige Glückseligkeit sackte ihr in die Knie.

„Würde das Fräulein Nette mir die Ehre eines Spaziergangs erweisen, vielleicht durch den Laubengang hinter dem Haus?“

Sein Atem war warm an ihrem Ohr, sie wusste nicht, was sie tun sollte. Seitenblicke kamen von Tante Ludowine und Tante Sophie, Anna sah überhaupt nicht her, man hörte sie lachen und mit Werner immer neue Lieder anstimmen. Großmutter hatte sich schon zur Ruhe begeben, Großvater trank seine Schoppen und hatte keinen Blick für die Enkelin.

Gleich am ersten Abend spazieren gehen, noch dazu in der stockfinsternen Nacht?

Wie eine Antwort schob sich der fast volle Mond hervor und warf sein Licht über die Obstbäume.

„Eine kleine Runde,“ sagte sie und hakte sich bei ihm ein, „nur ein wenig durch den Garten, nicht den Laubengang, er ist zu dunkel und er weiß ja, dass sich das nicht schickt.“

„Es schickt sich hin und schickt sich her, ich dachte, das Fräulein Nette schert sich nicht um Schicklichkeit.“

„Tut es auch nicht, trotzdem bleibt es heute im Garten. Führe er mich ein wenig unter die Bäume und sehe sich mit mir im Mondlicht die Fruchtstände an. Großvater sagt, sie seien schon gut ausgebildet und es gäbe eine reiche Apfelernte dieses Jahr.“

„Ja, ja, die Äpfelchen,“ grinste Arnswaldt.

Nette war irritiert. Was war das für eine Anspielung?

Ludowine und Sophie sahen sich bedeutungsvoll an, als Nette mit Arnswaldt zwischen den Obstbäumen verschwand. Als sie nach fünf Minuten wieder auftauchten, Nette lachend und erhitzt, hatte die Gesellschaft *Das Heideröslein* angestimmt, die Sopräne der Tanten, gemischt mit den Bässen der Onkel, jubelten zum Himmel hinauf.

*Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.*

*Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,*

*Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.*

Nette walzte mit Arnswaldt ein paar Mal herum und machte groteske Sprünge, dann ließ sie ihn los und wandte sich Ludowine und Sophie zu. Sie würdigte Arnswaldt, der im Pulk der schmauchenden Männer verschwand, keines Blickes mehr und sprach von Straube, ihrem Schatz, wie groß ihre Sehnsucht sei, wie lieb sein Gesicht, wie sanft sein Lächeln. Sie wirkte wieder fiebrig und hitzig, sodass Ludowine schließlich rief: „Ins Bett, ins Bett! Ich habe Therese in die Hand versprechen müssen, dass du dich nicht überanstrengst.“

Auch die restliche Gesellschaft hatte sich erhoben, um die Zimmer aufzusuchen, das Personal räumte den Tisch ab. Plötzlich spürte sie Arnswaldt hinter sich, der ihr leise ins Ohr sang.

*Und der wilde Knabe brach 's
Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.*

Der Juli war heiß und Nette blieb zu ausgedehnten Mittagsruhen auf ihrem Zimmer, das sie mit Jenny teilte. Die Schwester war ernst und verhalten, mahnte, es schicke sich nicht, auf Arnswaldts Avancen einzugehen und riet Nette, ihm einen eindeutigen Korb zu geben. Nette

lachte es weg: „Wenn ich alles unterließe, was sich nicht schickt, wie langweilig wäre das Leben. Du weißt, dass Straube seinen festen Platz in meinem Herzen hat, das mit Arnswaldt ist doch nur ein Spiel.“

„Ein Spiel mit dem Feuer,“ mahnte Jenny, „da kann schnell das ganze Haus mitsamt dem Dachstuhl abbrennen.“

„Papperlapapp, ich gehe jetzt in den Garten.“

Sie zog das weiße Mousselinekleid an, das sie sich in Brakel hatte nähen lassen, und drehte sich vor dem Spiegel. Das Kleid war mit zarten grünen Ranken bestickt und hatte einen besonders gefälligen Ausschnitt, aus dem Hals und Kopf emporwuchsen wie der Drachenwurz am Rand des Schlossgrabens zuhause in Hülshoff.

Sie lief zu der Rabatte mit Löwenmäulchen, die hinter den Gewächshäusern in rot, gelb, weiß und blaulila prangten, und begann, vertrocknete Blätter abzusuchen, eine Tätigkeit, bei der sie sich ganz in sich und das Gessummse der Insekten versenken konnte.

Sie trällerte vor sich hin und hörte Arnswaldt nicht kommen, als er plötzlich vor ihr stand, schrak sie zusammen. Sein weißes Hemd stand so weit offen, dass sie seine haarige, gebräunte Brust sehen konnte. Er kaute auf einem Zweig und betrachtete sie amüsiert.

„Die schönste Blüte ist meine Freundin mit dem Lockenkopf,“ säuselte er, „will sie mit mir nicht ein wenig Kühlung genießen, dort unter den großen Bäumen am Bach?“

„Ich muss erst die Stecklinge gießen, vielleicht kann er mir helfen?“

„Mit dem größten Vergnügen.“

Sie gingen ins Gewächshaus, Arnswaldt griff nach der bereitstehenden Gießkanne und goss die Stecklinge einiger Stauden, die in Töpfen auf den Tischen standen. Nette lehnte sich gegen einen Tisch und warf den Kopf zurück.

„Er kommt mir manchmal so abwesend vor, ist es eine Frau, an die er denkt? Vielleicht eine schöne, wilde Muse?“

Arnswaldt kam nahe heran, stützte seine Arme an Nettes beiden Seiten ab und klemmte sie damit ein.

„Ich denke Tag und Nacht an eine schöne Muse, eine begabte, wilde kleine Muse,“ sagte er heiser. „Ich denke daran, wie es wäre, ihr einen Kuss zu rauben.“

Panik, Trotz, Neugier – Nette wusste nicht, für welches Gefühl sie sich entscheiden sollte.

„Er weiß ja wohl, dass besagte Muse bereits versprochen ist,“ hauchte sie, „an einen prächtigen, wunderbaren Mann. Freiwillig wird er also keinen Kuss bekommen.“

Arnswaldts Gesicht war so dicht vor ihrem, dass sie die Augen schließen musste. Er roch nach Schweiß und ein wenig auch nach Angst. Warum Angst, dachte Nette, wer hat Angst, er oder ich? Da spürte sie auch schon seine Lippen, die feucht und glatt waren, auf ihren. Sie bewegte ihren Mund nicht, zog aber das Gesicht auch nicht fort. So standen sie einige Augenblicke unbewegt mit den Mündern aufeinander. Als Nette spürte, dass sich seine Zunge zwischen ihre Lippen schieben wollte, stieß sie ihn fort und sah nach draußen in den blühenden Gartenschungel, durch den sich Anna herankämpfte.

„Hier finde ich euch also, Großmutter macht sich Sorgen, sie denkt, die Hitze würde dir zu viel, Nette.“

Dann schwieg sie, in ihrem Gesicht zuckte es.

„Ach, das ist nichts, es geht mir gut.“

Nette wusste nicht, was Anna gesehen hatte und wie sie Arnswaldts Attacke deuten sollte. Eigentlich wollte sie ihm und Anna zurufen, dass alles ein Irrtum und ohne ihre Absicht geschehen sei, dass einzig Straube fest in ihrem Herzen wohne. Aber sie brachte keinen Ton heraus. Arnswaldt hatte ein seltsames Lächeln auf den Lippen, das

ihr nun gehässig vorkam. Er schaute mitleidig auf sie herab und verließ das Gewächshaus. In der Hand hatte er einen Zweig, mit dem er die Büsche peitschte und dabei mehrmals ausspuckte.

Den Abend verbrachte Nette in ihrem Zimmer. Auch das Frühstück am folgenden Morgen ließ sie sich ans Bett bringen, auf dem sie im dünnen Nachthemd lag und sich Kühlung zufächelte. Jenny sah immer wieder besorgt nach ihr und warnte sie, nach draußen zu gehen.

Es war diesig und wurde zunehmend schwül, die Hitze war niederdrückend. Die Großeltern konnten es nur bei Durchzug in der schattigen Veranda an der Rückseite des Hauses aushalten. Die Tanten und Onkel drängten sich im Hof unter der Linde, Nette saß in ihrem und Jennys Zimmer hinter dem geöffneten Fenster und horchte hinunter, wo es zuging wie im Taubenschlag.

Sie hoffte, Arnswaldts Stimme zu hören, sie sah, wenn sie vorsichtig in den Hof hinunterspähte, seinen Rücken am Rand des Lindendaches und hörte ihn manchmal lachen, immer vermischt mit Annas Lachen, deren rotgemusterter Rock von Zeit zu Zeit über den Blätterrand hinaus schwang.

Die Stimmen nahm Nette nur als Murmeln wahr, dabei hätte sie ihr Leben gegeben, verstehen zu können, worüber sie sprachen. Sie hätte Jenny danach fragen können, scheute aber die Blicke und Vorhaltungen, die ihr das einbringen würde.

Sie sei nicht sicher, ob Arnswaldt ein ehrliches Spiel spiele, hatte Jenny Nette bedrängt, sie habe so ein komisches Gefühl. Nette hatte das mit einer Handbewegung abgetan und gab sich Jenny gegenüber desinteressiert und kühl.

In Wirklichkeit stand sie in Flammen.

Von Arnswaldt ging ein Sog aus, eine Vibration, die sie vorher niemals gespürt hatte. Sie konnte Jenny nicht erklären, dass sie dieses Gefühl erfahren musste, es war ein anderes als das für Straube. Es hatte mit Gefahr zu tun, mit Nacht, Hitze, Schatten, Glut, mit Dunklem, Bösem, Verbotenem, Verborgenen.

Am Nachmittag rollte ein Grollen über den Horizont und kam immer näher. Gewitterwolken mit schwefelig leuchtenden Rändern schoben sich über den Böckerhof. Erste Blitze zuckten und die Atmosphäre war zum Schneiden. Nette hielt es nicht mehr im Zimmer aus und ging nach unten, wo ein wildes Gerenne im Gange war, da der Platz unter der Linde wegen der Gefahr eines Blitzschlages eilig geräumt werden musste.

Die Onkel versammelten sich im Raucherzimmer, die Tanten und Jenny im Salon. Nette führte zuerst die Großeltern herein, dann stand sie unter der Haustür und beobachtete das sich zusammenbrauende Gewölk. Es wurde immer dunkler, eine Windböe erfasste die Lindenkronen und wirbelte Staub auf, in den Ställen muhte und wieherte es. Die ersten schweren Tropfen fielen, gefolgt von Donnerschlägen und Blitzen.

Es war wie ein zusätzlicher Blitzschlag, als sie plötzlich Arnswaldt hinter sich spürte. Ohne nachzudenken lehnte sie ihren Rücken gegen ihn und spürte, wie er ihre Flechten im Nacken zur Seite schob, dann seine Lippen auf ihrem Hals. Ihr Körper vibrierte und schrie nach ihm.

Onkel August kam in den Flur, schnell trat sie einen Schritt zur Seite.

„Wir machen heute ein Hauskonzert,“ brummte August, „Friedrich stimmt schon die Gitarre. Sobald es sich ausgedonnert hat und wir gegessen haben, fangen wir an.“

Nette, was ist mit dir, wirst du auch einen Beitrag leisten?“

„Der Barbier von Sevilla,“ sagte sie schnell und sah Arnswaldt provozierend an, „ich mache die Rosina. Und einen Grafen haben wir ja auch. Will er mein Almaviva sein?“

Onkel August eilte mit nicht zu deutendem Blick davon, Arnswaldt schob Nette in die Nische hinter dem Garderobenständer, die ihnen in der Kindheit oft als Versteck gedient hatte. Er schloss die Arme um ihre mageren Schultern und presste sie an sich.

„Dein Almaviva und noch mehr!“ Er keuchte es fast und drang gegen sie, bis sie ihn mit den Händen zurückschob und ernst ansah.

„Ich möchte, dass er mir seine Gefühle entdeckt, Arnswaldt, ich bin mir nicht sicher, ob er wirklich mich meint, oder ob er nur ... na ja... sagen wir mal einen Ausweg für seine Brünstigkeit braucht? Er möge meine drastische Ausdrucksweise verzeihen, aber solche Gedanken kommen mir.“

Arnswaldt wich scheinbar tief betroffen zurück und stammelte mit geröteten Wangen.

„Wie könnte ich jemand anderen meinen als das wunderschöne Fräulein, solche Blitzaugen, so ein feines Figürchen, das ist doch etwas Einmaliges.“

„Er weiß, dass es einen anderen Mann in meinem Leben gibt, einen, der mir lieb und teuer ist.“

Arnswaldt zog sie wieder an sich, sie ließ es geschehen, zog sein Hemd ein Stück beiseite und lehnte ihre Wange an seine nackte Brust.

„Raspele er nur Süßholz, tue er nur schön wie ein Gockelhahn. Am Ende weiß er nichts mehr davon und alles entpuppt sich als Luftgespinnst.“

Arnswaldt liebte ihr Gesicht und küsste sie mehrmals auf die Lippen, die sie fest geschlossen hielt.

„Sie ist meine schönste Muse, sie hat mein Herz geraubt und in Flammen gesetzt.“

„Dass er mir auch nicht gleichgültig ist, weiß er wohl.“

Sie sagte es böse und stieß ihn weg, trat aus der Nische und richtete sich das Haar. Onkel Werner kam aus dem Salon und grinste breit. Sie betete, Arnswaldt möge sich verborgen halten, aber auch er kam hervor.

„Freund und Kupferstecher,“ grinste Werner und rieb seine lange Nase, „willst du mit mir nach dem Essen und vor dem Konzert noch einen Ausritt machen? Die Stuten brauchen Bewegung, das Gewitter hat sie ganz verrückt gemacht.“

„Ach, die Stuten!“

Arnswaldt wurde auf einmal scharf und laut, er grinste den Onkel kumpelhaft an.

„Ja, bei solchem Wetter geraten sie außer Rand und Band, die Stuten, mir scheint, dass einige recht rossig sind.“

Sein Ton und der des Onkels waren so schmierig und anzüglich, dass Nette sich auf dem Fuß umdrehte und in ihr Zimmer lief. Ein stechender Schmerz fuhr ihr durch den Kopf, ihr Herz überschlug sich, eine Hitzewelle folgte. Wie konnte es sein, dass sie diesen gemeinen Menschen zu lieben geglaubt hatte? Er hatte sie aufs Eis geführt, sie war darin eingebrochen und stand jetzt im Wasser bis zum Hals. Hätte sie nur auf Jenny gehört.

Das Gewitter hatte sich ausgetobt und zog ab. Aus der Küche wurden Schüsseln in den Salon gebracht, es roch nach in Weißwein geschmorten Hühnern und frischem Brot. Nette ließ sich das Essen aufs Zimmer bringen und sog die reine Luft ein, die zum Fenster hereinströmte. Sie

schämte sich mehr als jemals zuvor und wollte den Männern nicht mehr unter die Augen treten.

Nach dem Essen bevölkerte sich der Hof, man schöpfte Luft und sammelte die von Sturm und Regen abgeschlagenen Äste ein. Die Bäume troffen noch, die Luft war klar und süß. Die Sonne stand tief am westlichen Himmel, der rosa bis orange mit schwarzen Schlieren glühte.

Nette hörte die Stimmen Arnswaldts und Onkel Werners, das Quietschen der Pferdestalltür, dann das Schnauben der beiden roten Westfalenstuten. Die Hufe klackerten im Schritt über das Kopfsteinpflaster, dann sprengten sie davon.

Sie atmete langsamer, vor Kopfweh glaubte sie, ihr Schädel werde bersten. Die Szene mit Arnswaldt und dem Onkel spulte sich immer wieder ab und jedes Mal kam sie Nette böser und vulgärer vor. Sie winkte Jenny ab, die hereinschaute um zu sagen, dass das Konzert in fünf Minuten in Annas Zimmer beginne.

Sie würde heute nicht mehr unter die Leute gehen, sondern Arnswaldt am nächsten Tag vor aller Augen den Kopf waschen und dann abreisen. Niemand aus der Familie sollte denken, dass sie jemals auch nur die mindeste Sympathie - geschweige denn andere Gefühle - für Arnswaldt gehegt hatte.

„Ich will nach Hause,“ sagte sie beim Zubettgehen zu Jenny, „ich habe Sehnsucht nach Vater, Mutter, Werner und Fente, und nach der Amme, ich habe sie sechzehn Monate nicht gesehen. Wir könnten am Samstag die Schnellpost nehmen, was meinst du?“

Jenny wand sich, sie hatte Wilhelm Grimm versprochen, mit ihm die neuen Märchenmanuskripte durchzusehen. „So schnell,“ sagte sie, „da haben wir kaum genug

Zeit zum Packen, und wir müssen die Großeltern wenigstens schonend vorbereiten.“

Sie sahen aus dem Fenster, man hörte die Onkel, Arnswaldt und Grimm unter der Linde lachen und umso lauter dröhnen, je mehr Schoppen durch ihre Kehlen flossen.

„Ich spreche mit Großvater und Großmutter,“ sagte Nette, „sie werden es verstehen. Und morgen noch vor dem Frühstück spreche ich mit den Herren Onkel.“

Im weißen Rankenkleid mit sorgfältig hochgestecktem Haar stand sie in der Morgensonne wie ein Racheengel, die Männer beendeten gerade ihr Frühstück.

„Ich habe etwas zu sagen,“ rief sie schrill, „ich bitte die Herren um einen Moment ihrer Aufmerksamkeit. Er möge wissen, Graf Arnswaldt hochwohlgeboren, dass nur Unbedachtheit und Schwäche mich ein gewisses Verhalten, das ich eigentlich verabscheue, haben dulden lassen. Er möge wissen, dass gewisse Vorkommnisse in keiner Weise Anlass zu Vermutungen im Hinblick auf eine etwaige Neigung oder gar Verbindung geben können. Er möge wissen, und meine hochwohlgeborenen Onkel ebenfalls, dass ich einen anderen Mann liebe, dem mein Herz und meine Seele gehören. Und alle mögen wissen, dass ich mich nicht verhöhnen lasse.“

Die Onkel lauerten, zunächst unbewegt. Als Nette im Haus verschwunden war, lachten sie frech. Arnswaldt sah ihr nach und kaute an seinem Zweig, Anna beobachtete alles von der Haustür aus.

Der letzte Akt

Schloss Hülshoff, August 1820 - August von Haxthausen, der zusammen mit seiner Schwester Caroline auf Schloss Hülshoff zu Besuch war, wog den Brief von August von Arnswaldt und Heinrich Straube in beiden Händen. Er wusste, dass er Schwerwiegendes enthielt. Lasse *den beiliegenden Brief auf geschickte Art der Nette zukommen*, hatte Arnswaldt auf einem Zettel Haxthausen instruiert, *aber vor allem so, dass keine Seele sonst etwas davon erfährt – es wäre sehr schlimm! Straube ist frei – Keiner von uns wird wohl jemals nach Hülshoff gehen – Dieser Brief bricht alles ab ... es ist meine innerste, feste Überzeugung, nur auf dem eingeschlagenen Weg kann gerettet werden, was noch zu retten ist... Viele Grüße von Straube, er ist ruhig und ernst wie ich. Daß wir ihn niemals verlassen!!!*

Göttingen, den 6. August 1820

Edles Fräulein,

es kommt uns hart an, diese Zeilen zu schreiben und zum Ausdruck zu bringen, was uns in diesen Tagen über die Maßen bewegt. Durch gewisse Vorkommnisse, die das Fräulein selbst herbeigeführt hat, mussten uns berechtigete Zweifel daran kommen, ob ihre Neigung zu unserem Freund und Kommilitonen Heinrich Straube vom nötigen Ernst getragen und nicht nur ein loses Spiel mit seinen Gefühlen war. Das Verhalten des Fräuleins in Straubes Gegenwart und auch nach seiner Abreise hat einen solchen Verdacht nahegelegt, sodass wir uns gezwungen gesehen haben, die Neigung des Fräuleins auf die Probe zu stellen. Diese Aufgabe hat der unterzeichnende August von Arnswaldt übernommen. Seien Sie versichert, dass seine Triebfeder einzig und allein die Sorge um das Wohl

seines besten Freundes war und ist – und vielleicht auch der Wunsch, das Fräulein vor Schlimmerem zu bewahren.

Wie das Fräulein selbst weiß, hat es die Probe nicht bestanden. Es hat den Eindruck einer gewissen Flatterhaftigkeit und Amoralität hinterlassen und wird bei rechtem Nachdenken auch verstehen, weshalb es diesen Anschein erweckt hat.

Heinrich Straube möchte jedenfalls keine Billette mehr erhalten und betrachtet seine Liebesbeziehung und auch sonst jegliche freundschaftliche Beziehung zu dem Fräulein von Droste-Hülshoff als gelöst. Er fühlt sich nicht mehr an mündliche Aussagen gebunden, ebenso wenig wie der Unterzeichner.

In ergebener Hochachtung
August von Arnswaldt

Hülshoff, Dezember 1820 - ... Anna ich bin ganz herunter, ich habe keine auch nur mäßig gute Minute daß deine Geschwister mich verlassen, danach frage ich unter uns gesagt jetzt nichts, obschon es mir sonst gewiß sehr betrübt gewesen wäre, ich denke immer nur an St um Gottes Willen, schreib mir doch, was macht er, ihr wißt nicht wie unbarmherzig ihr seyd, daß ihr mir nichts sagt -

... ich schreibe das Alles so hin, als ob es mich keinen Schmerz kostete und doch lößt es sich mir aus der Brust, wie Stücke vom Herzen... Arnswald muß mich von Anfang an gehaßt haben, denn er hat mich behandelt wie eine Hülse, die man nur auf alle Art drücken und brechen darf um zum Kern zu gelangen.... du wußtest es zum Teil, ich habe indeß noch oft von Str mit aller Liebe, die ich für ihn fühlte, geredet und mich aufs härteste angeklagt, aber Arns ging nur leicht darüber hin, ich sollte mit Gewalt recht schuldig werden, Str sollte gerettet werden und ich zu Grunde, o wie muß der mich hassen! ...-ich bin sehr gesunken,

tiefer wie du denkst, aber nicht aus Verhärtung. - dafür habe ich nun auch schon drey Monathe und drüber gelitten, wie ich früher keine Idee davon hatte, und das wird auch wohl dauern so lange ich lebe, darum sollt ihr mich auch nicht schimpfen und quälen, sondern vor euch sehen daß ihr nicht fallt. - Ich bin zuweilen etwas wild, wenn ich mal nicht an Str denke, sondern nur wie Ihr jetzt blindlings auf mich loshackt, aber das kömmt selten, denn ich denke Tag und Nacht an Str ich habe ihn so lieb, daß ich keinen Namen dafür habe, er steht mir so mild und traurig vor Augen, daß ich oft die ganze Nacht weine und ihm immer in Gedanken vielerley erkläre, was ihm jetzt fürchterlich dunkel sein muß, ach Gott wenn ich ihm nur schreiben dürfte, dann wüsste ich noch wohl allerhand, was ich ihm allein sagen kann.- Ich arbeite allerley kleine Sachen und denke, sie wären für Str das erleichtert mich außerordentlich. Liebe Anna, ich möchte so gern einige Tücher für ihn sticken wolltest du sie ihm wohl wie von dir zu Weihnachten geben? ... Ach könnte ich Str nur noch einmal sehen, oder auch nur eine freundliche vergebende Zeile von seiner Hand. - Soll er meine Locke wohl fortgeworfen haben? ...

Leb wohl und antworte mir gleich deine Nette

Nettes Sorge um die Locke war unbegründet, sie fand sich nach Straubes Tod in seinem Nachlass. Er selbst bat Anna von Haxthausen in einem Brief, die arme Seele, die er nie vergessen könne, nicht weiter zu quälen. Anna verhinderte den Kontakt zwischen Nette und Straube und stand, obwohl sie vorgab, Vermittlerin in dem Konflikt zu sein, vollkommen auf der Seite ihrer Brüder und Arnswaldts. Straube riet sie brieflich ab, mit Nette in Verbindung zu treten, da ihre große Schuld gegen ihn noch nicht getilgt sei. August von Arnswaldt heiratete Anna von Haxthausen zehn Jahre später im Jahr 1830.

In den Jahren nach 1820 arbeitete Nette fieberhaft. Neben vielen Gedichten und Liedern sowie der Prosaerzählung *Ledwina* entstanden mehrere Opernlibretti. Außerdem komponierte sie, angeregt von ihrem Onkel Maximilian, mehr als siebenzig Lieder und nahm Gesangsstunden bei der Sängerin Nina Corega.

Sie fuhr siebzehn Jahre nicht mehr zum Bökerhof, um ein Treffen mit den Onkeln zu vermeiden. 1827 kam Anna von Haxthausen noch einmal zu Besuch, eine bittere Auseinandersetzung führte zum endgültigen Bruch. Arnswaldt und Straube sah Nette niemals wieder.

Zwischenspiele

Nachrichten von der Busch

Rüschhaus Frühjahr 1830 – Keck und schlau ist er und traut sich was, der Grünschnabel. Die Droste war amüsiert über die kieksend hervorgestoßenen Huldigungen des sechzehnjährigen Levin Schücking, der zusammen mit Sprickmann nach Rüschhaus gekommen war, um einen Brief seiner Mutter, der Schriftstellerin Katharina Schücking geborene Busch, zu überbringen. Die Droste war mit der Busch vor einem Jahrzehnt befreundet gewesen und hatte ihr damals ein schwärmerisches Gedicht gewidmet, Mutter und Jenny hatten sie allerdings wegen ihres enervierend emanzipatorischen Gehabes nicht leiden können.

Seit vier Jahren lebten die Mutter, Jenny und Nette jetzt im Rüschhaus, das der Vater kurz vor seinem plötzlichen Tod als Witwensitz gekauft hatte. Auf Hülshoff hatten sie nicht bleiben wollen, weil Werners Frau Line jedes Jahr ein neues Kind gebar und das ständige Gewusel und der Lärm auf die Dauer nicht auszuhalten waren.

Nach so vielen Jahren von Katharina Busch zu hören und ihren unbeholfen-charmanten Sohn kennen zu lernen entzückte die Droste. Sie überflog den Brief, in dem Katharina Schücking sich über ihr bitteres Los beklagte, im hinterwäldlerischen Emsland versauern zu müssen. Es verlange sie nach einem Lebenszeichen der einstigen Freundin und den schönen Kindern ihres Geistes, schrieb sie. Der Überbringer der Zeilen sei ihr erstgeborener Sohn Levin, der ein vielversprechendes literarisches Talent erkennen lasse und ab jetzt das Münsteraner Gymnasium besuche. Katharina bat Nette, sie möge doch zusammen mit Sprickmann ein Auge auf den Jungen haben.

Seine Mutter sei oft unpässlich, sie habe gesundheitliche Probleme, sagte der junge Schücking auf Net-

tes Nachfrage, wechselte aber schnell das Thema und gab seine Kenntnisse über die Familie der Droste-Hülshoffs zum besten, von der er den gesamten Stammbaum aufsagen und bis ins Jahr 1209 zurückdekliniieren konnte. Er brachte auch seine Verehrung für Nettes Onkel Max von Droste-Hülshoff zum Ausdruck, den Komponisten wunderbarer Violinquartette sowie einer Oper und eines Tedeums, das Schücking einmal in Münster gehört hatte.

Vor lauter Verlegenheit konnte er kaum gerade stehen, darunter schimmerte aber, je mehr sich die Droste ihm zuwandte, ein trotzig-schalkhafter Mut hervor. Sprickmann raunte ihr in einem unbeobachteten Moment zu, dass die Mutter des Jungen leidend sei und womöglich nicht mehr lange zu leben habe.

Nette brachte die Besucher bis zum Schlagbaum und verabschiedete sich mit dem dringenden Wunsch, die beiden bald wiederzusehen.

Sie lief beschwingt zurück. Etwas im Blick des Jungen hatte ihr gefallen, auch sein Selbstbewusstsein bei aller Schüchternheit, sicher ein Ergebnis von Katharinas Erziehung. Levin spukte ihr ein paar Tage im Kopf herum und sie schalt sich eine alte Närrin.

Er kam noch einige Male, schließlich mit der Nachricht, dass seine Mutter gestorben sei. Die Droste hatte es bereits in der Zeitung gelesen und war tief erschüttert, sie wusste kaum, wie sie dem kleinen, haltlos schluchzenden Gymnasiasten Trost zusprechen sollte.

Kurz darauf kündigte er an, nach Osnabrück gehen und Jura studieren zu wollen. Die Droste wusste, dass sie ihn vermissen würde, sein spöttisches Grinsen und den unbeholfenen Charme, mit dem er ihr den Hof gemacht hatte.

In diesem Frühling lebte sie nach einer besonders langen Krankheitsphase merklich auf. Im Jahr zuvor war ihr Lieblingsbruder Ferdinand, den sie bis zuletzt gepflegt hatte, an der Schwindsucht gestorben. Nach seinem Tod hatte sie sich kaum erholen können, was die Furcht genährt hatte, sie könne sich auch mit der tödlichen Krankheit infiziert haben. Den Ärzten vertraute sie nicht mehr, da keine der ungezählten Rosskuren mit Schröpfen, Schwitzen, Blutegehn und Aderlässen, spanischer Fliege, Arsen- und Opiumpülverchen, die sie über sich hatte ergehen lassen, Linderung brachte, im Gegenteil, es war ihr immer schlechter gegangen. Die wohlfeile Diagnose Nervenkrankheit war bei den ratlosen Ärzten in Mode gekommen und blieb auch an der Droste hängen, eine Besserung ihres Zustandes schien nicht in Sicht.

Dann empfahl ihr ein Arzt, es einmal mit einer homöopathischen Kur bei Clemens Maria Franz von Bönninghausen zu versuchen, einem Freund und weitläufigen Verwandten der Droste-Hülshoffs. Der preußische Landrat und Direktor des Botanischen Gartens in Münster war selbst mit Hilfe der neuen, heftig angefeindeten Methode des Arztes und Chemikers Christian Friedrich Samuel Hahnemann von einer fast tödlichen Krankheit genesen und studierte seitdem die Homöopathie und ihre Arzneien, die stark verdünnt und aufgeschüttelt wurden und nach dem Prinzip, Gleiches mit Gleichem zu behandeln, heilen sollten.

Bönninghausen hatte auch vor zehn Jahren die staatliche Kommission geleitet, die die blutenden Male der Augustinernonne Anna Katharina Emmerick aus Dülmen untersucht hatte. Verbunden mit starken mystischen Visionen waren die Wundmale Jesu an ihrem Körper erschienen und sie hatte jeden Freitag die Passion Christi durchlebt. Die preußische Regierung hatte sie als Betrügerin ent-

larven wollen und Bönninghausen hatte diese Vermutung gestützt, indem er die Wundmale Anna Katharinas als mechanisch verursacht einstufte und einen übernatürlichen Ursprung verneinte.

Das Fräulein Nettchen von Droste-Hülshoff war Bönninghausens erste reguläre Patientin. *Einige 30 Jahre alt, blond und sehr aufgeregten Gemüthes mit ungewöhnlichem Verstande und ausgezeichneten Talenten für Poesie und Musik. ...Allgemeine sehr bedeutende Abmagerung mit Hinschwinden der Kräfte; verdächtige Röthe auf den eingefallenen Wangen; beständige Stiche in der linken Seite und fortwährende Brustbeklemmung,* lautete die Diagnose, die Patientin sei niedergeschlagen und hoffe nicht mehr auf ihre Genesung.

Er bat die Droste, weitere Symptome, die sich im Laufe der Behandlung einstellten, zu notieren, was sie gewissenhaft tat: *Zuweilen Stiche im Kopfe - öftere Röthe und Hitze einer Wange, gewöhnlich der Rechten. - Schielen. - Knacken der Kinnladen beim Essen - Empfindlichkeit der Zähne gegen Wärme. - Wundheit des Gaumens.- Zuweilen Kitzel in der Kehle, wobei sich die Beklemmung und der Reiz zum Aufstoßen vermindert. - Ein unaufhörlicher Drang zum leeren Aufstoßen, welches aber, wenn ich ihm nachgebe, das Übel verschlimmert, so daß es nun unaufhörlich vor dem Halse liegt und den Athem benimmt.- Zuweilen Aufschwulken der genossenen Speisen, bald sauer, bald süßlich, bald geschmacklos. - Etwas Druck auf der Herzgrube, und überall das unangenehme überladene Gefühl, wie von verdorbenem Magen. - Wiederum einen Tag lang Jucken auf der Herzgrube. - Seitenstiche, nur selten und einzeln, aber dann heftiger als sonst; zuweilen ein dumpfer geringer Druck in der Seite.- Zuweilen Neigung zur Diarrhoe. - Abgang kleiner Madenwürmer. - Beklemmendes Zusitzen der Brust. - Beim Liegen auf dem Rücken ein schweres Gewicht auf der Brust,*

welches den Athem sehr erschwert, so dass ich nur ganz leise und wenig athme. - Neigung zum Strecken und Dehnen, wonach die Beklemmungen stets schlimmer werden. - Ein innerliches Zittern, wie wenn alle Eingeweide und auch etwas in der Brust, beständig rüttelte, mit gewaltigem Froste. - Große Beängstigung, immerwährend. Große Schwermuth, mit Furcht vor einer Gemüths-krankheit, Todesgedanken, Verzweiflung an der Genesung, und den Kopf voll Sterbescenen u.d.gl.

Bönninghausen schickte die passenden Arzneien und gab Diätanweisungen, zum Beispiel sollte sie rohe Milch vermeiden, gekochte jedoch in Form von Stipmilch, dicker Milch oder Käse durchaus genießen.

Die Kur schlug an, der Droste ging es bald merklich besser und sie entspannte sich. Bereits nach drei Wochen konnte sie ihre Spaziergänge wieder aufnehmen und fühlte sich frisch wie schon lange nicht mehr.

Bönninghausen half der Droste auch später in vielen Krisen und behandelte außerdem einen wachsenden Kreis von Adligen und Beamten, die auf sein Verfahren schworen. Seine Praxis war bald so überlaufen, dass er klagte, kaum noch zum Essen und zum Schlafen zu kommen. Die Apotheken beschwerten sich, dass sie ihre konventionellen Heilmittel nur noch schlecht verkauften, seitdem Bönninghausen mit seinen Pülverchen so anhaltenden Erfolg hatte.

In Sibylles Reich

Die Herbst- und Wintermonate verbrachte die Droste zum Teil in Bonn bei ihrem Cousin Clemens von Droste-Hülshoff und seiner Frau Pauline, zum Teil in Köln bei ihrem Onkel Werner von Haxthausen und seiner

frisch angetrauten Frau Betty. In Bonn konnte sie eigene Räumlichkeiten bewohnen und arbeitete an dem Vers-epos *Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard*. In sittsamen Tochterbriefen teilte sie der Mutter mit, dass sie hauptsächlich über ihren Dichtungen sitze, viel mit Pauline plaudere und insgesamt recht zurückgezogen lebe.

Das war nur die halbe Wahrheit. Zwischendurch zog es sie immer wieder nach Köln, wo die lebenslustige Tante Betty die Nichte mit eleganter Garderobe ausstaffierte und mit auf Bälle nahm. So etwas gebe es im Münsterland doch sicher nicht, bemerkte die Tante mitleidig und Nette musste ihr zustimmen. Sie trug stolz ihre elegante Garderobe spazieren und nahm auch ein Abonnement beim Friseur, der ihr jeden Morgen die Haare zu einem prächtigen Lockenturm auftakele.

So gerüstet führte Tante Betty die Droste in den Salon der Sibylle Mertens Schaaffhausen ein, die auch Rheingräfin genannt wurde und der unbestrittene Mittelpunkt des Kölner Gesellschaftslebens war. Im Winter war das große Haus der Mertens in der Trankgasse Schauplatz ihrer Umtriebe, im Sommer der Mertens'sche Landsitz Auerhof in Plittersdorf bei Bonn, von dem aus man einen malerischen Blick auf den Rhein hatte.

Sibylle Mertens stammte aus einem begüterten Elternhaus und war aus geschäftlichen Erwägungen mit Louis Mertens verheiratet worden, einem fünfzehn Jahre älteren Geschäftsmann, mit dem sie sechs Kinder bekam.

Die große schlanke Bankierstochter war charismatisch, energisch, von hoher Intelligenz, scharfzüngig, kompromisslos und stürzte sich begierig auf alles Neue. So auch auf die kleine temperamentvolle Dichterin aus dem Westfalenland mit der goldenen Lockenpracht und den strahlenden Augen.

Die beiden Frauen erkannten sich schnell als verwandte Seelen. Neben der Liebe zur Kunst und Literatur teilten sie die Leidenschaft für Sammlungen – der, wie Nette neidvoll registrierte, die wohlhabende Mertens ohne Einschränkung frönen konnte. Beide waren belesen und sprachen schnell, viel und geistreich, beide waren stark kurzsichtig, beider Gesundheit war labil, beide lachten, tanzten und feierten gerne, liebten die Natur und gärtnernten, komponierten und spielten Klavier. Nicht zuletzt vereinte sie eine Affinität zu parapsychologischen Phänomenen, etwa das blitzartige Vorhersehen von zukünftigen Ereignissen.

Nette war bald ein gerne gesehener Gast in der Trankgasse. Sie musizierte mit Sibylle oder erkundete ihre Sammlungen, die sie stundenlang in ihren Bann zogen. Besonders angetan hatten es ihr die Gemmen und die römischen Münzen, von denen Sibylle eine ganze Kollektion besaß. Selbst Louis Mertens, der grobe, oft übel gelaunte Ehemann Sibylles, sah die Droste gerne in seinem Haus und schätzte ihre unterhaltenden Geschichten.

Sibylle scherte sich nicht um Mertens Polterei. Er verlangte zum Beispiel, dass sie mit den Kindern Hochdeutsch sprach und nicht das kölsche Platt, was sie dazu veranlasste, erst recht in rheinischem Singsang durch das Haus zu blöken. Wenn er zu sehr schimpfte, gab sie ihm kontra und keifte zurück. ... *ich sage man nix, als en Ochs und en Esel in eine Person, und en Elephant dazu*... charakterisierte die Droste den Geschäftsmann und nannte die Ehe der Mertens eine Hölle, woran beide zu gleichen Teilen schuld seien.

Bravorufe, klatschende, erhobene Hände, glänzende, lachende Gesichter, bejahende, bewundernde Augen. Eine Hitzewelle flutet heran und setzt ihr Dekolleté in Flammen, schnell nimmt sie die Stola um den Hals.

Jawohl, der Applaus gilt ihr, der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hochwohlgeboren, die vor dem erlauch-ten Publikum im Salon der Sibylle Mertens eines ihrer Gedichte gesprochen hat. Sie hat *Unruhe* für diesen ersten Auftritt ausgewählt, eins ihrer schönsten Werke, das vor vielen Jahren, in dem Sommer, in dem sie Heinrich Straube kennengelernt hat, wie ein Atemzug aus ihr her- ausgeströmt ist. Ein Lied vom großen Freiheitstraum, der Sehnsucht jedes Dichters. Es ist ein Thema, das der Mut- ter nicht behagt, weshalb Nette die Verse zuhause selten gesprochen hat. In Sibylles Salon, im Kreise der intellek- tuellen und künstlerischen Hautevolee des Rheinlandes, findet sie Interesse und begeisterten Widerhall.

...

*Oh, ich möchte wie ein Vogel fliehen!
Mit den hellen Wimpeln möcht ich ziehen!
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme wiederhallte,
Noch kein Schiff durchschneidet die flücht'ge Bahn!*

*Und noch weiter, endlos, ewig neu
Mich durch fremde Schöpfungen, voll Lust,
Hinzuschwingen fessellos und frei!
Oh, das pocht, das glüht in meiner Brust!
Rastlos treibts mich um im engen Leben.
Freiheit heißt der Seele banges Streben,
Und im Busen tönts Unendlichkeit!*

...

*Fesseln will man uns am eignen Herde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum.
Und das Herz, dies kleine Klümpchen Erde,
Hat doch für die ganze Schöpfung Raum!*

Den letzten Vers hat sie trotzig und hart hervorgestoßen, hat gesehen, wie die Gastgeberin begeistert aufgesprungen ist. Der Beifall steigert sich, sie klatschen wie wild, allen voran Sibylle, deren kurze dunkle Locken um ihr schmales Gesicht mit der langen Nase wippen. Auch der treue und beständige Gast Professor Joseph Edouard d'Alton, Professor für Archäologie, Kunst- und Naturgeschichte an der Bonner Universität, Verfasser einer Naturgeschichte des Pferdes und Tischgenosse Goethes, gerät außer sich und bringt einen Hochruf nach dem anderen aus. Er reicht der Dichterin ein Glas Wein, das sie hinunterstürzt, und überhäuft sie mit Komplimenten über ihre lyrische Kraft und Begabung.

„Dieser Rhythmus, meine Gnädigste, dieses Fließen, nichts Gekünsteltes, wie absichtslos strömen die Worte. Sie ist eine Meisterin, sie muss unbedingt veröffentlichen!“

D'Alton verspricht, ihr den Weg in angesehene Redaktionen zu ebnen, sie solle ihm nur mal ein paar Abschriften zukommen lassen. Dann sei es ein Leichtes für ihn, sie zum Beispiel im *Morgenblatt für gebildete Leser* unterzubringen.

„Ja, ja,“ jubelt Sibylle, „das ist das mindeste, vielleicht auch in unserem Kölnischen Blatt, das hat auch ein gutes Feuilleton.“

Der Abend ist schon fortgeschritten, als Sibylle Mertens einen Spätankömmling hinter sich her zieht, die Brust mit Orden geschmückt, die Hände in schimmernden Glacéhandschuhen, die Löckchen frisch gekräuselt. Es ist kein Geringerer als August Wilhelm Schlegel, der Shakespeare-Übersetzer, Literaturästhetiker und Naturwissenschaftler, berühmter Kollege d'Altons, der auch seit einigen Jahren in Bonn lehrt.

In diesem Augenblick sehnt Nette die Mutter herbei, zum ersten Mal, seitdem sie im Rheinland ist. Es würde

sie über alle Maßen freuen, wenn sie ihre Tochter in den höchsten Kreisen glänzen sähe.

„Guck dir den eitlen Gecken an,“ flüstert Sibylle Nette ins Ohr und weist mit ihrem Kopf Richtung Schlegel.

„Sollen wir ihn mal aus der Contenance bringen?“

„Au ja,“ fiebert Nette, „wie machen wir es?“

„Du nimmst d’Alton, ich Schlegel,“ grinst Sibylle, „die alten Knochen werden krachen.“

Sie hat für den heutigen Salon einen Klavierspieler engagiert, denn sie ist in Tanzlaune. Normalerweise greift die Hausherrin selbst in die Tasten, entweder als Solistin oder als Begleiterin für andere Darbietungen. Heute aber möchte sie keine Pflichten haben. Sie gibt dem jungen Mann ein Zeichen, er setzt sich ans Klavier und legt mit einem wilden Hopsen los, der allen in die Beine fährt. Sibylle springt mit Schlegel voraus, Nette folgt mit d’Alton. Die restliche Gesellschaft stampft in wildem Galopp hinterher.

Nach mehreren Tanzrunden, die immer ausgelassener werden, ruft Sibylle zum Kottabos, einem Spiel, das zu vorgerückter Stunde besonders beliebt ist. Eine Schale wird mit einem Schluck Wein gefüllt, der in hohem Bogen in eine etwas größere Schale geschleudert werden muss. Nette gickelt und gluckst dabei, sie kann sich kaum halten vor Lachen und versucht immer wieder, das Ziel zu treffen, schließlich ist ihr helles Überkleid mit Rotwein gesprenkelt.

Auf dem Höhepunkt des Festes bringen die Diener Tablett mit Champagnergläsern. Nette weiß, dass sie es besser lassen sollte, aber die Lust auf das prickelnde Getränk nimmt überhand. Nach dem zweiten Glas melden sich Übelkeit und Kopfschmerzen, die Augen tränen und sie weiß, dass es für heute reicht. Sie findet Tante Betty im

Nebenraum mit einigen Damen schwatzend, und bedeutet ihr, dass sie gehen möchte. Betty ist unwillig, sie amüsiert sich prächtig und würde gerne noch bleiben, fügt sich aber der Nichte, die einen erschöpften Eindruck macht.

Plötzlich steht Sibylle im Türrahmen.

„Wie, du willst schon gehen? Jetzt wird’s doch erst richtig lustig.“

Die Mertens ist ungehalten, ihre dunklen Augen zielen auf Nette, die nicht weiß, wie sie der Situation entkommen kann.

„Tante Betty ist nicht wohl,“ raunt sie Sibylle zu, „wir müssen gehen.“

Sibylle lässt die Mäntel bringen und würdigt Tante Betty keines Blickes. „Dann eben nicht!“

Sie macht eine verächtliche Handbewegung und geht großlos zurück zu ihren Gästen, die sich gerade zu einem Menuett formieren. Der Diener bringt die Mäntel und Nette ist froh, dass die frische Luft sie abkühlt.

„Was hatte sie denn?“ Tante Betty ist ratlos.

„Ich weiß nicht, eine ihrer Launen, sie will halt, dass jeder nach ihrer Pfeife tanzt.“

Tante Betty dreht den Kopf zu den erleuchteten Fenstern des Mertens’schen Hauses, aus dem wieder Hopsersklänge dröhnen, schattenhaft wischt die wilde Jagd hinter den Fenstern vorbei.

Nette pflegte sich bei Tante Betty mit Ruhe, Tee, Haferbrei und Arbeit an ihren Manuskripten. Sie wollte schnell wieder auf die Beine kommen, denn die Fasteleer stand vor der Tür, der Kölner Karneval, von dem sie schon so viel gehört hatte und in dem Sibylle Mertens eine maßgebliche Rolle spielte.

Vor einigen Jahren hatte sie mit ihrem Freund Mathias Josef de Noel ein Festkomitee gegründet, das seitdem an

Rosenmontag einen Umzug veranstaltete und ein Motto für die närrische Saison ausgab.

Sibylle malte Nette die Karnevalsfeste ihrer Kindheit aus. In ihrem Elternhaus bei den Schaaffhausens wurden regelmäßig Fastnachtsschwänke aufgeführt, in denen alle Töchter Hosenrollen bekamen, Sibylle gab den mächtigen König Polikarp und liebte diese Rolle über alles. Vor Jahresfrist hatte sie als Marie Zibill von Köln in der Karnevalszeitung einen Aufruf an alle Kölnerinnen veröffentlicht, die Garde der Roten Funken – lauter Männer in Frauenkleidern – nach einer Schlacht gegen die Feinde des Karnevals aufzupäppeln und zu pflegen.

Kichernd zeigte sie Nette den Brief, den sie an den *Hochlöblichen lustigen Rath, Hochtollgeboren dahier*, geschickt hat, begleitet von einer Sendung mit diversen Geschossen zur Verteidigung der Roten Funken: Einen Sack großer und einen Sack mittelgroßer Äpfel, Säcke mit Nüssen, Kastanien und Erbsen. Dazu eine kleine Tonne Sand und ein Bund Birkenruten, nicht zu vergessen eine Flasche Essig, falls eine tapfere Funkenmarie beim Anblick des Feindes ohnmächtig werden sollte. Zur weiteren Stärkung hatte sie sechs Krüge Braunbier und einen Krug Fusel dazugetan.

Am Rosenmontag hatte sich der Kopfschmerz verzogen und die Droste stürzte sich nach dem großen Umzug mit Sibylle Mertens ins Getümmel auf dem weg, im Gürzenich, wo mehrere tausend Jecken feierten. Dabei wich ihr ein gewisser Graf Balthasar von Spee nicht von der Seite, ein verwitweter rheinischer Gutsbesitzer, den Tante Betty ihr vorgestellt hatte. Er war nicht unsympathisch, ein guter Tänzer mit musischen Neigungen und einem angenehmen Gesicht. Von dem blonden Fräulein war er entzückt, von ihrer zarten Figur, ihrem Temperament, ihren

fein geschmiedeten Versen, ihrem scharfen Verstand, ihrer Tanzfreudigkeit, ihrem Humor und nicht zuletzt ihren großen blauen Augen.

Sibylle grinste, als sie die Bemühungen des Grafen bemerkte.

„Was willst du mit so einem Krautjunker, der nichts im Kopf hat als seine Kartoffel- und Rübenäcker?“

Nette sagte nichts, es kam ihr vor, als sei Sibylle eifersüchtig. Sie hatte den fatalen Hang, Menschen ausschließlich für sich zu beanspruchen.

Nach Aschermittwoch drängte Spee auf weitere Treffen, aber es ging nicht, Sibylle war krank geworden und braucht Nette als Trösterin und Pflegerin an ihrem Bett. Die war froh, eine Ausrede zur Hand zu haben, und tröstete Spee auf später. Auf Drängen von Tante Betty, die den Grafen für eine gute Partie hielt, schrieb Nette ihm einmal in der Woche einen Brief voller Höflichkeitsfloskeln. Ihr Inneres konnte sie ihm nicht öffnen, ihre sprudelnden Ideen, die sie an Sibylles Krankenbett auf Zettel notierte, ihre Zweifel, ob sie überhaupt für eine Zweisamkeit geschaffen war.

„Ich bin eine auf den Münsterländer Wiesen und Äckern frei aufgeschossene Pflanze,“ schrieb sie an Spee, „und folglich gewohnt zu tun, was ich will. Nur der Wille meiner geliebten Mutter steht über dem meinen.“

Er würde sich glücklich schätzen, eine solche Pflanze zu hegen und zu pflegen, erwiderte er, ein gutes Beet wolle er ihr bereiten mit allem Dünger, den sie benötige. Aber einen Zaun werde er niemals um sie ziehen, das müsse sie nicht befürchten.

Betty war gerührt von seinem Brief und überredete Nette, ihn noch einmal zu empfangen, bevor sie im März zurück nach Rüschaus fuhr.

„So einen findest du vielleicht nicht mehr, im übernächsten Jahr wirst du dreißig und dann ist sowieso alles zu spät.“

Das fuhr ihr in die Magengrube, sie sah einsame, öde Tage im Rüschaus vor sich mit der Amme und dem Gesinde als einzige Gesprächspartner, abgesehen von Mutter und Jenny.

Der Besuch von Spees verlief angenehmer als gedacht. Es blieb zwar beim Austausch von Gemeinplätzen, aber er drängte sie nicht zu einer Entscheidung und gab ihr zu verstehen, dass er Zeit habe, fragte nur, wann denn wieder mit einem Besuch des Fräuleins in Köln zu rechnen sei. Er werde sich glücklich schätzen, sie auch einmal in seinem Stadthaus empfangen zu können.

Sie schrieb nicht, dass er ins Münsterland kommen sollte, sondern machte den nächsten Besuch in Köln von der eigenen Gesundheit und der der Mutter abhängig, die seit neuestem häufig von starkem Herzklopfen heimgesucht wurde.

Tumult, Geschiebe und Gedränge auf beiden Rheinseiten, ganz Köln stand herausgeputzt an den Ufern und gaffte mit Ahs und Ohs, offenen Müulern und erhitzten Gesichtern auf den Fluss. Für den Adel war ein Gelände direkt am Rhein abgesperrt, Gendarmen wachten mit aufgepflanzten Bajonetten über die Edelfräulein und Kavaliere in prächtigem Staat. Auf hochgetürmten Frisuren schwebten kesse Hüthen, Krinolinen bauschten sich und raschelten aneinander. Die Männer stolzierten in weißen Hosen und farbigen Jacken, die Säbel im Panier.

Nette, Onkel Werner und Tante Betty hatten sich zum Stapellauf und zur Probefahrt des ersten Dampfschiffes *Friedrich Wilhelm* einen Platz direkt am Ufer erkämpft, so dass sie eine gute Sicht auf das Geschehen hatten.

Mit starkem Schnaufen fuhr der Dampfer den Rhein mehrmals hinauf und hinab, begleitet von türkischer Musik und Kanonendonner. Dann dampfte er krachend und zischend durch die geöffnete Schiffsbrücke, der aus dem hohen Schornstein entweichende Dampfstrahl erzeugte ein Geräusch wie ein brennendes Haus. Wenn der überschüssige Dampf abgelassen wurde, brausten und heulten die Ventile, dass man Angst um sein Leben bekommen konnte. Eine Höllenmaschine war dieses Schiff, trotzdem hätte die Droste es gerne bestiegen, um damit in Windeseile nach Koblenz zu gelangen. Gerade mal fünf Stunden brauchte das Dampfschiff für die Strecke flussaufwärts, die vorher mit Treidelpferden mehrere Tage gedauert hatte.

Im Schneckenhaus

Danach hatte sie genug vom Großstadtleben und Sehnsucht nach dem Rüschaus, nach Jenny und der Mutter. Sie wollte sich in ihrem Schneckenhäuschen einigeln, über den Sammlungen brüten und ihnen die vielen Neuerwerbungen, zu denen sie Sibylle animiert hatte, sowie großzügige Geschenke der Onkel einverleiben. Die Droste hatte – ebenfalls angeregt von Sibylle, die es wiederum dem Dichturfürsten Goethe nachgemacht hatte – Glaschränke mit Schubladen bauen lassen und präsentierte Besuchern, die gelegentlich vorbeikamen, ihre Schätze im Italienischen Zimmer.

Wie wohltuend die Ruhe auf dem Land, welche Freude für die Sinne, Augen und Hände über die vielen Münzen und Versteinerungen gleiten zu lassen, die Mineralien, Muscheln, geschliffenen Edel- und Halbedelsteine, Gemmen, Kupferstiche, alten Urnen und Lampen, silbernen

und goldenen Taschenuhren, unzähligen Vogeleiern und anderen Preziosen.

Sie ging auch wieder ihrer alten Leidenschaft nach, in den Steinbrüchen zu pickern, die doppelt nützlich war: Sie hatte die von Bönninghausen verordnete Bewegung an der frischen Luft und außerdem große Freude an diesem Sport, am Eindringen in den Stein und Freilegen seiner Geheimnisse, den Äonen alten Abdrücken von Schaltieren und Pflanzen, die sie aus den Tiefen des Felsens und der Zeit herausschlug.

Sie steigt hinab in die Mergelgrube und hat die Vision von einer ausgebrannten Erde ohne Vegetation, in der sie als einsamer Funken überlebt, bis eine neue Welt heraufzieht. Das Gesicht begleitet sie über Jahre und gerinnt viel später in dem meisterlichen Gedicht *Die Mergelgrube*.

*Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Gesteine siehst du aus dem Schnitte ragen,
Blau, gelb, zinnoberrot, als ob zur Gant
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.
Kein Pardelfell war je so bunt gefleckt,
Kein Rebhuhn, keine Wachtel so gescheckt,
Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliiff
Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.*

...

*Tief in's Gebröckel, in die Mergelgrube
War ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;
Dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube,
Und horchte träumend auf der Luft Geharf.
Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall*

*Melodisch schwinde im zerstörten All;
Und dann ein Zischen, wie von Moores Klaffen,
Wenn brodelnd es in sich zusamm'gesunken;
Mir über'm Haupt ein Rispeln und ein Schaffen,
Als scharre in der Asche man den Funken.
Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor
Und lauschte, lauschte mit berauschem Ohr.*

*Vor mir, um mich der graue Mergel nur,
Was drüber sah ich nicht; doch die Natur
Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
Erzittert in der todten Asche noch,
Ein Findling im zerfall'nen Weltenbau.
Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll und Altes sich zersetzte -
War ich der erste Mensch oder der letzte?*

...

Endlich hatte Mutter zugestimmt, dass Nette die Amme Maria Catharina Plettendorf nach Rüschaus holte und sie neben ihren eigenen Räumen im Zwischengeschoss einquartierte. Die gute Alte war schwächer geworden, ihre Kinder, deren Familien immer größer wurden, hatten in Altenberge keinen Platz mehr für sie und Nette wünschte sich nichts sehnlicher, als ihre alte Amme in der Nähe zu haben.

Nach Nettets Geburt hatte sie dem Siebenmonatsfrühen, das kaum atmen und trinken konnte, mit ihrer Muttermilch und unermesslicher Geduld und Liebe ins

Leben geholfen. Sie selbst hatte gerade einen Jungen entbunden gehabt, dessen Patenschaft Clemens von Droste-Hülshoff übernommen hatte.

Seit frühester Kindheit hatte Nette in lebhaftem Kontakt zu der Amme gestanden, mehrmals im Jahr besuchten sie einander und wenn Nette krank war, kam die Amme und pflegte sie gesund. Nun wollte Nette sie ihrerseits hegen und pflegen und ihr einen friedlichen Lebensabend bereiten. Wie hatte sie sich immer nach dem plattdeutschen Gebrabbel ihrer Alten gesehnt, nach dem Surren ihres Spinnrades, ihren Geschichten, ihrem klugen Urteil in allen Lebensfragen.

„Ein Würmchen warst du, ein Döppken, das in eine Männerhand gepasst hat, kaum Kraft zum Saugen, und die winzigen Händchen mit den Däumchen wie Vogelsporen, die Augenlider wie Seidenpapier. Aber die Guckerchen haben schon ganz hell aus meinem Nettekenn rausgeblinzelt, die Himmelslämpchen waren schon angezündet.“

Wenn sie sich als kleines Mädchen nachts gefürchtet hatte, weil sich am Schlossturm die Geister der Ahnen zeigten, die Ritter in voller Rüstung klirrend aus der Nische traten und anderer Spuk ausbrach, war es die Amme, die Nette zur Ruhe brachte, und niemals hätte die Alte je vergessen, das Frölen in ihre Gebete einzuschließen.

Die Amme hatte einen Beutel Stoffreste mit nach Rüschenhaus gebracht, und, kaum hatte sie sich eingerichtet, begonnen, daraus Mützen für die Kinderschar auf Hülshoff zu nähen. Aus schwarzen Stoffresten stellte sie außerdem Schleifen und kunstvolle Trauerflore her, die man den Verstorbenen, die keine Verwandten hatten, mit ins Grab geben konnte.

Sie hatte immer etwas zu nähen und zu flicken in den Händen, oft für einen guten Zweck, auch sorgte sie dafür,

dass Nettes Garderobe stets in tadellosem Zustand war.

Vor Weihnachten wurde die Amme krank, brach einfach zusammen, lag mit gebrochenen Augen am Boden, stieß Verwünschungen aus, schlug um sich und biss sich in den Arm, wenn man sie hochheben wollte. Die Droste verbrachte in großer Sorge Tag und Nacht an ihrem Bett, bis sie selbst vor Kopfschmerzen und Hitzeandrang nicht mehr aus noch ein wusste.

Die Rettung brachte wieder einmal von Bönninghausen. Die Droste schickte ihm Listen mit ihren eigenen Symptomen und denen der Amme, er sandte umgehend ein Paket mit Tinkturen und Pülverchen und genauen Anweisungen, wie sie zu nehmen waren, die schließlich halfen.

Ade Herr Spee

Im September 1830 brach die Droste wieder nach Köln auf, um sich von den Anstrengungen der Pflege zu erholen. Sie hatte mehrere Briefe mit dem Grafen von Spee gewechselt und wollte Klarheit gewinnen, ob sie seinem Werben nachgeben sollte. Sie hatte auch Sehnsucht nach dem Leben und Treiben in der Stadt, den geistreichen Diskussionen mit anderen Literaten und nicht zuletzt nach der verrückten Sibylle Mertens, ihrer liebsten Billa, die sie in mehreren Briefen mit Neuerwerbungen für ihre Sammlung und der Aussicht auf Vorträge und Konzerte in ihrem Salon nach Köln gelockt hatte.

Spee machte gleich einen Antrittsbesuch und lud die Droste zu einer Kutschfahrt ein. Er fuhr mit einer gefederten Kalesche vor, allerdings regnete es die meiste Zeit.

Zum Trommeln der Tropfen auf dem Kutschendach las

die Droste ihm, nachdem er darum gebeten hatte, einige Balladen vor. Sie war nicht sicher, ob er wirklich das tiefe Verständnis für die Poesie hatte, das er vorgab, oder ob er es nur so dahinsagte, um ihr zu gefallen. Aber Betty hatte recht, es war vielleicht die letzte Gelegenheit, eine standesgemäße Verbindung einzugehen, und so stimmte sie weiteren Treffen zu. Sie wartete jedoch vergeblich auf Gefühle, die zumindest im Ansatz denen für Heinrich Straube glichen, an den sie immer noch mit Schmerzen dachte und der der einzige blieb, mit dem sie sich eine wirkliche Liebesheute hätte vorstellen können.

Bei einer Ausfahrt an den Rhein an einem sonnigen Nachmittag machte Spee ihr am Rand einer feuchten Wiese einen Antrag, kniete sichtlich nervös im Gras und sank dabei immer tiefer in den Matsch ein, während der Gaul ihm die Zweige vom Hut fraß, die Nette ihm vorher angesteckt hatte.

Ihr unterdrückter Lachanfall mündete in einen schrecklichen Hustenkrampf und erschöpfte sie so, dass sie nicht antworten konnte. Spee war erschrocken über das puterrote Fräulein und fragte nicht weiter, drängte nur beim Abschied flehentlich auf eine Entscheidung. Sie war froh, sich einige Wochen Bedenkzeit ausbitten zu können, um die Zustimmung der Mutter einzuholen.

Stundenlang lief sie dann in Bettys Wohnung auf und ab und erwog mit der Tante das Für und Wider einer solchen Verbindung. Einerseits war die Vorstellung nicht verlockend, einsam und allein im Rüschenhaus dem Alter entgegenzusehen, eintönigen Jahren mit zunehmenden Beschwerden und Schmerzen. Andererseits wusste sie nicht, wie die Erwartungen an eine zukünftige Freifrau von Spee aussehen würden, ob er mit einem sorgenden Heimchen am Herd rechnete oder sich damit abfinden

konnte, eine selbstbewusste und auf ihre Unabhängigkeit bedachte Schriftstellerin zur Frau zu haben.

Allerdings war allein die Vorstellung unmöglich, ihn küssen und lieblosen zu müssen, wie sie Betty unter Qualen gestand, von allem anderen, das zu einer Ehe gehört, ganz zu schweigen. Einmal konnte sie bei einem Handkuss mit anschließendem tiefem Blick in die Augen seinen Atem riechen, der ihr nicht angenehm war, und so blieb sie auf Abstand.

Als Spee sie am Ende einer Soirée bei Betty auf seinen Schoß zu ziehen versuchte, waren die Würfel gefallen. Sie schlug ihn auf den Arm und zeigte deutlich, wie verstimmt sie war.

Sie schrieb der Mutter zwar von dem Antrag und versicherte ihr, eine gehorsame Tochter zu sein und sich ihrem Urteil zu unterwerfen, war aber erleichtert, als die Mutter die Verbindung ablehnte, unter anderem mit der Begründung, dass dieser Zweig der Grafen von Spee bei der Säkularisierung des Rheinlandes besonders viele Federn gelassen habe, sodass man um die Liquidität der Familie fürchten müsse. Sie könne einer solchen Verbindung nicht guten Gewissens zustimmen, schrieb Therese, sie rate ihrer Tochter dringend davon ab, und dies tue auch Nettos Bruder Werner, mit dem sie die Sache gründlich durchgesprochen habe.

Auch Onkel Werner von Haxthausen hatte sich umgehört und wusste von mehreren Hypotheken, die von Spee aufgrund der neuen ökonomischen Verhältnisse auf sein Gut hatte aufnehmen müssen. So gab es kein langes Überlegen mehr und die Droste war froh, dass ihr die Entscheidung leicht gemacht wurde. In einem wohlgesetzten Brief begründete sie ihre Absage mit ihrer schlechten Gesundheit, die sie einem Ehemann nicht zumuten könne, und bedauerte außerordentlich, ihm keinen günstigeren Bescheid geben zu können.

Adele und Sibylle

Bei Sibylle Mertens gab es Veränderungen. Sie stellte der Droste ihre neue Herzensfreundin Adele Schopenhauer vor, Tochter der bekannten Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer und Schwester des berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer. Mutter und Tochter waren gerade von Weimar an den Rhein gezogen und hatten sich auf dem Mertens'schen Besitz Zehnthof in Unkel einquartiert, den Sibylle ihnen günstig vermietet hatte.

Adele und ihre Mutter lebten in unsicheren finanziellen Verhältnissen, an denen auch die schriftstellerischen Erfolge Johanna Schopenhauers nicht viel änderten.

Sibylle selbst hatte sich ein Zimmer in dem Haus ausbedungen, vorgeblich, damit sie sich um ihren Weinberg kümmern konnte. Der wirkliche Grund war, dass sie eine Übernachtungsmöglichkeit in der Nähe von Adele haben wollte. Die beiden hatten sich heftig ineinander verliebt und machten kaum einen Hehl daraus. Die Luft zwischen ihnen knisterte vor ihrer Leidenschaft, ein Blinder ohne Brille konnte es mitbekommen.

Obwohl Nette Bescheid wusste, sprach sie mit niemandem, noch nicht einmal mit der toleranten und lebenserfahrenen Tante Betty, über diese Sache, die kaum zu denken, geschweige denn zu benennen war. Wenn Mutter davon erführe, würde sie Nette umgehend nach Hause beordern.

Adele, die ein schlechtes Verhältnis zu ihrer egozentrischen und verschwenderischen Mutter hatte, lud die lebhafteste Nette gerne ein. Sie vertrieben sich mit geistreichen Disputen die Zeit und die Droste lauschte begierig den unerschöpflichen Anekdoten aus dem berühmten Salon der Johanna Schopenhauer in Weimar, in dem sich die

geistigen Größen der Zeit von Bettine von Arnim über die Grimms bis hin zu Carl Maria von Weber und Felix Mendelssohn-Bartholdy die Klinke in die Hand gegeben hatten.

Atemlos hörte sie auch die Geschichten aus dem Hause Goethe, zu dem Johanna und Adele in Weimar in engster Beziehung gestanden hatten. Adele war nicht nur die beste Freundin von des Meisters Schwiegertochter Ottilie von Goethe, sondern hatte auch seit ihrer Kindheit in inniger Beziehung zu dem Alten selbst gestanden, den sie mit Scherenschnitten und Blumenquarellen entzückt hatte. Als sie älter wurde, diskutierte er literarische Fragen mit ihr und trug ihr Aufgaben auf, zum Beispiel die Gliederung für einen Prolog zu entwerfen, den er zur Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses geschrieben hatte.

Der Geheimrat schätzte auch Adeles rezitatorisches und schauspielerisches Talent, das er ihr immer wieder abforderte. Als er 1818 zu Ehren der russischen Kaiserin einen Maskenzug veranstaltete, hatte Adele die Allegorie der Tragödie dargestellt, auch in Goethes Festspiel *Paläophron und Neoterpe* hatte sie eine Rolle übernommen.

Seit ihrer Jugend war Adele eng mit Ottilie von Pogwitsch befreundet, die ebenfalls bei einer alleinerziehenden Mutter aufwuchs und Adeles musische Interessen und ihren Idealismus teilte. Als Sechzehnjährige hatten sie zusammen den *Deutschen Schwesternbund* gegründet, dem auch viele Frauen aus anderen Städten beigetreten waren und der mit groß angelegten Verkaufsaktionen Geld für Kriegsoffer gesammelt hatte. Später etablierten sie einen Musenverein für Frauen, in dem sie die großen Dichter besprachen und sich gegenseitig Schreibaufgaben stellten. Die Mitglieder des Vereins nannten sich Jule-Muse, Tilla-Muse, Line-Muse oder Adel-Muse.

Adele hatte die Freundin innig geliebt, daran gab es keinen Zweifel, und hätte sie gerne für sich behalten. Ottillie hatte es jedoch vorgezogen, dem Werben August von Goethes nachzugeben, dem Kronprinzen, der ihr ermöglichte, Repräsentantin eines höchst angesehenen Hauses zu werden. So lustlos sie ihren ehelichen Pflichten mit dem großspurigen, dem Alkohol zugetanen August nachkam, so charmant, liebenswürdig und heiter war sie in Gegenwart ihres Schwiegervaters, den sie aufmerksam und umsichtig bei all seinen Verpflichtungen unterstützte.

Nach einigem Zieren schenkte auch die Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, berühmt für ihre Romane und Reisebücher, dem adeligen Fräulein von Droste-Hülshoff ihre Gunst, allerdings nicht ohne Eigennutz. Sie ließ sich von Nette eine genaue Beschreibung der Kirche St. Columba in Köln anfertigen, die sie fast wörtlich in eine Erzählung übernahm. Nun sei die erste Publikation ihres Lebens doch tatsächlich unter dem Namen Schopenhauer herausgekommen, spöttelte die Droste später, als das Buch erschienen war

Im Frühjahr war die Familie Mertens wieder zum Au-erhof übersiedelt, auf dem auch die Droste ein Zimmer hatte. Mit den mittlerweile sechs Kindern ging es lebhaft zu, ob bei den täglich eigenhändig von Sibylle abgehaltenen Unterrichtsstunden oder auch diversen Strafaktionen, wenn die Kinder trotzig waren und nicht lernen wollten. Waren die Hausaufgaben nicht sorgfältig gemacht, schickte Sibylle sie ohne Essen ins Bett. Vorher musste der Knecht die Jungen verprügeln und die Mädchen mussten eine Stunde lang auf einem Fleck stehen und etwas auswendig lernen.

Kurz vor Karneval stürzte Sibylle schwer und zog sich Prellungen und eine massive Gehirnerschütterung zu. Adele musste ihre Mutter zum Karneval begleiten und das Kammermädchen war wegen Trunksucht entlassen worden. So blieb die Pflege an Nette hängen, außerdem vertrat sie Sibylle im Haushalt und bei der Kinderbetreuung.

Es waren anstrengende Wochen, die häufig über ihre Kraft gingen. Da war nicht nur Louis Mertens, der zu der Droste leidlich höflich, sonst aber ein lauter, anstrengender Zeitgenosse war. Auch die quengelnde Kinder, die ständig etwas anderes und am liebsten immerzu die Geschichten von Tante Nette hören wollten, zerrten an ihren Nerven. Dazu verlangte Sibylle, die kaum schlief und nachts im Haus herumgeisterte, ihr Recht.

Zu allem anderen kam Adeles eifersüchtiges Misstrauen, das sich steigerte, je besser es Sibylle ging und überhand nahm, als Sybille von einer Italienreise sprach, zu der sie Nette als Dank für die gute Pflege einladen wollte. Dass Adele auch mitkam, würde deren Mutter niemals erlauben. Schon jetzt ertrug Adele die Nähe zwischen Sibylle und Annette kaum, wenn sie zusammen verreisen würden, drohte Adele, würde sie Sibylle stehenden Fußes verlassen.

Es kam zu einem riesigen Krach, in dem ein Wort das andere gab und Adele der Nebenbuhlerin vorwarf, sie wolle sich nur lieb Kind machen, mische sich in ihrer beider Leben ein, sei anmaßend, egoistisch und widerlich – was man einem Menschen, auf den man eifersüchtig ist, eben vor die Füße wirft.

Ein Brief Therese von Droste-Hülshoffs, der Nette insgeheim sehr gelegen kam, setzte den Turbulenzen ein Ende. Die Mutter verbot einfach die Italienreise und beorderte die Tochter umgehend nach Hause. Nette könne ohne einen Vormund, der sie in Obhut nehme, gar nicht in der

Welt bestehen, schäumte die Mutter, und die Mertens sei dazu die allerungeeignetste, weil sie quasi verrückt sei. *Diese beiden dusseligen Prinzessinen wollten und sollten nun auf ihre eigene Hand wie ein paar Meteore im südlichen Frankreich, in der Schweiz umherziehen* – nein, das war mit Therese nicht zu machen. Außerdem mutmaßte sie, dass Nette nur dazu herhalten sollte, einen Teil der Reisekosten zu tragen.

So war Adele Schopenhauer, als die Droste mit Sack und Pack nach fast halbjährigem Aufenthalt den Auerhof verließ und ins Rüschaus zurückkehrte, der glücklichste Mensch. Sibylle begrub ihre Reisepläne und bemühte sich um Adele, sodass die Beziehung zunächst gekittet schien.

Alpenglühlen

Das Glück traf Jenny ganz unverhofft auf einer Reise in die Schweiz, die sie zusammen mit den Tanten Caroline und Sophie von Haxthausen unternahm. Sie besuchten auf Schloss Eppishausen den Freiherrn Joseph von Laßberg, einen Freund Onkel Werners, der einem österreichischen Adelsgeschlecht entstammte.

Der leidenschaftliche Spezialist für Mittelhochdeutsche Handschriften war Witwer und bereits Anfang sechzig, als er die siebenunddreißigjährige Jenny traf. Die Zuneigung war gegenseitig und so bat Laßberg Jenny während einer Wanderung vor einem großartigen Alpenpanorama um ihre Hand. Sie nahm gerne an, musste sich aber zunächst mit einem Nein der Mutter auseinandersetzen, die Laßberg zu alt und die Schweiz zu weit entfernt fand.

Das ging der friedliebenden, immer gehorsamen Jenny dann doch über die Hutschnur. Sie reiste mehrmals zum Böckerhof, wo sie Verständnis und Unterstützung fand,

wechselte lange Briefe mit Laßberg und dachte nicht daran, dem Willen der Mutter zu folgen.

Sie setzte sich schließlich durch und heiratete Laßberg 1834 auf Schloss Hülshoff. Von dort aus ging die Hochzeitsreise nach Bökendorf und anschließend nach Schloss Eppishausen.

Der Abschied von Jenny traf Nette tief, sie verlor die engste Vertraute seit Kindertagen. ... *das aus einander seyn ist mir überhaupt der bittere Tod...* schrieb sie an die Schwester. In einen nächsten Brief legte sie Abschriften von *Das Hospiz auf dem St. Bernhard* und *Des Arztes Vermächtnis* hinein in der Hoffnung, Schwager Laßberg, der in vielen Bereichen bewanderte Germanist, - seine Bibliothek umfasste elftausend Bände -, könne die Manuskripte an einen Verleger vermitteln.

Eine weitere Hoffnung keimte auf, als die Droste im Februar von Onkel Werner zu einer Gesellschaft eingeladen wurde, auf der sie den Gelehrten Christoph Bernhard Schlüter kennenlernte. Schnell entwickelte sich eine innige Freundschaft zu dem literarisch gebildeten, büchernärrischen, fast blinden, tief religiösen Mann. Er führte mit seiner Mutter und seiner Schwester Therese ein offenes Haus, in dem Nette bald ein- und ausging, vortrug und kleine Hauskonzerte gab.

Zu dem Schlüterschen Kreis gehörte auch der schüchterne, sensible Lehramtskandidat Wilhelm Junkmann, der Therese Schlüter seit dem ersten Zusammentreffen in tiefer Liebe zugetan war. Sie wies ihn zwar nicht zurück, bestand aber darauf, dass er erstmal für eine Lebensgrundlage sorgen müsse, bevor sie sich an ihn binden könne. Es sollte zwanzig Jahre dauern, bis sie, nach einem endlosen Auf und Ab und zahllosen vergeblichen Anträgen, endlich Wilhelm Junkmanns Frau wurde.

Nach mühevollen Abschriften hatte die Droste auch zwei Exemplare ihrer Manuskripte nach Köln geschickt, eins für Sibylle Mertens und eins für Professor d'Alton, damit sie die versprochenen Gutachten anfertigen und das Werk der Dichterin an eines der großen rheinischen Verlagshäuser empfehlen konnten.

Ein kurzes enthusiastisches Billet von Sibylle traf ein, in dem sie den Empfang bestätigte, dann kam für Monate nichts mehr. In ihren kühnsten Träumen hatte die Droste sich einen Verlagsvertrag oder zumindest ein Angebot ausgemalt, und ihr Gesicht wurde von Tag zu Tag länger, als nichts passierte. Vorsichtig mahnte sie Sibylle an, jedoch ohne Reaktion.

So machten Nette und ihre Mutter in Bonn bei Clemens und Pauline Station, bevor sie zu Jenny und ihrem frisch angetrauten Ehemann nach Schloss Eppishausen in der Schweiz weiterreisten. Die Droste sprach in der Wilhelmstraße vor, der neuen, prachtvollen Winterresidenz der Mertens, und erfuhr mit Schrecken und Empörung, dass Sibylle für mindestens ein Jahr nach Genua verreist war, ohne irgendetwas für sie hinterlassen zu haben.

Niemand wusste von den Manuskripten, weder die Töchter noch Mertens selbst, der bedauernd herumdruckste. Die Zweitälteste, Maria Theresia, die die Droste bei ihrem Krankenpflegeaufenthalt lieb gewonnen hatte, durchsuchte mit ihr Sibylles ausladenden Schreibtisch, aber von den Abschriften keine Spur. In der untersten Schublade stießen sie auf einen Bogen mit d'Altons geschwungenen Lettern: Stellungnahme, die Dichtkunst der Annette v.D.-H. betreffend.

Hände und Stimme der Droste zitterten, als sie beim Abendessen den drei Bogen umfassenden Sermon, der

über und über mit Floskeln gespickt war, zusammenfasste, nicht ohne Mutter, Clemens und Pauline streng darauf zu verpflichten, gegenüber den Bökendorfern und auch sonst allen anderen Stillschweigen zu bewahren.

Das Fräulein lasse zwar bedeutendes Talent erkennen, aber kein eigentliches Genie, hatte die Bonner Koryphäe geurteilt, deshalb müsse er, d'Alton, auch erst mal davon absehen, ihre Werke zum Druck zu empfehlen. *Wer könnte in solchen Fällen und in dieser Zeit für den Erfolg einstehen?*

Die Droste wurde puterrot vor Wut, ihre Augen traten fast aus den Höhlen.

„Diese verlogene Bande, überschlagen haben sie sich, alle beide, die Mertens und dieser Professor, fantastisch, wunderbar, überragend, unbedingt müsse ich es herausgeben lassen. Sicher hat Madame sich seinem Urteil gleich angeschlossen und nicht mal für nötig befunden, mir zu antworten. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, die gute Freundin hat ausgedient. Das habe ich nicht verdient, das ist empörend, verletzend, nach allem, was ich für sie getan habe...“.

Ein Hustenanfall unterbrach sie, die Mutter schaltete sich ein.

„Ist dieser d'Alton nicht Pferdespezialist? Was hat er überhaupt mit deinen vortrefflichen Werken zu schaffen? Nein, Nette, gib nichts auf das Geschwafel, und Freundin, ich weiß nicht, diese Mertens hat dich doch nur ausgenutzt, das ist doch eine ganz Abgebrühte, die nur auf ihren Vorteil erpicht ist.“

Pauline hielt eine Hand vor den Mund und senkte die Stimme.

„Sie ist im Gerede, sie hat schon lange den Ruf, dass sie es auf widernatürliche Weise mit Frauenzimmern hält. Sie soll nach Italien gegangen sein, um endlich freie Bahn

zu haben und den Mertens nicht mehr ertragen zu müssen. Eine Nachbarin hat es mir erzählt, sie habe gar nicht versucht, es zu verbergen. Unschicklich ist gar kein Ausdruck, sei froh, dass du nichts mehr mit ihr zu schaffen hast.“

Therese von Droste-Hülshoff verschluckte sich ob dieser Nachricht und rang nach Luft, Nette klopfte ihr den Rücken.

„Ich habe zwangsläufig mit ihr zu schaffen, sie hat Einfluss in der literarischen Welt. Ich brauche jemanden, der mir die Pforten öffnet, ich brauche Fürsprecher, die einen Namen haben, nicht immer diese Münsterländischen Zweifler und Nörgler.“

Die Mutter bekam wieder Luft und baute sich mit geschwellenem Kamm auf.

„Fürsprecher dieser Art brauchst du gewiss nicht. Halte dich an Schlüter, auch er hat durchaus Beziehungen zu Verlagen und wichtigen Menschen in den Feuilletons. Bei ihm bist du sicher, mit wem du es zu tun hast. Verlass dich auf unsere Bodenständigkeit, was willst du mit diesem sitzenlosen Republikanerpack.“

Die neuntägige Reise in die Schweiz war anstrengend. In Eppishausen fanden sie eine erschöpfte Jenny vor, deren Leib mächtig angeschwollen war. Der Arzt vermutete, dass sie mit Zwillingen gesegnet war und riet zu größter Schonung. Nette und die Mutter umsorgten sie, und die Stimmung in dem unwirtlichen, kalten Schloss mitten in den Bergen war trübe, bis im Frühjahr 1836 Hildegard und Hildegunde von Laßberg geboren wurden.

Nach der schweren Niederkunft siegte die Freude über die niedlichen Mädchen, wenn auch das Hildegundchen am Anfang schwächelte und nicht richtig trinken wollte.

Eppishausen bedeutete für die Droste nicht nur die Sorgen um Jenny, die Kinder und die Mutter, sondern es waren auch langatmige, peinigende Monologe des Schwagers über die Neuerwerbungen seiner Bibliothek und deren Bedeutung für die Mediävistik zu ertragen. Die unbestrittene Großzügigkeit und liebevolle Aufmerksamkeit Laßbergs konnten seinen altbackenen Grundton nicht übertünchen.

Es trafen mehrere Briefe aus Genua ein, die Nette überflog, aber nicht beantwortete. Sie ließ sich auch nicht davon beeindruckt, dass Sibylle Mertens ihr eine Kiste mit vierundzwanzig Marmorbruchstücken für ihre Sammlung ankündigte, die sie ins Rüschausen schicken lassen wollte.

Regelmäßige Briefe kamen von dem blinden Schlüter, er diktierte sie seiner Schwester oder Wilhelm Junkmann, immer lagen auch Zettel mit persönlichen Grüßen der beiden dabei. Schlüters waren das Kontrastprogramm zu Sibylle Mertens und ihren Kreisen, grundanständig und zuverlässig, gottgefällig und fromm. Leider aber auch erzlangweilig. Ihnen fehlte das Untergründige und Sündige, das Dunkle, die Leidenschaft, der Esprit, das Wissen um die Abgründe, der Kitzel des Verbotenen – die gleichen Gefühle, die Nette damals bei der Arnswaldt-Geschichte angezogen hatten. Die Strafe war ja auch auf dem Fuße gefolgt.

Während der gesamten Fahrt nach Eppishausen hatte die Mutter endlose Schleifen der Litanei gesungen, die Mertens und Konsorten zu meiden, dieser Verführung nicht nachzugeben, dem Teufel zu widerstehen und ihr Seelenheil nicht aufs Spiel zu setzen.

„In deinen Dichtungen kannst du den Leidenschaften frönen, sie ausloten und die Not der von ihr betroffenen

Menschen beschreiben. Aber nur in gottgefälliger Manier, bewahre unseren guten Namen vor diesem Schmutz, dieser widernatürlichen Schande, dieser Gottlosigkeit. Gelobe mir das, und zwar auf der Stelle.“

Nette hatte zum Wagenfenster hinausgesehen und die drei Schwurfinger in die Luft gestreckt, während die Kut-sche über einen schmalen, steilen Bergweg rumpelte, sich vor dem Fenster graue Bergwände auftürmten und man sich vorstellen konnte, dass hier Riesen in ihren Höhlen hausten.

In ihrem Zimmer, das Jenny ihr liebevoll hergerichtet hatte, schrieb die Droste an Schlüter, bei dem sie sich ungehindert verströmen konnte. Sie schrieb sich den Frust in dem großen, kalten, einsamen, von hohen Bergen umgebenen Schloss von der Seele, lobte aber auch die frische Bergluft und die klare Sicht auf das Alpenpanorama ringsum mit seinen Dörfchen und Schlössern, leuchtenden Seen und Quellen, der Pracht der alten Bäume, dem vielstimmigen Vogelgesang, der Einsamkeit und Majestät der schneebedeckten Berge in der Dämmerung, wenn *der Fichtenwald dasteht wie die eigentliche Finsterniß, und nur die weißen kalten Massen droben wie Gespenster herab leuchten, glauben Sie mir, Schlüter, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke – öde und gewaltig – der Tod in seiner großartigsten Gestalt.*

Der Brief an Schlüter nahm mehrere Tage in Anspruch und gab Nette einen Grund, sich immer wieder hinter den Schreibtisch zurückzuziehen. Außer der Fürstin Thurn trete keine Frau jemals über die Schwelle des Schlosses, klagte sie, es kämen nur Männer, Altertümer vom Schläge des Schwagers, die in seinen muffigen Manuskripten wühlten. *...sehr berühmte Leute in ihrem Fach - aber lang-*

weilig wie der bittere Tod, schimmlich, rostig, prosaisch wie eine Pferde-Bürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und LITERATUR. Zuweilen fühle sie sich wie zwischen lauter trockenen Bohnenhülsen und höre nur dürres Rappeln und Knistern um sich her. Ganze vier Stunden müsse sie mit den Männern zu Tisch sitzen und deren abgedroschenes Stroh anhören.

Im Grunde verstand Nette nicht, wie die Schwester mit dem verstaubten Handschriftenwurm Laßberg zurecht kam, aber Jenny schwärmte von den vielfältigen Beweisen seiner Liebe, saß mit ihrem Schwanenhals und ihrer Porzellanhaut kerzengerade und lächelnd an seiner Seite, stets besorgt und bestrebt, es ihm – wie auch Mutter und Schwester – so angenehm wie möglich zu machen.

Laßberg sorgte für Zerstreung, arrangierte Ausflüge und Besichtigungen, machte der Schwägerin großzügige Geschenke wie eine herrliche, vollkommen erhaltene griechische Silbermünze und zehn römische Konsularmünzen für ihre Sammlung. Die Mutter hatte sich mit dem Schwiegersohn arrangiert und registrierte seine Aufmerksamkeiten nun mit Freude, Jennys Glück sollte auch ihres sein.

Zu den schönsten Erlebnissen dieser ersten Schweizreise gehörte ein einwöchiger Besuch zur Weinlese bei den von Thurns. Dort war die Droste tief beeindruckt von dem Alpenglühen, das sie vom Fenster des von Thurnschen Gutes beobachten konnte, *dieses Brennen in dunklem Rosenroth beym Sonnen-auf- und Untergang, was sie glühendem Eisen gleichmacht... Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, ... hatte keinen Arg aus einer allmählich lebhafteren gelblichen, dann röthlichen Färbung, bis sie, mit einem Maale, anfang sich zu steigern – rosenroth – dunkelroth – blauroth - immer schneller - immer tiefer - ich war außer mir und hätte in die*

Knie sinken mögen - ich war allein, und mochte Niemand rufen aus Furcht Etwas zu versäumen, nun zogen die Wolken an das Gebirge, - die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, - jetzt stieg das Gewölk - Alles ward finster - ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sopha-Polster und mochte vorläufig Nichts Anderes sehn noch hörn.

Und dann ein Erdbeben mitten in der Nacht, als die Fenster klirrten, überall Gläser und Flaschen umstürzten, von Ferne ein Knallen wie von Kanonenschüssen zu hören war und das Bett ächzte, als kröche ein Räuber darunter hervor, um der Bettinsassin den Hals durchzuschneiden. Wogende Angst und Erleichterung, als sie sich verflüchtigte. *Ja, Reisen ist doch zu Etwas gut! wo hätte ich, zu Rüschaus, ein Erdbeben hernehmen sollen?*

Schließlich durfte das ewige Klagelied von der Schriftstellerei mit ihren diversen Ärgernissen nicht fehlen, von der Ignoranz des Lesepublikums und dem Unverständnis der Verleger. Schlüter war einer der wenigen Menschen, von dem sie Verständnis für das ewig gleiche Lamento erwarten konnte. Sollte sie womöglich so weit wie andere gehen, die sich, indem sie ihre Werke auf eigene Kosten herausbrachten, finanziell ruinierten?

Die Droste berichtete Schlüter von einem Jüngling, der sie in einer Münsteraner Bibliothek angesprochen hatte, einem dieser Stürmer und Dränger, die von nichts so überzeugt sind wie vom eigenen Genie. Er habe erregt und hochfahrend reagiert, als sie ihm riet, lieber ein Handwerk zu lernen. *- besser ein satter Handwerker, als ein mittelmäßiger halbverhungertes Mahler oder Poet, - und Nichts Schrecklicher, als den Weg vor sich versinken sehn, und nicht umkehren können -*

Im Herbst kehrten Nette und die Mutter nach Münster zurück und machten unterwegs noch einmal Station in

Bonn. Die Droste sprach umgehend im Hause Mertens vor und traf auf eine veränderte Sibylle, die wie somnambul wirkte und schwärmerisch über die schönen italienischen Frauen sprach. Zunächst tat sie, als verstehe sie gar nicht, was die Droste meinte, als sie nach ihren Manuskripten fragte.

„Ach, deine schönen Verse,“ sagte sie leichthin, als die Droste insistierte. „Ich finde nicht, meine Liebe, dass sie für die Öffentlichkeit passen und gedruckt werden sollten, sie sind viel besser zum Vorlesen geeignet, im privaten Kreis oder im Salon. Sie sind allerliebste, ganz entzückend, verstehe mich nicht falsch,“ setzte Sibylle nach, als sie das erstarrte Gesicht der Droste sah und die Flecken, die sich auf ihrem Hals breitmachten.

„Ich finde allein zur Tür!“

Das war genug. Nur weg von der falschen Schlange, niemals wieder würde sie einen Fuß über diese Schwelle setzen.

In ihrer Verzweiflung schrieb sie an Adele Schopenhauer, die prompt antwortete und die einstige Konkurrentin aufs herzlichste auf den Zehnthof einlud. Sie solle bald kommen, so lange sie noch in Bonn seien, Adele und ihre Mutter säßen schon auf gepackten Koffern, um zurück nach Thüringen zu gehen. Das sei die Bedingung, unter der der Großherzog in Weimar ihrer Mutter eine Pension bewilligt habe.

Nette schlackerten die Ohren über die Geschichten, die sie bei ihrem Besuch auf dem Zehnthof zu hören bekam. Zwischen Adele und Sibylle war es aus, und zwar so endgültig, dass Adele sich nicht vorstellen konnte, auch nur noch ein Wort mit der ehemaligen Geliebten zu wechseln. Der Grund war, dass Sibylle sich in Genua in Laurina Spinola verliebt hatte, eine junge Witwe mit drei Kindern, mit der sie eine leidenschaftliche Beziehung geführt

hatte. Gemeinsam waren sie in Laurinas Landhaus geflüchtet, als die Cholera ausbrach und hatten später, als die Epidemie abgeklungen war, in Genua zusammen gelebt. Sibylle hatte auch einen leichten Choleraanfall gehabt, der aber glimpflich verlaufen war. Sie hatte sich dann intensiv der Waisenkinder angenommen, deren Eltern Opfer der Krankheit geworden waren, und sie auf ihre Kosten versorgt.

„Sie hat mir immer glühende Liebesbriefe geschickt,“ schluchzte Adele, „aber sich gleichzeitig mit dieser Frau amüsiert, und das nicht zu knapp. Billa trägt ein Medailon mit Laurinas Haaren um den Hals, das sagt doch alles. Ich habe sie immer noch lieb, aber das tiefe Gefühl zwischen uns ist zerdrückt und zerrissen, ich glaube nicht, dass wir jemals wieder zusammen kommen. Wir haben uns verloren, das ist die traurige Wahrheit.“

Münster/Bökendorf 1838 – Das skeptische Gesicht von Onkel Werner sprach Bände, als Nette ihm ihr erstes gedrucktes Buch, *Gedichte von Annette Elisabeth v.D.-H.*, überreichte. Schlüter und Junkmann hatten die Gedichte ausgewählt und, nachdem Mutter ihre Einwilligung gegeben hatte, dafür gesorgt, dass der Band in der *Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung* in Münster erscheinen konnte. Ein Schwung Freiexemplare war auf dem Bökerhof eingetroffen, wo Nette nach ihrer Rückkehr aus Eppishausen und Bonn zum ersten Mal seit achtzehn Jahren wieder mit ihrer Mutter zu Besuch war.

Eigentlich hatte sie vor den Verwandten gar kein Wort über das Buch verlieren wollen, um sich deren Ignoranz zu ersparen, aber nun kam sie nicht daran vorbei. Die Onkel und Tanten lächelten in der Weise, die Nette vorhergesehen hatte und die ausdrückte, dass es sich um den

Plunder und das konfuse Zeug handelte, das man von der Nichte gewohnt war.

Wie wohltuend dann der Brief von Adele Schopenhauer, der die Droste ein Exemplar geschickt hatte. Adele war hellauf begeistert und wollte in den literarischen Kreisen von Jena und Weimar kräftig für den Gedichtband trommeln. Nette solle sich von den Verwandten nicht irre machen lassen, sie werde bald überall durchbrechen und Anerkennung erlangen. *Ich könnte Sie um Ihr gewaltiges Talent beneiden...*

Katharina Buschs Sohn Levin Schücking äußerte sich in einer Rezension eben so positiv wie Jacob Grimm, der die gewandte Sprache lobte.

Die Mutter beruhigte sie, nur der Adel nehme Anstoß an ihren Gedichten, die Gelehrten und das gebildete Bürgertum würden sie mit großer Freude lesen. Der Adel behaupte, die Verse seien unverständlich, aber als eigentlichen Grund für die Ablehnung vermutete die Mutter, dass ein adeliges Fräulein sich so stark der öffentlichen Meinung aussetzte.

Nach mehreren guten Rezensionen und einem Lob des Schwagers von Laßberg wandelte sich auch die Meinung der Bökendorfer ins Positive. Allerdings bedrängte man Nette nun mit einer Fülle von Ratschlägen, wie sie dieses und jenes verbessern könne, der sie kaum entrinnen konnte.

2. Buch - Levin

Diese wie ganz durchgeistigte, leicht dahinschwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes; sie war fast wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirn war umgeben mit einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das zu einer hohen Krone aufgewunden auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang, fein und scharf geschnitten. Auffallend schön war der zierliche, kleine Mund mit den beim Sprechen von Anmut umlagerten Lippen und feinen Perlenzähnen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen; oder wegen der Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. ... Wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von vergnügtem Selbstbewußtsein, von einem harmlosen Übermut, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmütigkeit so scharf blickenden hellblauen Auge leuchtete. Dieses Auge war jedenfalls der merkwürdigste Teil ihres Gesichtes; es war vorliegend, der Augapfel fast konisch gebildet, man sah die Pupille durch das feine Lid schimmern, wenn sie es schloss.

Levin Schücking
über Annette von Droste-Hülshoff

Flammendes Blut

Das Herz der Droste stolperte, als sie den merklich erwachsener gewordenen Levin Schücking am Fenster stehen sah mit dem lausbübischen Grinsen, das er schon als Junge gehabt hatte. Er war in ein Gespräch mit Elise Rüdiger verwickelt, Tochter der berühmten Byron- und Scott-Übersetzerin Elise von Hohenhausen, die mit ihrem Mann, dem Regierungsrat Carl Ferdinand Rüdiger, vor kurzem nach Münster gezogen war. Elise Rüdiger hatte früher in Berlin nach dem Vorbild ihrer Mutter als Kritikerin gearbeitet und literarische Salons gegründet. Die liebenswürdige, kultivierte Frau zählte literarische Größen wie Adalbert von Chamisso, Karl Varnhagen van Ense, Friedrich de la Motte Fouqué und Heinrich Heine zu ihren Freunden. Auch die Droste war entzückt von Elise, endlich eine Geistes- und Seelenverwandte in dem verstaubten Münster.

Es war das erste Treffen eines von Elise gegründeten Salons, den die Droste *Heckenschützengesellschaft* getauft hatte. Er sollte den modernen literarischen Strömungen und den Literaten des Münsterlandes Treffpunkt und Forum sein. Nach den wenigen bisherigen Vorgesprächen hatte Nette den Eindruck, dass Elises Ehe mit Rüdiger nicht besonders glücklich war und ihr vielfältiges Engagement für kulturelle Belange neben echtem Interesse auch als Flucht aus den Verhältnissen zu deuten war.

Die Gastgeberin stand sehr innig da mit dem jungen Schücking, umfasste seine beiden Hände, sprach erregt auf ihn ein. Dabei fiel ihr Blick auf die Droste, sie ließ den jungen Mann abrupt los und kam zur Begrüßung heran.

„Meine Liebe, Gute, wie schön, dass Sie kommen konn-

ten. Darf ich Ihnen Levin Schücking vorstellen, einen vielversprechenden jungen Kritiker und Feuilletonisten?“

„Ich kenne ihn bereits und seine Mutter habe ich auch gekannt, Gott habe sie selig.“

Dem jungen Mann schoss das Blut in die Wangen und er verbeugte sich tief. In Elises Blick war etwas Wundes, als müsse sie Tränen niederkämpfen. Schücking schaute betreten drein, dann küsste er der Droste die Hand. Er war ein hübscher Mann geworden, nicht allzu groß, die Schultern kräftig, der Blick trotz einer Weichheit mutig und selbstbewusst. Vielleicht etwas zu geckenhaft aufgetupzt mit moosgrünen Pantalons, gelben Gamaschen und zurückgekämmtem Haar.

Seltsam, wie vertraut er ihr vorkam, als würden sie sich schon lange kennen. Die Hitze schwappte hoch und spülte ihr feurige Flecken auf Hals und Dekolleté.

„Das edle Freifräulein von Droste-Hülshoff, eine Riesenfreude, Sie wiederzusehen, meine Verehrung.“

Levin Schücking wandte sich von Elise ab und strahlte die Droste an, sie legte sich ihren Chiffonschal um und fixierte den Jungen, während Elise sich anderen Gästen zuwandte.

„Mein lieber, lieber Levin, wie lange ist es her, dass Sie mich als Grünschnabel besucht haben? Neun Jahre? Sie sind ein Mann geworden, das ist nicht zu leugnen. Und wir werden uns du sagen, damit das klar ist. Deine gute, schöne Mutter, wie oft habe ich mich gefragt, warum sie so früh von uns gehen musste.“

„Sie starb an gebrochenem Herzen, sie fühlte sich eingekerkert in der Provinz und es war der Schmerz ihres Lebens, dass sie sich in die Rolle der Ehefrau und Mutter fügen musste. Sie wäre so gerne Dichterin gewesen, du warst ihr großes Vorbild.“

„Sie war eine Dichterin, sie war Westfalens Dichterin.“

„Man hat ihr so viele Schmähungen angetan, denk nur daran, wie die Zeitschrift *Mimigardia* ihre Anschrift veröffentlicht und sie dem Spott und Hohn der ganzen Gegend ausgesetzt hat.“

„Ja,“ sagte die Droste, „davon habe ich gehört. Aber es ging nicht nur ihr so. Was meinst du, was ich mir von meinen Onkel und Tanten anhören musste, als ich gewagt habe, meine Gedichte zu veröffentlichen. Es wird uns Frauen nicht verziehen, wenn wir eigene Gedanken haben, lieber sollen wir zur Hölle fahren.“

Nette glühte, die Flecken breiteten sich aus. Sie zog Levin neben sich auf die Chaiselongue, schenkte ihm eine Tasse Tee ein und reichte ihm die Schale mit Konfekt.

„Nun hast du kein Mütterchen mehr, kleiner Levin, wer nimmt dich an sein Herz, wenn dir weh und bange ist?“

„Ja, wer wohl,“ sagte er mit eigentümlichem Lächeln, „nach so einer Person sucht man ja sein Leben lang. Weiß man denn, ob man sie überhaupt jemals findet?“

„Ich könnte dein Mütterchen sein, in gewisser Weise gleiche ich ihr doch.“

Der Ausdruck in Levins Gesicht war rätselhaft.

Nette lachte und warf den Kopf zurück, was für eine wunderbare Idee!

Vielleicht lachte sie eine Spur zu laut, denn nun war die Aufmerksamkeit Louise von Bornstedts geweckt, die in der Fensternische mit dem Steuerrat Caravachi plauderte, beide gehörten ebenfalls der Heckenschützengesellschaft an.

Die Bornstedt stammte aus einer verarmten Offiziersfamilie und fristete in Münster als Klavier- und Sprachlehrerin ihr Leben, gelegentlich auch als Möchtegern-Schriftstellerin. Die *Pilgerklänge einer Heimathlosen* hieß ihr bekanntestes Werk, die Droste hatte in der Leihbibliothek

einen Blick hinein geworfen und es gleich wieder zugeklappt. Über ihre jüngste Arbeit, *Die Legende der gnadenreichen Lebensführung und dem glorreichen Martertode der h. Jungfrau und Märtyrin Sankt Katharina*, hieß es, die Bornstedt habe es samt und sonders aus mittelalterlichen Quellen abgeschrieben.

Die abgehalfterte Adelige tingelte durch alle Salons und tauchte garantiert in dem Augenblick auf, in dem man sie am wenigsten brauchte. Wie immer war sie auffällig gekleidet, eine rote Feder umschmeichelte ihr Dekolleté und lenkte davon ab, dass sie nachlässig frisiert und ihr Kleid an mehreren Stellen geflickt war. Ihre schwimmenden Augen, glänzende Kastanien, wanderten ruhelos durch den Raum, ihr roter Mund stach aus dem bleichgepuderten Gesicht hervor. Sie war im Alter von Elise Rüdiger, hatte ein hübsches Näschen, dunkle Locken und ein perlendes Lachen, sie hätte eine liebreizende Zeitgenossin abgegeben, wenn sie nicht so unsagbar dämlich gewesen wäre und ausschließlich daran interessiert, im Mittelpunkt zu stehen und andere Frauen auszustechen.

Die Droste fühlte den Blick der Bornstedt auf die Chaiselongue gerichtet, auf der sie mit Levin saß. Er erzählte ihr Anekdoten aus rheinischen Zeitungsredaktionen und amüsierte sich dabei köstlich, auch Nette musste lachen, mehr noch über sein drolliges Augenrollen und sein spöttisches Grinsen zwischen den Sätzen, als über die Geschichten selbst.

Sie rückte näher heran und legte die Hand auf seinen Arm, der richtige Augenblick für den Auftritt der Bornstedt. Die Droste wusste gleich, was sie wollte: Levins Aufmerksamkeit auf sich ziehen und generell alles mitkriegen, womöglich eine günstige Gelegenheit ergattern, eine Einladung bei Adelligen, die noch ein bisschen was in der

Schatulle hatten und der ach so hübschen, ach so armen Standesgenossin etwas zuwenden konnten, Reisegeld oder ein neues Kleid. Die Droste hatte aus Berlin gehört, dass die Bornstedt sich durch die Salons geschnorrt hatte und weitergezogen war, wenn es nichts mehr zu holen gab.

„Was ich sagen wollte, teure Freundin“ – ihre kehlige Stimme –, „wie macht sich denn Ihr Gedichtband, verkauft er sich ordentlich?“

Sie erwartete gar keine Antwort, sondern wollte nur kiebitzen, was sich da tat zwischen der Droste und dem jungen Schücking, auf den sie ihren schwimmenden Blick richtete. Er erwiderte ihn keck und küsste ihr die Hand.

„Nicht wahr, liebster Levin, in der Dichtung liegt doch das wahrhaftige Glück.“

Die Droste schluckte und wandte der Bornstedt abrupt den Rücken zu. Elise stand an ihrem Stehpult und sah traurig aus, sie konnte Nette kaum ansehen und durchblätterte schnell den Stapel Papier, der vor ihr lag. Levin ging zu ihr und flüsterte etwas, dann klingelte sie mit einem Glöckchen, begrüßte die Anwesenden und eröffnete mit einem Vortrag über Honoré de Balzac die erste Sitzung der Hecksenschützengesellschaft. Balzacs Werken wollte man sich in den nächsten Wochen widmen und auch denen anderer moderner Autorinnen und Autoren, im Gespräch waren George Sand und die Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Während des Vortrags stand Levin an der Tür. Die Bornstedt hatte einen Satz in seine Nähe gemacht, er reagierte nicht darauf und sah zu Boden.

Nach Elises Rede wurde die Droste gebeten, eins ihrer neuesten Gedichte zu rezitieren. Sie trug es innig vor, erntete den Applaus der kleinen Runde und Hochrufe von Levin, bei denen die Bornstedt den Mund verzog, als hätte sie Zahnschmerzen.

*All meine Rede und jegliches Wort
Und jeder Druck meiner Hände
Und meiner Augen kosender Blick
Und alles was ich geschrieben
Das ist kein Hauch und ist keine Luft
Und ist kein Zucken der Finger
Das ist meines Herzens flammendes Blut
Das dringt hervor durch tausend Tore.*

Götterspeise

Nette hoffte auf Besserung des Herzklopfens der Mutter, damit diese sich noch vor dem Äquinoktium wieder auf den Weg in die Schweiz machen konnte, um die Meersburg, das neue Domizil Jennys und ihrer Familie am lieblichen Bodensee, kennenzulernen. Nette wollte nicht mitfahren und schützte Geldknappheit vor, in Wirklichkeit sah sie einer Zeit ohne die Kontrolle der Mutter, die sie stark beanspruchte und jeden ihrer Schritte überwachte, mit aufgeregter Freude entgegen.

Seit der Begegnung bei Elise Rüdiger kam Levin Schücking jeden Dienstag ins Rüschaus, dem Tag, an dem die Mutter zu Besorgungen nach Münster fuhr. Therese von Droste-Hülshoff wollte mit dem jungen Mann nicht zusammentreffen, sie schalt ihn einen Laffen und aufgeputzten Gecken aus schlechtem Haus und tolerierte nur knurrend den Wunsch der Tochter, mit ihm an ihren Manuskripten zu arbeiten und literarischen Austausch zu pflegen. Nette war erleichtert, als die Mutter sich in Begleitung ihres Bruders Werner endlich auf den Weg zum Bodensee machte.

Sie erhebt sich von ihrem Morgengebet vor dem Hausaltar, den sie schon früh am Morgen mit einem Strauß Astern geschmückt hat. Ein flehentliches Gebet und zehn *Ave Maria* hat sie für einen guten Reiseverlauf der Mutter und den Erhalt der Gesundheit ihrer Lieben gesprochen, auch ihrer eigenen, die dank der Behandlungen von Bönninghausens einigermaßen stabil ist. In die Fürbitten hat sie auch Levin aufgenommen, den sie heute erwartet.

Es ist ein warmer Septembertag, der zugewucherte Garten färbt sich und verströmt herbstlichen Modergeruch, zwischen den Blättern quillt reifes Obst und Gemüse hervor. Nette kriecht zwischen die Stangenbohnen, wo es schattig und kühl ist, um sie herum überreife Bohnenschoten, die sie pflückt und in ihrer Gartenschürze verstaut. Sie bindet Ranken fest und jätet Unkraut, muss jedoch bald wieder aufhören, weil Kopfschmerzen und Übelkeit sich meldeten. Alles, nur das nicht, nur nicht mit tränenden, brennenden Augen vor Levin treten wie eine alte Jungfer, deren Jugendduft längst verflogen ist.

Sie nimmt ein Mittel von Bönninghausen, legt sich ins abgedunkelte Zimmer, schließt die Augen, versucht ruhig zu werden und die Bilder zu verscheuchen, die unablässig auf sie eindringen. Die Bilder von Levin, seinem Lachen, seinen Blödeleien, seinem scharfen, unbestechlichen Urteil über Literatur, seiner Hochachtung den Frauen gegenüber, die er manchmal vielleicht zu sehr betont. Damit rennt er bei jeder offenen Türen ein, auch Elise hat er so wohl eingefangen und mit ihr eine Romanze begonnen, die sie jedoch mit Rücksicht auf ihren Ehemann schnell wieder beendet hat.

Bei jedem Vers, den sie schreibt, überlegt sie, was Levin dazu sagen würde, verwickelt sich in Gedanken in Dispute mit ihm, zornige, zärtliche, dumme, wahrhaftige, ehrliche, wie sie zwischen Mutter und Kind üblich sind.

Moderken, Moderken, gau, man tau. Sein Lachen, seine Unbeholfenheit in gewissen zärtlichen Momenten, sein Geruch.

Zuletzt hat sie diese Glückseligkeit bei Straube erlebt, auch damals hat gleichzeitig die Angst pulsiert, alles zu verlieren und in den Abgrund zu stürzen. Aber Levin ist etwas anderes, er ist kein Liebhaber, sondern ihr Sohn, und der steht zu seiner Mutter, dazwischen passen kein Blatt und keine Intrige.

Oder sieht er es anders? Manchmal kommt er ihr nahe und guckt ihr tief in die Augen, um gleich darauf abrupt Abstand zu nehmen, pfeifend in die Luft zu gucken und schnell ein unverbindliches Thema wie Klatsch aus Münster oder einen interessanten Zeitungsartikel anzuschneiden.

Das Pülverchen wirkte, der Kopfschmerz verzog sich. Sie schnürte die Stiefel, um Levin bis zum Wäldchen entgegen zu laufen, wie sie es immer tat. Am Schlagbaum setzte sie sich auf die Holzbank und hielt mit dem Fernrohr Ausschau, bis er den Pfad herunterkam. Er beschleunigte seine Schritte, sobald er sie sah, und kam mit gerunzelter Stirn näher.

„Was ist, Mütterchen, bist du nicht wohl?“

„Ein Kopfschmerz, aber er ist schon vorbei, es ist nichts, mein Lieber, gar nichts, der gute Bönninghausen hat mir schon geholfen. Lass uns ein wenig streifen, wir gehen bei der Witkopp vorbei und dann gibt es eine Überraschung.“

Auf dem Weg durch den schattigen Wald erzählte Levin von seinem Freund Ferdinand Freiligrath, der sich in Unkel als freier Schriftsteller niedergelassen hatte und das *Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie* herausgab; Levin arbeitete für ihn und besuchte ihn oft. Freiligrath war mit

wilden exotischen Gedichten von Raubtieren und Wüstenvölkern bei Cotta herausgekommen und hatte durchschlagenden Erfolg, Rezensionen en masse, die Leute waren wie betrunken von ihm. Auch Levin gehörte zu seinen Jüngern und wurde nicht müde zu schwärmen. Jetzt war Freiligrath zu einer Wanderung durch Westfalen aufgebrochen, um Stoff für sein Buchprojekt *Das malerische und romantische Westfalen* zu sammeln.

„Er will unser Ländchen mit der Axt durchstreifen und seine Wälder lichten. Ich werde auch einige Kapitel beisteuern und wir dachten daran, Balladen von dir aufzunehmen, was meinst du?“

„Warum nicht?“

Die Droste biss sich auf die Lippen. Wollte sie überhaupt unter dem Namen dieses Freigeistes erscheinen, unter der Fahne eines radikalen Demokraten? Wäre das nicht wieder ein gefundenes Fressen für Mutter, die Bökendorfer und alle anderen Ewiggestrigen? Natürlich wollte sie dabei sein, konnte sie doch für Levin von unschätzbarem Nutzen sein, ihm helfen, Fuß zu fassen und ein Auskommen zu finden, das seinen Fähigkeiten entsprach. Womöglich übertrug Freiligrath ihm die gesamte Redaktion und es flossen ein paar Taler mehr als üblich.

„Ferdinand kommt Ende nächster Woche durch Münster,“ sagte Levin, „er will uns bei den Heckenschützen beehren. Elise ist schon aufgeregt und überlegt ein Programm, sie fürchtet, dass er sich in der Provinz langweilt. Er lässt dir ausrichten, dass er nur deinetwegen kommt, Moderken, habe ich Grund zur Eifersucht?“

„Gott bewahre, nicht mein Fall, nein danke! Wer weiß, ob er sein Versprechen überhaupt einhält, der Bänkelsänger.“

„An deine lyrische Kraft reicht er sicher nicht heran, aber er ist ein großer politischer Dichter, das kannst du ihm nicht absprechen. Chamisso sagt, seitdem Freiligrath begonnen habe zu singen, würden die anderen zu Spatzen.“

„Auf jeden Fall ist er ein Säufer und Hurenbock,“ sagte die Droste streng, „das kannst *du* ihm nicht absprechen. Ein Ladenschwengel aus Barmen ist er, mehr nicht.“

„Du irrst, Mütterchen, du irrst ganz gewaltig. Er ist einer der Großen, die wir haben, warum sollte er es sich nicht wohl sein lassen? Er steht übrigens kurz vor der Heirat mit Ida Melos, ich habe sie kennengelernt, sie ist bezaubernd. Immerhin hat er für die Kunst eine sichere bürgerliche Existenz aufgegeben, er ist ein Idealist und ein bedeutender Poet.“

„Was will er mit mir altem Weib? Er sollte lieber die Bornstedt treffen, die passt besser zu ihm.“

Sie biss sich auf die Lippen, warum konnte sie nicht den Mund halten. Sie war wütend auf die zehn Jahre Jüngere, bei der niemand auf die Idee gekommen wäre, sie Moderken zu nennen, und auf Freiligrath, der es mit Klamauk, getarnt als Revoluzzertum, bis in Cottas Verlag geschafft hatte und aus dem Stand zu Ruhm und Ehre gelangt war. Sie dagegen musste im Aschendorffschen Verlag versauern, die Provinz war gerade gut genug für sie. Kürzlich war sie in Münster bei ihrem Verleger Hüffer vorbeigegangen, um die Verkaufszahlen für den Gedichtband zu erfragen: Niederschmetternde vierundsiebzig Stück von vierhundert gedruckten Exemplaren.

Sie waren am Schenkerhaus angelangt, die Pächterin Dorchen Witkopp kam mit einem Korb frischer Eier aus dem Garten.

„Das gnädige Frölen Nette,“ sagte sie mit einem Knicks und wurde rot, „sehn se, ganz frisch die Eierkes.“

Nette suchte sich ein Gänseei heraus und hielt es Levin vor die Nase.

„Daraus mache ich uns eine Götterspeise, sowas hast du noch nicht genossen.“

Sie gab der Pächterin eine Münze und lief, das Ei mit beiden Händen umhüllt, so schnell Richtung Rüschaus, dass Levin kaum mitkam.

„Was hat mein Moderken, ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen?“

„Keine Laus, sondern ein sogenannter Herr Freigeist, so ein republikanischer Krawallmacher. Wirklich, Levin, warum haben solche Leute Erfolg und ich nicht? Müs-sen wir Frauen denn immer und immer zurückstehen und unser Licht unter dem Scheffel halten?“

„Ja, das ist wohl so, aber es ist das alte Deutschland, das euch niederhält. Das junge Deutschland will auch den Frauen Geltung verschaffen, den ganzen Menschen will es befreien und zu neuem Glanze führen. Wohl-gemerkt, alle sollen im Licht stehen, nicht nur einige Auserwählte.“

„Womit du natürlich wieder mich und die meinen meinst.“

„Was wahr ist, muss wahr bleiben, es kann nicht sein, dass die einen alles haben und die anderen nichts, dass die einen nur dienen und die anderen nur herrschen. Es muss schon eine Gerechtigkeit auf der Welt sein.“

„Mit dem Herrschen wirst du mich ja wohl nicht meinen. Ich diene genug: meiner Mutter, meinem Bruder, meiner Schwester und ihren Kindern, meiner Schwägerin und deren Kindern, dem Garten, der Literatur, meiner Amme und sogar einem gewissen grünschnabeligen Besserwisser diene ich. Ich mache ihm jetzt nämlich eine Köstlichkeit, ganz von eigener Hand.“

Das Rüscheshaus tauchte auf, eins der barocken Meisterwerke des Münsterlandes, die der Architekt Johann Conrad Schlaun vor hundert Jahren erbaut hatte: Ein Haus aus Backsteinen mit einem glockenförmig geschwungenen Giebel, von vorne bäuerlich-gemütlich, auf der Gartenseite mit einer herrschaftlichen Freitreppe, die zu einem italienischen Salon führte, ausgestattet mit einer prächtigen, mit italienischen Skizzen bedruckten Tapete. Die Droste bewohnte mit der Amme zwei niedrige Zimmer im Zwischengeschoss des Rüscheshauses, das sie ihr Schneckenhäuschen nannte.

Vor dem Haus saß die Amme auf der Bank in der Sonne und strahlte über das ganze Gesicht, als sie Levin und Nette kommen sah. Sie häkelte bunte Lappen mit kleinen Henkeln dran, als Deckel up de Kinner ehre Nachtpöttkes, wie sie Levin erklärte. Neben der Bank standen zwei Figuren aus Gips, ein Männlein und ein Weiblein, die die Amme unter den Johannisbeerbüschen im Garten als Vogelscheuchen aufgestellt hatte. Der Regen hatte ihnen die Farben abgewaschen und die Amme hatte vor, dem Pärchen mit Klatschrosenblättern wieder rote Wangen zu machen

Der Schalk sprang aus jeder Falte ihres runzeligen, gütigen Gesichtes, Levin lachte und klopfte ihr den Rücken.

„Ich mach uns was Feines, mein Alterchen, was für Leckerschmecker,“ sagte Nette.

„Man tau, man tau, Frölen.“

Levin folgte der Droste in die Küche und sah zu, wie sie das Gänseei zerschlug, das Eiweiß mit dem großen Dotter in eine Schüssel gleiten ließ und es mit einem Schneebeesen aufzuschlagen begann. In der anderen Hand hielt sie eine Schaufel, von der sie Zucker in die Schüssel rieseln ließ. Sie schlug schnell und geschickt, bis die Eimasse zu einer voluminösen Creme angeschwollen war.

An der Heftigkeit ihrer Bewegungen sah Levin, dass sie noch immer wütend war. Er stand auf, trat hinter sie und streckte seinen Kopf über ihre Schulter zu der Creme hin. Er bemühte sich, sie nicht zu berühren, streifte nur mit der Wange ihr Haar.

„Hhmm, darf man probieren?“

Sie machte sich steif, dann drehte sie sich um und schleuderte ihm mit dem Schneebesen die Eiercreme ins Gesicht und über die Jacke. Gleich danach griff sie erschrocken zu einem Tuch, um ihn abzuwischen.

„Du lieber Himmel, was habe ich gemacht, es tut mir so leid!“

Sie rief nach dem Hausmädchen, das heißes Wasser brachte, und säuberte Levin unter lauten Selbstanklagen. Dann füllte sie drei kleine Schüsseln mit der Creme und nahm sie mit hinaus zur Amme, Levin folgte ihr.

„Ist mein Mütterchen jetzt besser? Ich will ihr morgen allerhand Unsinn schreiben, wie sie es sich gewünscht hat.“

Die Spannung wich langsam aus ihrem Gesicht.

„Ja, mein Jungchen, frei von der Leber weg. Der Stift wird tanzen, wenn du ihm nur gestattest zu tun, was er will.“

„Aber nicht, dass ich wieder mit Eiercreme getauft werde.“

Sie war beschämt, manchmal wusste sie selbst nicht, was in sie fuhr. De Düwel, sagte Mutter, manchmal steckt de Düwel drin.

Levin strich ihr zum Abschied über die Wange, sie fuhr ihm mit der Hand durchs Haar, dabei musste sie schlucken. Sie lief ins Haus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

In der Küche fiel sie über den Rest der Eierspeise her und hätte sich dafür ohrfeigen können. Immer die Lust auf Süßes, obwohl sie davon Darmschmerzen und Blä-

hungen bekam und natürlich zunahm. Wenn sie sich im Spiegel ansah, schaute ihr ein molliges, bräsiges Matronchen entgegen.

Schürzenjäger

Als hätte sie geahnt, dass sich etwas zusammenbraute, wie gut, dass sie bei Elise auf eine Tasse Tee vorbeigegangen war. Wie zu erwarten gab es Klatsch und Gerüchte über das Verhältnis der Droste zu Levin Schücking, und wer anderes konnte sie in die Welt gesetzt haben als die Bornstedt.

„Er hat seinen Ruf als Herzensbrecher weg,“ sagte Elise vorsichtig, „ich war ja auch nicht vor seinem Charme gefeit.“

Die Droste lachte gezwungen.

„Mein Herz bricht er ganz sicher nicht. Er hat mich als sein Mütterchen angenommen, weil er keins mehr hat, und für mich ist er der Sohn, den ich nicht habe. Es ist eine Seelenfreundschaft, ganz einfach, absolut nichts für Hintergedanken.“

Elise hatte die Gerüchte um Nette und Levin von Thereschen Schlüter gehört und die hatte es von der Galenschen, die wiederum eine Freundin Dine von Haxthausens war, sodass man sicher sein konnte, dass es spätestens über diesen Umweg auch an die Verwandten und an Mutter kam, wahrscheinlich per Brief an den Bodensee, sonst spätestens, wenn Mutter zurück war.

Die Bornstedt hatte in verschiedenen Kreisen Mutmaßungen über ein unschickliches Verhältnis angestellt. Die Droste und Schücking machten gar keinen Hehl daraus, tratschte sie, sie tauschten Zärtlichkeiten in aller Öffent-

lichkeit, schrieben einander lange Briefe und trafen sich regelmäßig allein im Rüschnhaus. Dabei, hatte die Bornstedt hinzu gesetzt, sei die Droste kein Einzelfall, Schücking habe ja auch ihr selbst und anderen die Cour gemacht, er sei ein notorischer Schürzenjäger.

„Du musst etwas dagegen unternehmen, Nette,“ sagte Elise, „das Motiv dieser Frau ist reine Eifersucht, sie würde sich ihn selbst gerne angeln.“

„Ich angele ihn nicht, Elise, er ist mein Junge, ein guter Freund, ein Seelenbruder. Unser Verhältnis hat nichts mit dem Dreck zu tun, den die Bornstedt herumschleudert.“

Elise legte die Hand auf Nettets Arm und sah sie kummervoll an.

„Ich hoffe nur, dass du weißt was du tust. Levin ist ein Freund der Frauen, er ist charmant und einnehmend, und manches, was man für eine besondere Aufmerksamkeit halten könnte, ist einfach seine Art des Umgangs.“

Die Droste sah zu Boden, es war klar, dass Elise aufgrund ihrer Erfahrungen so urteilen musste.

„Meinst du, er macht der Bornstedt tatsächlich den Hof?“

„Er benimmt sich auf jeden Fall manchmal so, dass sie es denken könnte. Du weißt ja, wie sie alles auf sich bezieht in ihrer hysterischen Art.“

Nettets Stimmung sackte weiter in den Keller.

„Wenn Mutter solche Geschichten hört, lässt sie mich nicht mehr allein, sie bewacht mich im Rüschnhaus oder schleppt mich mit an den Bodensee, und dann heißt es adieu, schöne Freiheit. Ich muss alle Briefe von ihm vernichten, Mutter ist sich ja nicht zu schade, an meine Lade zu gehen und sie durchzukramen. Ich habe mich schon mit ihr angelegt, aber da hättest du sie erleben sollen.“

„Im Streit möchte ich deiner Mutter nicht in die Hände fallen,“ lächelte Elise, „sicher kann sie zur Furie werden.“

Ein Prosastück

Levin beflügelt sie, er treibt ihre Ideen hervor. Eine Kriminalgeschichte meldet sich immer wieder, auf die sie zum ersten Mal vor zwanzig Jahren in Bökendorf gestoßen ist, die Geschichte von einem Selbstmörder. Onkel August hat damals nach einer wahren Begebenheit in der *Wünschelruth* den Bericht *Der Algerier-Sklave* veröffentlicht, der die Droste ob seiner Düsterkeit und Härte immer fasziniert hat. Von Zeit zu Zeit hat sie sich Notizen dazu gemacht, ist aber nie weitergekommen.

Levin drängt sie schon seit längerem, sich an einem Prosastück zu versuchen.

„Wir wollen sehen, ob mein Mütterchen es nicht auch darin zur Meisterschaft bringt.“

„Wohlan denn, dein Wunsch ist mir Befehl!“

Sie will wie bei den Versen vorgehen und es möglichst strömen lassen, nur die Eckpunkte der Handlung festlegen, den großen Bogen. Die früheren Notizen zu Rate ziehen und dann hineinatmen in die Feder, die die Bilder wieder ausatmet, die in ihrem Kopf entstehen.

Wenn das Schreiben nur nicht so anstrengend wäre, das Niederbeugen, das ihr die Tränen in die Augen treibt und den Rücken schmerzen lässt, der Krampf im Unterarm, der Druck auf den Handballen. Erstmal nur Skizzen machen und sie später ausarbeiten, wenn sie in besserer Verfassung ist.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen kratzt die Feder aufs Papier. Friedrich Mergel soll der Name der Hauptperson sein. Sie sieht ihn schon seit langem vor sich, stundenlang regungslos im Gras liegend und Thymian ausrufend, nach dem Vater suchend, der als Gespenst durchs Brederholz irrlichtert. Dann der Ohm mit *vor dem*

Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, der Friedrich ein Erbe verspricht, diesem blondgelockten hübschen Knaben, zerlumpt, sonneverbrannt und mit dem Ausdruck der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen.

Friedrichs Spiegelbild, Schatten, Doppelgänger ist sein vermutlicher Halbbruder Johannes Niemand *mit dem Jammerblick eines halbwüchsigen Hundes*, der nur die Holschenvioline spielen darf, während Friedrich zum Dorfelegant wird und die Bassgeige streicht.

Die Blaukittel ziehen durch die Wälder, die Holzfrevler, ihre Spuren führen zum Fluss, wo sie die Beute verschiffen. In der Morgenfrühe, *im Osten zeigte sich bereits ein schmaler heller Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbande schloss*, kommt es zur schicksalhaften Begegnung Friedrichs mit dem Förster: *Er war totenbleich und seine Augen schienen wie Kristallkugeln aus dem Kopf schießen zu wollen.*

Der Förster ist der erste Tote, sein Kopf wird mit einer Axt gespalten, der Mörder nie gefunden.

Die Schlüsselszene sieht sie glasklar in allen Einzelheiten vor sich, die Hochzeit, auf der das Verhängnis kulminiert. Friedrich ist auf dem Höhepunkt seiner Arroganz und Hoffahrt. *Fußhoch über die anderen tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrien Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.*

Johannes Niemand wird an diesem Abend als Butterdieb entlarvt, als ihm am Feuer das Fett aus der Tasche trieft. Friedrich verhöhnt den kümmerlichen Halbbruder und schmeißt ihn hinaus, prahlt mit seiner Taschenuhr. Da kommt der Jude Aron und verlangt vor versammelter Hochzeitsgesellschaft die zehn Taler zurück, die er Fried-

rich für den Kauf der Uhr geliehen hat. Dieser ist tief gedemütigt, er kann nicht länger im Dorf bleiben.

Spukszenen entwerfen: Wie es in der Luft rauscht, knistert und knattert, gellende Schreie zu hören sind, Seufzer: oh weh, meine arme Seele. Glühende Augen in dunklen Baumkronen, verscharzte Pferdegerippe.

Der Jude ist erschlagen worden!

Friedrich ist verschwunden, sein Bett noch warm.

Die Juden kaufen die Buche, unter der Aron erschlagen wurde, ziehen mit ihren Rabbinern ins Brederholz und hauen mit dem Beil eine hebräische Schrift in den Stamm.

Achtundzwanzig Jahre später schleppt sich zum Weihnachtsfest ein verkommener Mensch mit letzter Kraft in das Dorf. Man erkennt ihn als Johannes Niemand und pflegt ihn. Von Friedrich Mergel weiß er angeblich nichts. Einige Tage darauf hängt ein Selbstmörder in der Judenbuche, in dem man zunächst Johannes Niemand zu erkennen glaubt. Eine Narbe an seinem Hals weist ihn jedoch als jemand anderen aus, wie der Gutsherr erkennt: *Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sagt es nur allen Leuten: der da*« – er deutete auf den Toten – *»war Friedrich Mergel.«* – *Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt. ... Die hebräische Schrift an dem Baume heißt: »Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast.«*

Sie streicht den vollgekritzelten Bogen glatt, so könnte es gehen.

Die Ideen sind wie scheuende Rösser, die man geschickt einfangen muss. Das hat sie, als sie noch jung war, selbst einmal zu dem guten Sprickmann gesagt, der der erste war, der sie zum Schreiben ermutigt und ihr Vertrauen in die eigene Vorstellungswelt gegeben hat. Seitdem weiß

sie, dass sie etwas Gutes und Eigenes in sich trägt, dass sie erwählt ist und ihren Schatz hüten muss wie einen kapriziösen Liebhaber. So hat sie es zu Levin gesagt und er hat geantwortet, da sei es ja gut, dass er nicht ihr Liebhaber sei und deshalb auch nicht entwischen könne.

Er ist manchmal so doppeldeutig, dass sie nicht weiß, wie er es meint.

Sie wird nichts verraten und ihm die Kriminalgeschichte erst vorlegen, wenn sie fertig ist. Gott gebe ihr die Kraft, alles auszuarbeiten, die stundenlange Qual des Schreibens zu ertragen. Vielleicht kann sie die Geschichte als Teil in die Sammlung *Bei uns zulande auf dem Lande* aufnehmen, das sie sich als eine Art Tagebuch denkt, eine Sammlung von westfälischen Begebenheiten.

Frauensachen

Sehnlichst von der Droste erwartet traf Adele Schopenhauer im Mai 1840 in Rüscha ein. Sie kam aus Bonn, dort hatte sie sich nach zweieinhalbjähriger Pause wieder mit Sibylle Mertens versöhnt. Adeles Mutter war gestorben, sodass sie nun ihre Freiheit genießen und fahren konnte, wohin sie wollte. Sibylle Mertens, berichtete Adele, trauere ihrerseits um Laurina Spinola, die 37jährig ganz plötzlich gestorben war, und hatte Adele aus diesem Anlass die Versöhnung angetragen.

Adele war darauf eingegangen, wollte allerdings auf Distanz bleiben, schon allein Louis Mertens wegen, der immer schlimmer wurde und Adele geradezu unflätig behandelte. Wenn Sibylle ihn ignoriere, mache er erst recht durch lautes Türen- und Fensterschlagen oder exzessive Schimpftiraden auf sich aufmerksam, klagte Adele.

Die Ruhe in Rüschaus, die sprießende Natur, die riesigen Bäume, der jubilierende Vogelchor verzauberten Adele – *klösterlich still und sacht - man träumt fast anstatt zu leben*. Wie traulich verplauderten die Freundinnen die Stunden, unterbrochen von Spaziergängen und Gartenarbeit, glücklich, die gute Frühlingsluft atmen und im Gleichklang schwingen zu können. Niemand außer Levin verstand Nettets Gedichte so gut wie Adele, niemand kannte sich so gut im Literaturbetrieb aus und gab so nützliche Ratschläge.

Elise lud zu einem Diner nach Münster und Adele lernte den verbliebenen Kreis der Heckenschützengesellschaft kennen. Neben Louise von Bornstedt waren dies Bernhard Schlüter, Hofrat Carvacchi und natürlich Levin Schücking.

Levin hofierte den berühmten Gast, glänzte mit seinen literarischen Kenntnissen und nahm eifrig Bezug auf sämtliche Zeitungsartikel Adeles, die in den letzten Jahren erschienen waren.

Die Runde plauderte zunächst angeregt über die Münsteraner Verhältnisse. Dann waren alle auf Neuigkeiten aus Weimar erpicht und hingen an Adeles Lippen, die ihre Geschichten aus dem Hause Goethe routiniert vortrug und immer mit einer humoristischen Pointe würzte. Zum Beispiel, wie herrlich der damals noch jugendfrische Goethe mit ihr in ihrer Jugend gespielt hatte, wie er ihre Püppchen hatte tanzen lassen und sie ihn Papa nennen durfte, weil sie selbst keinen hatte. Er sei in der Tat wie ein Vater gewesen, sie habe ihm alles offenbaren können, auch ihre intimsten Wünsche und Gedanken. Umso mehr habe sie dann sein Tod betroffen, geradezu orientierungslos sei sie zurück geblieben.

Levin sog es auf, berauscht von allem, was aus dem Musesgral Weimar ins abgelegene Münsterland drang, noch

dazu aus allererster Hand. Kaum zu glauben, dass der Dichtergott mit Adele über Literatur diskutiert hatte und sie ihm widersprechen durfte, wenn sie es für richtig hielt.

Levin löcherte sie mit Fragen, welche der Legenden, die sich um Goethe rankten, der Wahrheit entsprachen, war charmant und zuvorkommend. Er saß neben der Droste und legte mehrmals seine Hand auf ihren Arm, was jedes Mal ein Feixen der Bornstedt nach sich zog.

„So, so,“ drohte Adele auf der Heimfahrt lächelnd mit dem Finger, „so, so, da nimmt sich das hochwohlgeborene Fräulein also ein halbes Kind, ein Bürschchen, einen hübschen jungen Kerl. Das lobe ich mir, warum denn nicht, wenn es Plaisier macht. Die Männer müssen ja nicht immer nur junge Frauen begehren, findest du nicht?“

„Es ist nicht wie du denkst, Adele, auch wenn die Bornstedt diesen Dreck in ganz Münster verbreitet. Es ist nichts dran, wir haben ein Verhältnis wie Mutter und Sohn, ein sehr inniges allerdings, das gebe ich zu.“

„Nenne es wie du willst, für die Klatschmäuler ist es jedenfalls ein gefundenes Fressen. Lass sie reden, du bist niemandem Rechenschaft schuldig, jeder Mensch muss tun dürfen, wonach sein Herz verlangt. Levin ist bezaubernd, schätze dich also glücklich, solange du ihn hast, aber rechne auch damit, dass es zu Ende geht. Gott bewahre dich vor dem großen Schmerz, wenn es so kommen sollte. Die Liebe hat helle und dunkle Seiten, das ist leider so, ich weiß, wovon ich rede.“

Im Vormittagslicht saßen sie am Fenster und machten Scherenschnitte. Darin hatte die Droste beachtliche Fertigkeiten, aber Adele Schopenhauer war eine Meisterin. Die Zwergenhochzeit hieß eins ihrer schönsten Werke, für das sie einen Verlag zur Veröffentlichung suchte.

Levin besuchte die beiden Frauen im Rüschaus, sie diskutierten über die neuesten literarischen Strömungen und rezitierten ihre Lieblingsschriftsteller rauf und runter. Adele zeichnete Schücking und Nette, wie sie gemeinsam nach einem Stern greifen, und skizzierte das Moderken auf dem Kanapé mit untergeschlagenen Beinen. Es waren anregende Nachmittage und Adele war entzückt von Levins Charme und seinem sicheren literarischen Urteil.

Abends spielte Nette auf ihrem kleinen Flügel und sie sangen dazu oder lasen sich bei Kerzenschein gegenseitig vor. Adele war beeindruckt von den Entwürfen zu der Kriminalgeschichte um Friedrich Mergel und ermunterte Nette zum Weiterschreiben.

„Die Details sind wahr und schön gegeben, vielleicht solltest du die Höhepunkte noch etwas schärfer herausarbeiten.“

Adele zeichnete Skizzen zu der Geschichte und spann mehrmals ihren Traum aus, Illustratorin zu werden und damit ihr Brot zu verdienen. Dazu hätte sie allerdings bei einem Kupferstecher die Kunst der Steingravur lernen müssen, aber wie sollte das gehen? Wer sollte es bezahlen, und welcher Handwerker würde einem fast mittellosen Fräulein Anfang vierzig seine Künste weitergeben?

Adele litt unter ihrer Abhängigkeit als ledige Frau. So konnte sie Rechts- und Finanzgeschäfte, die nach dem Tod ihrer Mutter reichlich anfielen, nicht selbst erledigen sondern brauchte einen Vormund. Ihr neun Jahre älterer Bruder Arthur Schopenhauer half ihr in keiner Weise. Er, dessen Ruhm als Philosoph sich inzwischen verbreitet hatte, lehnte jede Verantwortung für die verhasste Mutter ab, so war es vor ihrem Tod gewesen und wurde danach nicht besser. Mit dem Nachlass wollte er erst recht nichts zu tun haben, denn Johanna Schopenhauer, die zeitle-

bens über ihre Verhältnisse gelebt hatte, ließ überwiegend Schulden zurück.

„Alles musste ich allein tragen,“ jammerte Adele, „Mutters Verschwendungssucht aushalten, ihre Kredite ablösen, sie auf Gesellschaften begleiten, selbst, wenn ich Fieber hatte, immer all ihren Wünschen entsprechen. Als Dank wurde ich als *dummes, hipochondriches Blählämmchen* bezeichnet, was sagst du dazu? Nein, sie war keine Mutter, Arthur hat gute Gründe für seinen Hass.“

Als die Beziehung zu Sibylle zu bröckeln begann, hatte Adele versucht, sich in Bonn mit dem Juristen Martius zu liieren und geglaubt, Liebe für ihn zu empfinden. Ihren eigentlichen Wunsch, Sibylle damit eifersüchtig zu machen, hatte sie sich kaum eingestanden, allerdings den späteren Rückzug von Mertius auch nicht bedauert. Im Grunde genommen war Adele sicher, niemals eine Ehe mit einem Mann eingehen zu können. Zu sehr würde sie unter der Rohheit und Gefühllosigkeit seiner Natur leiden, seinem Machtanspruch, überhaupt den ganzen Männervorlieben, die für eine Frau nicht begreifbar waren.

„Ich kann mit ihnen einfach nichts anfangen,“ sagte Adele. „Wenn ich Billa oder meine Ottilie heiraten könnte, käme ich gesprungen wie ein Hase, es wäre mir das Natürlichste von der Welt.“

Zu später Stunde und nach einigen Gläsern Wein offenbarte Adele dann – geflüstert nur, weil die Tatsachen so skandalös waren und niemand, wirklich niemand davon erfahren durfte – pikante Einzelheiten zu einer Affäre um ihre Freundin Ottilie von Goethe und zu ihrer Trennung von Sibylle.

Ottilie, die von Männern und Frauen gleichermaßen angebetet wurde, hatte immer Amouren mit anderen

Männern gehabt, auch als August von Goethe noch lebte. Etwa die zu dem Poeten Charles Sterling, der zu Beginn der Affäre gerade neunzehn war und, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben von Lord Byron, in Weimar flammend um Ottilie geworben hatte. Später wurde er von einem Engländer namens Captain Story abgelöst, den Ottilie gelegentlich traf, was nicht ohne Folgen blieb. Kurz nachdem Captain Story ihr mit der Mitteilung, er habe sich verlobt, den Laufpass gegeben hatte, stellte Ottilie im vierten Jahr ihrer Witwenschaft fest, dass sie schwanger war.

„Der berühmteste Name im ganzen Reich und dann eine solche Schande,“ rief Adele, „Ottilie war völlig aus dem Häuschen.“

Zu dieser Zeit war die englisch-irische Journalistin Anna Jameson in Weimar aufgetaucht, eine in ihrer Heimat gefeierte Sachbuchautorin, die zunächst Ottilie mit Avancen und Liebesbriefen überhäufte. Die prallten zwar ab, verfielen aber später bei Sibylle Mertens, die noch vor ihrer Reise nach Genua eine Affäre mit Anna begann.

„Die Jameson hat Sibylle im Bett gezeichnet,“ flüsterte Adele, „so als liege sie neben ihr und Sibylle sei gerade aufgewacht, ungekämmt und halbnackt sitzt sie da und sieht ganz verschwiemelt aus. Natürlich kenne ich diesen Anblick nur allzu gut. Sibylle hat mir die Zeichnung brühwarm unter die Nase gehalten. Das war der Todesstoß, da sind alle Gefühle in mir gestorben, ich kam mir vor wie ein ausgewechseltes Hemd.“

Ottilie weihte Sibylle und Anna Jameson in das Schwangerschaftsgeheimnis ein. Anna war froh, etwas für Ottilie tun zu können und begleitete sie für die letzten Monate bis zur Niederkunft nach Wien. Sibylle stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite und gab Geld für alles, was zu be-

zahlen war. Ottilie gebar eine Tochter und nannte sie nach ihren rettenden Engeln Anna Sibylle.

Als die Cholera in Genua ausbrach und viele Kinder zu Waisen wurden, um die Sibylle sich kümmerte, bot sie an, Ottilies kleines Mädchen als eines dieser elternlosen Kinder auszugeben und unter falschem Namen in eine Pflegefamilie zu vermitteln. Ottilie gab das Kind jedoch in Wien zu Pflegeeltern, wo es anderthalbjährig starb.

„Während das alles lief, hat sich Billa schon in Genua mit der Spinola getröstet,“ giftete Adele, „bei ihr muss ja immer eine Affäre auf die andere folgen. Manchmal erinnert sie mich an einen alten Kerl, der den Hals nicht voll genug mit frischem Fleisch kriegen kann.“

Der Droste schwirrte der Kopf nach diesem Tohuwabohu, das man im biederem Münsterland kaum für möglich halten konnte. Sie wagte nicht, sich das Gesicht ihrer Mutter vorzustellen, wenn sie jemals von derartigen Zuständen erführe, und versprach, das Geheimnis niemals zu lüften.

Nach zwei Wochen fuhr Adele ab und die Droste war froh, nach dieser anregenden, aber auch anstrengenden Zeit wieder ihre Ruhe und die wenigen Stunden mit Levin für sich allein zu haben.

Geisterstunden

Rüschhaus 1841 – Es gibt nichts Schöneres als einen weißen, reinen Papierbogen, sie streicht auf dem Tisch alle Fältchen und Ecken glatt. Ihr Auge, das wie eine Lupe funktioniert, indem es die Dinge in der Nähe vergrößert und in der Ferne verschwimmen lässt, mustert die weiße Fläche, ein Kosmos, aus dem die Welt aufsteigt: Häuser, Gärten, Bäume, Bäche und Flüsse, Felsen, Men-

schen und Tiere, gar ein ganzes Regiment mit Rössern und stürmenden Soldaten. Sie nimmt sich Adeles filigrane Arbeiten zum Vorbild und schneidet, den Bogen dicht am Auge, kleine Wunderwelten heraus, mit denen sie ihre Lieben beglückt. Für die Amme hat sie bereits ein ganzes Himmelszelt zurechtgeschnitten mit Wolken, Engeln, Posaunen und einem blasenden Petrus.

Das Einhorn, dessen Konturen sie noch einmal im Bertuch nachgeschlagen hat, ist für Levin bestimmt; es tummelt sich in einem paradiesischen Garten mit Blüten und Geranke. Sie klebt den Scherenschnitt vorsichtig auf schwarzen Karton und legt ihn in einen Pappdeckel, dann nimmt sie den Federkiel, tunkt ihn in das Tintenfass – das Levin manchmal als durstiges schwarzes Auge bezeichnet, weil es so oft nachgefüllt werden muss – und schreibt ihm auf dem Rest des Bogens mit ihrer winzigen, akkuraten Schrift, die durch energische Unterstriche eine strenge Struktur erhält. Es ist der zweite Brief in dieser Woche, sie wird ihn morgen der Bükerschen mit nach Münster geben und am Abend ungeduldig auf ihre Rückkehr warten. Sicher wird sie ihr eine liebe Levin-Antwort mitbringen.

Ich möchte heut all mein Papier an Sie vollschreiben, ich muß Ihnen noch einmal auf diesem Adieu sagen, o mein gutes Mütterchen, was hab ich Sie lieb! ... Ich wollte, sie wären eben ein Viertelstündchen hier gewesen, mein Mütterchen, es war so wunderhübsch hier auf meinem Zimmer; ... ein Funke glühte auf dem Rande Ihres Bechers wie ein goldener Tropfen; das rothe Licht aus dem Ofen in der Ecke huschte über die Wände und Bilder her ... denken Sie mehr daran für sich zu sorgen, als immer für andere –ausgenommen Ihren kleinen Jungen, das dumme Pferd, der nicht genug von Ihnen hören kann... tuus Lebuinus

„Sieze mich nur ja in deinen Briefen, sonst muss ich sie verbrennen. Mutter wird Ende des Monats zurück sein und alles inspizieren.“

„Dann schreibe ich dir immer einen Brief zum Verbrennen und einen für deine Mutter, was hältst du davon? Ich könnte auch auf Latein schreiben, oder beherrscht sie das?“

„Nein, aber das ist doch viel zu viel Arbeit, du musst an dein Fortkommen denken, Artikel und Bewerbungen schreiben, keine Briefe für meine Mutter. Wenn ich dir nur etwas Vorteilhaftes verschaffen könnte. Ich habe schon an meinen Schwager in Meersburg gedacht, er braucht jemanden, der ihm seine Bibliothek ordnet. Er ist freundlich und großzügig, allerdings ein konservativer Knochen.“

„Ein paar konservative Taler nehme ich gerne und gegen einen Aufenthalt am Bodensee hätte ich auch nichts einzuwenden.“

„Ich werde Jenny schreiben, wenn es Laßberg jemand schmackhaft machen kann, ist sie es. Und Mama erfährt am besten gar nichts davon.“

„Sonst reißt der Drachen sein Maul auf und spuckt Feuer, huh, huh!“

„Wenn sie wieder da ist und du mit ihr zusammentrifft, bist du ausgesucht höflich und demütig, hörst du?“

Sie wollte ihm die Ohren langziehen, aber er drehte den Kopf weg und sah trotzig gradeaus.

„Ich bin kein Schuljunge, auch für deine Mutter nicht.“

Bevor das Gespräch eine noch schärfere Note bekam, lenkte sie um und schlug vor, ein Geisterstündchen abzuhalten.

„Letzte Nacht, als ich wach lag, sind mir Geschichten aus meiner Jugend eingefallen, die du nicht glauben wirst. Sie standen mir plötzlich klar vor Augen. Komm aufs Kanapee, damit wir es recht gemütlich haben.“

Sie schob ihm einen Teller mit Äpfeln und Nüssen hin, Levin setzte sich neben sie, legte aber nicht, wie sonst, den Arm um ihre Schultern.

„Leg los, Mütterchen.“

Der Trotz wich aus seinem Gesicht, Gott sei Dank.

Die Idee, ihn an Laßberg zu vermitteln, war ihr ebenfalls letzte Nacht gekommen. Was für eine Vorstellung, mit ihm zusammen die Meersburg, den Bodensee und das Alpenpanorama zu genießen. Vorher musste sie Levin allerdings, um bei Laßberg keinen Anstoß zu erregen, auf die Kompromisse des Lebens einstimmen, und einer der wichtigsten war, dass man die Hand, die einen füttert, nicht beißen darf.

„Höre, mein Junge, was mir einst, ich glaube, in meinem sechzehnten Jahr, in der Osternacht geschah. Auf Hülshoff ist es Sitte, dass in der Nacht auf Ostern das Gesinde um Mitternacht in den Schlosshof geht und mit Liedern die Auferstehung des Herrn feiert. Ich wurde von dem Gesang wach und stellte mich ans Fenster, es war ein so trauliches und gleichzeitig so erhabenes Bild. Mägde, Knechte, Mamsellen und Kutscher trugen Fackeln, standen im Kreis und sangen leise: *Christ ist erstanden*, und als das Kyrieleis verhauchte, sah ich, wie sich die Haustür öffnete und eine junge, blonde Gestalt mit langer Lockenpracht und einer Kerze in der Hand heraustrat.“

Die Droste drehte sich zu Levin, fasste ihn an den Oberarmen und zog ihn heran, er lehnte seine Stirn an ihre. Aus ihrem vorstehenden Auge, das er ihr Vorkieker-Auge nannte, schien ein fahles Licht und sie flüsterte mit ihrer rauhen Stimme. Er starrte sie mit aufgerissenen Augen an, Gespensteraugen, wie sie kichernd bemerkte.

„Plötzlich sah ich, dass ich selbst es war, die da durch den Hof schritt, und es durchfuhr mich, ich weiß gar

nicht wie, wohl das, was man den heiligen Schauer nennt. Die Gruppe öffnete sich und bildete eine Gasse für mich, dabei sangen die Leute *Gelobt sei Gott im höchsten Thron*. Ich – oder war es die Gestalt? – schwebte mit der Kerze langsam hindurch und trat durch die Tür am hinteren Flügel wieder ins Haus. Ich sah von meinem Fenster aus, wie innen der spärliche Schein zitterte und mit der schattenhaften Gestalt durch den Gang am Fenster vorbeiwanderte, dann die Treppe hoch bis in meine Stube.“

„Aber wie war es, als du nach oben kamst, habt ihr euch wieder vereinigt, du und du?“

„Es war ein Glanz da, mit dem ich verschmolz, dann war ich sehr in Frieden mit mir und bin gleich eingeschlafen. Am nächsten Morgen fragte ich Lisette beim Ankleiden, ob das Gesinde denn wieder zur Osternacht gesungen habe, da guckte sie mich groß an und sagte: Aber das Fräulein ist doch selbst dabei gewesen. Es kam im Nachtgewand zu uns heraus und hat mit uns gesungen, wir waren in Sorge, dass es sich erkälten könnte.“

Nette ließ Levin los und setzte sich wieder gerade.

„Was sagst du dazu? Die Geschichte ist wahr, ich schwöre es bei allen Heiligen.“

„Du musst mir für das Westfalen-Buch ein Kapitel über die Vorkieker schreiben,“ sagte Levin. „Freiligrath wird begeistert sein, lauter solche Geschichten müssen rein. Was der Vorkieker für ein Typus ist, damit kennst du dich doch bestens aus.“

„Sie sind wie ich, blond, mit wasserhellen Augen und einer zarten Haut. Das Sehen überkommt sie meistens in Mondnächten, sie sehen Leichenzüge und Schlachten voraus, sie sehen deutlich die kämpfenden und sich duellierenden Soldaten, hören sogar Worte des Feindes in fremden Sprachen. Manchmal sehen sie auch viele Jahre

voraus, dass ein Unglück geschieht, ein Erntewagen umkippt oder ein Fohlen in eine Grube fällt, die noch längst nicht gegraben ist. Die minder begabten Vorkieker hören nur, aber das gewaltig, das Marschieren der Truppen und den Lärm von Säbeln, den Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens.“

„Halt ein Mütterchen, mir graut!“

Levin schlug in gespielter Entsetzen die Hände vor das Gesicht und sie brachen in Gelächter aus.

„Weiter,“ sagte er, als sie sich beruhigt hatten, „noch eine Geschichte. Ein Stündchen haben wir noch bis zur Dämmerung.“

Die Droste überlegte, dann lächelte sie geheimnisvoll.

„Ich war noch ziemlich klein, als die Sache mit dem Schlüssel passierte. Niemand außer Jenny weiß davon, es muss unser Geheimnis bleiben. Schon als kleines Mädchen wollte ich nichts anderes tun als lesen, und meine Mutter hatte viel Mühe, die Lektüre, die für ältere Leser bestimmt war, von mir fernzuhalten. Deshalb schloss sie diese Bücher in den großen Schrank im Korridor ein. Je häufiger sie das tat, desto neugieriger wurde ich, der Bortuch reichte mir längst nicht mehr, den konnte ich vorwärts und rückwärts aufsagen.“

Ich schlich immer mal wieder um den Schrank herum und fand tatsächlich eines Tages den Schlüssel noch in der Schranktür steckend vor. Mein Herz klopfte wie ein Schmiedehammer, bong, bong, bong, ich schob mir einen Stuhl vor den Schrank, nahm Schillers *Räuber* heraus, die mir strengstens verboten waren, und fing direkt auf dem Stuhl stehend an zu lesen.

Da hörte ich die Treppe knarren, es war der schwere Schritt von Mama. Ich legte das Buch zurück, sprang vom Stuhl, schloss ab und lief in Windeseile mit dem Schlüssel

in der Kleidertasche in den Garten. Als ich wieder ins Haus kam, scheuchte Mutter das Gesinde herum, den Schlüssel zu suchen, da wurde es mir ganz arg und ich konnte mir nicht anders helfen, als ihn in den Schlossgraben zu werfen.

Das machte die Sache natürlich noch viel schlimmer und ich wusste vor schlechtem Gewissen nicht ein noch aus. Ich zitterte die ganze Zeit vor dem Augenblick, in dem Mutter mich nach dem Schlüssel fragen würde, ich durfte ja nicht lügen und hätte alles beichten müssen.

Sie fragte aber nicht. So ging ich bedrückt ins Bett und bat beim Nachtgebet den lieben Gott mit aller Kraft, dass er mir helfen möge. Ich schlief ein und träumte, dass ein gütiges Wesen an mein Bett trat und sagte, ich solle mich nicht fürchten, der Schlüssel werde am nächsten Morgen auf dem Schrank liegen. Nach dem Aufwachen lief ich sofort hin und kletterte auf den Stuhl, und siehe da, der Schlüssel lag tatsächlich da. Mutter lobte mich sehr, als ich ihn ihr brachte, und ich kam mir vor wie der sündigste Mensch der Welt.“

Beim Aufbruch schaute Levin sie bittend an und streichelte ihren Arm.

„Du weißt, dass ich dich lieb habe, ich hoffe, du vergisst es niemals. Und ich danke dir für die viele Sorge und alles, was du für mich tust. Natürlich wäre es schön, am Bodensee zu sein, mit dir zusammen und mit einer so ehrenvollen Aufgabe. Wenn dein Schwager auch konservativ ist, so habe ich doch großen Respekt vor seiner wissenschaftlichen Reputation und seinem bedeutenden Lebenswerk. Und deiner Mutter und deiner Schwester will ich mit aller Ehrerbietung und allem Respekt begegnen, der ihnen zukommt, ich verspreche es dir.“

„Dann werde ich gleich Jenny schreiben. Und du überlegst, mit welchen Referenzen du dich Laßberg empfehlen kannst. Stell dein Licht nicht unter den Scheffel, aber trage auch nicht zu dick auf. Wir schicken es dann mit gleicher Post.“

Die Droste lächelte, sie sah plötzlich sehr jung aus, nur das Vorkieker-Auge blieb streng auf Levin gerichtet.

Sie brachte ihn ans Tor, er umarmte sie und flüsterte ihr ins Ohr, früher habe er sich oft geärgert, dass man ihn den Kleinen genannt habe, aber nun sei er froh darüber, dass er sein liebes Mütterchen nicht so stark überraue und ihr guter Junge sein und bleiben könne.

„Geh nur, geh, mein Herzensjunge, kommst ja schon bald wieder.“

Während sie ihm über den dämmerigen Weg nachsah, zogen Verse heran, die sie zuerst verscheuchen wollte. Dann folgten sie ihr doch in die Stube und sie schrieb sie im letzten Tageslicht auf.

*O frage nicht was mich so tief bewegt;
Seh ich dein junges Blut so freudig wallen,
Warum, an deine klare Stirn gelegt,
Mir schwere Tropfen aus den Wimpern fallen.*

...

*So wenn ich schaue in dein Antlitz mild,
Wo tausend frische Lebenskeime walten,
Da ist es mir, als ob Natur mein Bild
Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;
Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand
Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,
Was noch entschwinden wird und was entschwand,
Das muß ich Alles dann in dir beweinen.*

Krautjunker

Sie musste nach Hülshoff hinüber, Werner war extra ins Rüschaus gekommen und hatte Nette gebeten, seiner Frau Line beizustehen. Es stehe erbärmlich mit dem kleinen lungenkranken Ferdinand, Line wäre sehr erleichtert über Nettets Unterstützung, zumal sie wieder in der Hoffnung sei. Auch die anderen Kinder verlangten nach der Tante und ihren Geschichten, die die allerschönsten seien.

„Und ich möchte meine Schwester auch dann und wann unter meinem Dache sehen,“ sagte Werner streng, „man sollte ja gerade meinen, sie wolle nichts mehr mit uns zu tun haben, so rar macht sie sich. Ist ja auch kein Wunder, bei dem, was sie alles zu tun und zu dichten hat. Es spricht sich bis Hülshoff herum, wieviel Besuch sie bekommt und welche Berge von Briefen und Paketen zum Rüschaus hinein- und herausgetragen werden.“

„Du weißt, dass ich meine Zeit nicht mit dem Sticken von Lappen verschwende,“ sagte sie bestimmt. „Die Dinge die ich zu tun habe, werden von den Verlagen und Redaktionen verlangt und bringen mir etliche Taler ein, die ich den Armen geben kann.“

Sollte er doch aufhören zu salbadern, wütete sie, als er davonritt, sollte er sie doch in Ruhe lassen.

Werners Rückständigkeit, seine Art, alles Moderne zu verteufeln, die Schwester herunterzumachen und ihren Umgang zu schmähen, ärgerte sie, ebenso wie sein Kampf gegen die Verwässerung adeligen Blutes durch die Einheirat von Bürgerlichen, bei dem er sich mit den Haxthaus-eschen Onkeln in bester Gesellschaft wusste. Unvergessen Onkel Werners Pamphlet *Über die Grundlagen unserer Verfassung*, in dem er die Wiederherstellung des adelig ge-

fürten Ständestaates forderte. Damit hatte er sich in den dreißiger Jahren eine Anklage der preußischen Obrigkeit eingehandelt. Und es hatte die freigeistigen Spötter auf den Plan gerufen: ... *wie man mir sagte, hat ein Krautjunker in Westphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Haxthausen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich-preußische Regierung angeht...*, hatte zum Beispiel ein gewisser Heinrich Heine verlauten lassen. Eigentlich war es zum Schämen.

Natürlich schlug sich Werner auch auf die Seite des amtierenden Erzbischofs von Köln Clemens August von Droste-Vischering, der eine bis 1835 geltende Regelung mit der preußischen Regierung, Mischehen zwischen Katholiken und Preußen zu tolerieren, außer Kraft gesetzt hatte. Er wollte solche Trauungen nur unter der Bedingung erlauben, dass schriftlich besiegelt wurde, die späteren Kinder im katholischen Glauben zu erziehen. Das machten die Preußen nicht mit und setzten den Bischof, der allerdings den rheinischen und westfälischen Adel fest an seiner Seite wusste, in Festungshaft.

Seitdem stritt die Droste, deren beste Freunde wie Elise Rüdiger oder Levin Schücking Protestanten waren, heftig mit dem Bruder und den Onkeln um Toleranz allen Andersgläubigen gegenüber, seien sie Juden, Muslime oder Christen.

Allerdings musste auch sie den Grundsatz beherzigen, dass man seine Geldgeber bei Laune zu halten hatte. Dreihundert Taler zahlte der Bruder ihr im Jahr, mit denen sie zwar hinten und vorne nicht zurechtkam, die ihr aber doch die Lebensgrundlage sicherten und für Werner eine Belastung waren. Er musste für Mutter das Gleiche aufbringen und dazu die vielen Kinder versorgen. Jetzt, wo die Bauern kaum noch Abgaben leisteten, mussten die

Hülshoffschen Ländereien das Geld erwirtschaften und Werner kam nicht umhin, sich mit der neuen Ökonomie auseinanderzusetzen. Etwa Kredite aufnehmen, um den Bauern Land abzukaufen, und vieles mehr, wozu er – Nette hätte das nicht laut gesagt, aber sie wusste es sicher – taugte wie der Esel zum Lautenschlagen.

Bei allen Vorbehalten regte sich die Sehnsucht nach ihren Nichten und Neffen auf Hülshoff, auch wenn sie anstrengend waren. Sie hatte die wuselnde, lärmende, niedliche Schar vor Augen, die sich darum schlug, drängelte, bettelte, wer bei der Tante auf dem Schoß sitzen durfte und so lange vor Unruhe vibrierte, bis sie den Finger an den Mund legte und mit leiser, ausdrucksvoller Stimme zu erzählen begann. Dann ruhten weit aufgerissene, staunende Augen auf ihrem Gesicht und verschlangen jedes ihrer Worte.

Also fügte sie sich und bat Werner, die Kutsche zu schicken, damit sie ihre Habseligkeiten mitnehmen konnte.

Auf der Brücke über dem Schlossgraben standen sie zum Empfang aufgereiht: Der große, vernünftige Heinrich, Clemens, der inzwischen gut und deutlich sprechen konnte, Max, das vorsichtige Jüngelchen, das nicht viel verstand und immer auf dem Kanapee einschlieft, Thereschen, der kleine dicke Stempel mit einem hübschen Gesichtchen und zutraulicher Art, dazwischen Line, die schützend die Arme über ihre Schar breitete und gar nicht mehr anders denkbar war als mit gewölbtem Leib.

Das Ferdinandchen war nicht mit draußen, es winkte in eine Decke eingehüllt aus dem Fenster, dieses netteste und liebste von allen Kindern ihres Bruders, ein frommer, nachdenklicher Junge. Seitdem er zum ersten Mal zur Beichte gegangen war, wollte er am liebsten jeden Tag diesen Dienst am Herrn tun, um ein wirklich gu-

ter Mensch zu werden und sich von allen Sünden reinzuwaschen. Er war mager wie ein Stock, hatte Fieber und eitrigen Auswurf und war kaum im Bett zu halten. Laut Doktor Klöveborn war ein Knoten in der Lunge des Kindes bereits aufgebrochen und das bedeutete angesichts des nahenden Winters nichts Gutes.

Jedes Mal, wenn sie den kranken Jungen sah, musste Nette an ihren Lieblingsbruder Ferdinand denken, ihr Fentemänneken, der auch an der Lunge gestorben war. Nur hatte er wenigstens erwachsen werden dürfen. Sie wusste nicht, was trauriger war, wenn jemand wie der kleine Ferdinand im Stand der Unschuld zum Herrn gerufen wurde, oder in der Blüte seines Mannesalters wie Fente. Manchmal haderte sie mit dem da droben, weshalb er gerade die Liebsten und Besten aus der Familie so früh zu sich nahm.

Nette hatte den Kindern einen Korb voller Bonbons und Zuckerbretzeln mitgebracht, für den sie sich artig bedankten. Sie waren schwer zu beschenken, ihre Kinderzimmer quollen über von Spielsachen, sie gingen gleichgültig damit um, das meiste machten sie gleich kaputt. Vielleicht lag es daran, dass das Zeug in erster Linie dem Geschmack ihrer Mutter entsprach, die hübschem Krimskrams nicht widerstehen konnte und gerne und reichlich kaufte.

Levin kam manchmal nach Hülshoff und versuchte Nette beizustehen, aber die erzwungene Distanz im Haus des Bruders – Levin musste sie als gnädiges Reichsfräulein ansprechen, ihre Gespräche blieben zwangsläufig oberflächlich – war wenig tröstlich.

Ende November, in der dunkelsten Zeit, starb der kleine Ferdinand, vor Schwäche erlosch einfach sein Licht. Sie weinten nächtelang, bis der Alltag und die anderen Kinder wieder nach ihrem Recht verlangten.

Jemand, der mein ist

Die Droste konnte sich manchmal für einen halben Tag nach Rüschaus absetzen mit der Begründung, sie müsse nach der Amme und auch sonst nach dem Rechten sehen.

Das tat sie auch, aber in Wirklichkeit ging es ihr um Treffen mit Levin, bei denen sie sich nicht verstellen mussten.

Er kam am frühen Nachmittag und sie machten sich ein paar vergnügte oder besinnliche Stunden, je nachdem, wie die Stimmung gerade war.

Levin brachte ihr die Druckfahne seines Aufsatzes *Poetische Frauen* mit, der demnächst im Rheinischen Jahrbuch erscheinen sollte. Sie las ihn gleich und lachte ein paar Mal laut über seine blumigen, teilweise auf Plattdeutsch geschriebenen Schilderungen der Rolle der Frauen seit dem Mittelalter.

Schlucken musste sie allerdings bei der Szene von einem poetischen Tántchen und ihrem ungebärdigen Neffen, die er breit ausmalte. Das Tántchen sei nicht mehr jung und auch nicht mehr schön und eigentlich auch keine Frau, sondern ein Mädchen, fabulierte der Autor. Aus ihrer lange zurückgehaltenen Liebe, die sich noch an keinen anderen Gegenstand verströmt habe, webe die Poetin den Mantel der Geborgenheit, in dessen Falten sie den Neffen einhülle und ihm alles nachsehe: Wenn sie mit der Hand durch sein Haar fahre, werfe er stolz wie ein Ross den Kopf zurück, er dürfe schmolten und sie quälen, ihr alles sagen, nichts könne die Reinheit und Tiefe ihrer Liebe erschüttern.

Die Droste antwortete mit einer Skizze der fiktionalen Figur eines Fräulein von Plassenstein für Levins Roman *Das Stiftsfräulein*. Diese sagt dem Neffen, ihrem guten Jungen: *Ich will wie eine Mutter für Sie sorgen...Ich will Jemand*

*haben der mein ist und dem ich wie einem geduldigen Kameele
Alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu
pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist
und übersprudelt!*

Levin geriet immer mehr in finanzielle Sorgen, je länger er sich vergeblich um eine Stelle bemühte: Kritiker, Hofmeister, Redakteur, ganz egal, Hauptsache es kamen ein paar Taler zusammen. Er schlug sich mühsam mit Gelegenheitsaufträgen durch, die Droste steckte ihm immer mal ein paar Pfennige für das Briefporto zu.

Levins Vater Paul Schücking, der nach dem Tod seiner Mutter Katharina einige Jahre in Amerika gelebt hatte, war zurückgekommen und rechnete mit der Unterstützung seines Sohnes. Levins Schwester Pauline, die sich mehrfach als Hausdame oder Hauslehrerin bei wohlhabenden Familien beworben hatte, war bisher genau so glücklos wie ihr Bruder.

Die Droste schrieb an alle möglichen Leute, um Levin zu empfehlen. Er sei zwar ein wenig lapsig, weibisch, eitel und habe den Anstrich eines Gecken, teilte sie Amalie Hassenpflug mit, einer Freundin aus dem Kreise der Arnswaldts und Grimms, die sie in früheren Jahren in Kassel kennengelernt hatte. Aber er sei klug, habe tadellose Manieren und viele andere vortreffliche Eigenschaften.

Da kam der Brief von Jenny wie gerufen. Sie schrieb, dass Laßberg sich vorstellen könne, Levin als Bibliothekar anzustellen und ihn mit der Erstellung eines Kataloges zu beauftragen.

Der Meersburg-Aufenthalt, noch dazu mit einem guten Salär für Levin, rückte also in greifbare Nähe und die verlockende Aussicht setzte diesem tristen Winter endlich ein Glanzlicht auf.

Im Februar gebar Line einen neuen kleinen Ferdinand, ein gesundes, vollständiges, kräftiges Jüngelchen, entbunden mit Hilfe der Hausdame, weil alles so schnell ging und die Hebamme es nicht mehr nach Hülshoff geschafft hatte. Werner war in Münster gewesen und kam erst in der Nacht zurück, als alles vorbei war. Nette konnte ihn bei seiner Ankunft gleich mit der freudigen Nachricht begrüßen.

Als der Kleine drei Wochen alt war, kamen die Onkel Werner und Carl von Haxthausen, um den neuen Spross der Dynastie zu begutachten. Nach ein paar Tagen sollte Nette mit ihnen ins Paderbörnische fahren und in Böken-dorf ihre Aufwartung machen. Mutter hatte sie in ihren Briefen dringlich gebeten, es ihr zuliebe auf sich zu nehmen.

Sie zog es allerdings vor, auf dem Stammsitz der Haxthausens Abbenburg zu wohnen, zehn Minuten vom Bökerhof entfernt. Hier lebte ihr Onkel Fritz, der ihr zuge-tan war und auf das Geklatsche in der Familie nichts gab.

Sie hatte große Furcht, noch einmal von den alten Dä-monien eingeholt zu werden. Richtige Angst hatte sie vor einem Zusammentreffen mit Anna von Arnswaldt, die ihren Besuch angekündigt hatte.

Anna war im Herbst 1827 noch einmal in Rüschaus gewesen und Nette hatte versucht, sich mit ihr auszu-sprechen. Das war allerdings in einem Desaster geendet, mit glühenden gegenseitigen Vorwürfen, Türenknallen, Tränen, maßloser Verbitterung und Verletzung auf beiden Seiten.

Würde es jetzt ausgestanden sein? Nette konnte es sich nicht vorstellen.

Auch die Geistesdürre und Langeweile auf der Ab-benburg setzte ihr zu. Ideen brandeten an, die sie wegen

der Verpflichtungen dem Onkel gegenüber und der Unruhe im Hause nicht verwirklichen konnte. Manchmal schwirrte und summte es wie ein Bienenschwarm, dem man den Fluchtweg zugeklebt hatte.

Auf dem Bökerhof traf die Droste Amalie Hassenpflug wieder, die sie zuletzt vor fast zwanzig Jahren gesehen hatte. Amalies Freundschaft mit Anna von Arnswaldt und den Grimms war der Droste am Anfang suspekt, aber Amalie kam ihr so zärtlich und freundschaftlich entgegen, dass die Vorbehalte bald großer Zuneigung wichen.

Schließlich konnten sie sogar über die Affäre Straube sprechen und über die treibende Rolle, die Anna von Arnswaldt damals, als sie noch Haxthausen hieß, gespielt hatte.

Amalie verstand Nettes Kränkung und versicherte, dass auch sie, obwohl Anna ihr lieb und teuer sei, ihr Verhalten in dieser Sache nicht für rühmlich halte, und Arnswaldts Rolle sei mehr als degoutant gewesen.

Mit einer Trauer, die sie fast erstickte, lauschte die Droste Amalies Bericht über Straubes weiteren Lebensweg. Vier Jahre nach der Affäre hatte er Johanna Maria Regenhogen geheiratet und im Freundeskreis der Grimms und Arnswaldts war man sich einig, dass sie alles andere als die Richtige für Straube sei.

„Man kann ihn nur bedauern,“ sagte Amalie, „ich glaube nicht, dass es ihm gut geht. Diese Madame Straube hat nichts von dem, was du ihm hättest sein können, sie ist das genaue Gegenteil. Langweilig, miesepeterig, glotzügig, genau wie ihre restliche Sippschaft, die Tag und Nacht in ihrer Stube hockt. Straube ist dick geworden und stolziert mit seiner Pfeife wie ein Sultan herum, er ist traurig und hat seinen ganzen Esprit verloren.“

„Dann stimmt es also, was Heinrich Heine über ihn gesagt hat: verheiratet und versauert, ich weiß es von Onkel August. Wie unglücklich muss er sein! Mein lieber, lieber Heinrich mit seiner Klugheit, seinem Humor, seinen treuen Augen. Ich hatte ihn so schrecklich lieb...“

Nette kamen die Tränen, sie umklammerte Amalies Arm.

„Wenn ich nur begreifen könnte, warum Anna sich so gegen mich gewandt hat, als Kinder waren wir uns sehr nahe. Sie soll mir ja allerhand nachsagen, dass ich den bösen Blick hätte, Zaubertänke brauen und damit den Männern den Kopf verdrehen würde.“

„Gib nichts darauf, es ist dahergeredet, dummes Zeug. Wenn sie nach Bökendorf kommt, weiche ich dir nicht von der Seite und schütze dich gegebenenfalls. Du musst nur gelassen bleiben und ihr den Wind aus den Segeln nehmen. Glaube mir, sie hat größere Angst vor einer Konfrontation als du.“

Zum Glück wurde nichts daraus, Anna sagte ihren Besuch ab.

Nettes Krankheiten brachen wieder aus, kein Wunder nach den anstrengenden Monaten auf Hülshoff und auf der unruhigen Abbenburg. Sie hatte Fieber, hätte sich vor Kopfschmerzen die Haare ausreißen können und hustete sich die Seele aus dem Leib.

Nur schnell zurück ins Rüschaus und einen Eilbrief an Bönninghausen senden, der der einzige war, der ihr in solchen Zuständen helfen konnte. Nur schnell zurück zu Levin, sein gutes Gesicht sehen, seine samtene Worte hören.

*Nil nisi salutem pro tam splendida matutina diei hujus
hora tibi dicere volui, nunc dum jam in itinere ad eccle-*

*siam migras et equidem vix e lectulo resurrexi evectus
nuntio tuo. Usque ad diem dei Ziu vale sine capitis dolo-
re ubi circa 2 horam in sylva ante villam tuam sedens in
banculo isto te peto.*

*O gravissimum exercitium in intoxicatione somni adhuc.
S.*

Er liest und liest, löst seine Augen nicht von den Bögen mit ihrer winzigen akkuraten Schrift und sie platzt fast vor Spannung, was er zu der endgültigen Fassung der Kriminalgeschichte sagen wird.

Um sich abzulenken schlägt Nette eine Eiercreme auf und summt dabei leise eine Melodie. Die hat sie sich für Onkel Werner ausgedacht, der sie gebeten hat, eine Weise zu komponieren, die er auf eine Spieluhr setzen lassen kann. Sie probiert aus, wie oft man die Melodieschleife hintereinander hängen kann, ohne dass sie ermüdet, und füttert Levin mit der Creme, während er liest. Schließlich legt er die Abschrift auf den Tisch und streicht sie mit den Händen glatt. Er hat Tränen in den Augen.

„Eine Welt ohne Menschlichkeit und Liebe, eine Welt, in der es nur Täter und Opfer gibt. Soll das unser schönes, heimatliches Westfalen sein?“

„Ich kann es nicht anders herausbringen, es ist die Geschichte, wie man sie in Onkel Augusts Bericht *Der Algerier-Sklave* nachlesen kann. Alles ist genau so geschehen. Und den Rest hat der Herrgott hineingegeben.“

„Es ist ein Meisterwerk, es ist das Beste, was du jemals geschrieben hast. Damit musst du Furore machen. Dir ist etwas Wahres, Tiefes und Starkes gelungen, das dich unsterblich machen wird, man wird es noch in hundert Jahren lesen.“

Sie vollendet nicht nur die Kriminalgeschichte, sondern arbeitet auch weiter an den Gedichten zum Geistlichen Jahr, die seit bald zwanzig Jahren immer wieder aufglimmen. Schlüter hat sie mehrmals gedrängt, sich diesem Werk erneut zu stellen.

Wieder droht der Zwiespalt, weil Schlüter sie ermutigt, nur ihren Humor und ihren freien Glauben zum Ausdruck zu bringen und die Ängste und Zweifel außen vor zu lassen, aber das geht nicht. Die neu entstehenden Verse spiegeln ihre Ängste und Gotteszweifel, sie kann nicht anders.

*Zu einer Zeit, schwarz wie die Nacht,
Zu einer Zeit, die ich erlebt,
Da war ich um mein Heil gebracht,
Wie dürres Blatt am Zweige bebt.
Trostlos und ohne Hoffnung war
Unglaube wie die Sonne klar;
Mein Leben hing an Einem Haar:
O, solche Stunde gönn' ich nicht den Schlechten!*
(25. Sonntag nach Pfingsten)

Schlüter ist unglücklich über solche Verse, sie hält ihm entgegen, dass sie auch in düsterster Nacht, in tiefstem Schmerz das Licht Gottes leuchten lasse wie eine Phosphorblume, wie einen Schein über den Wellen im nächtlichen Meer.

Zwischen September und Jahresende schreibt sie siebenunddreißig Gesänge voller Zweifel und Hoffnung, schnürt sie zusammen und übergibt sie Schlüter und Junkmann mit der Auflage, sie erst nach ihrem Tod zu veröffentlichen.

In gewisser Weise zieht sie damit auch einen vorläufigen Strich unter die Beziehung zu den beiden, zu ihrer trockenen, altfränkischen, unfrohen Art, die ihr früher nicht

so aufgefallen ist. Jetzt, im Vergleich zu dem vertrauten, gelösten, humorvollen Umgang mit Levin kommt sie ihr langweilig und verstaubt vor.

Die Meersburg

Juni 1841 - Im Rüschaus wird geputzt, geräumt und gewerkelt, man erwartet Mutter von der Meersburg zurück und mit ihr Jenny und die Zwillinge. Jenny will ihre Töchter endlich den Verwandten vorstellen und ihnen die Orte zeigen, an denen sie geboren und aufgewachsen ist.

Nette sieht der Ankunft nach neunmonatiger Freiheit mit gemischten Gefühlen entgegen. Schließlich siegt die Vorfreude auf das Wiedersehen mit der Mutter und noch mehr mit der geliebten Schwester und den Kindern.

Auch die Amme freut sich auf Jenny. Sie ist eine Zeitlang nicht aus ihrem Zimmer gekommen und hat an etwas genäht, es aber versteckt gehalten. Am Abend vor der erwarteten Ankunft hört Nette es im Zimmer der Amme plätschern, sie scheint sich gründlich zu waschen. Nach einer Weile kommt sie heraus und Nette ergreift ein solcher Lachanfall, dass sie sich setzen muss und die Tränen ihr herunterlaufen.

Die Amme steht zuerst da wie ein begossener Pudel, dann lacht auch sie und klappt dem Frölen die Wange, damit es aufhört.

Die Amme hat sich herausgeputzt wie noch nie. In den Ausschnitt ihres schwarzen Kleides, das sie sonst nur zur Messe an hohen Feiertagen trägt, hat sie ein schreiend rotes Brusttuch gesteckt. Auf ihrem Kopf thront ein mit silberner Stickerei gesäumtes Barett aus dem gleichen purpurnen Samt.

Nette erkennt den Stoff sofort, Jenny hat ihn vor Monaten in einem Paket mitgeschickt, nur ein Lappen, aber von einem so leuchtenden Rot, wie es selten zu finden ist.

„Mein Alterchen ist ein Rotkäppchen geworden, wen willst du denn mit diesem Hut betören? Los, sag's mir, wer ist der Glückliche?“

„Es ist zur Ehre der gnädigen Frau hochwohlgeboren und der gnädigen Frau von Laßberg. Die kleinen Mädchen werden sich auch dran freuen,“ knickst die Amme, „und das Frölen soll mal schön manierlich sein, süß kriss'e wat vör de Bucks!“

Die Amme lacht und droht mit einem Stöckchen, das in der Ecke steht, die Runzeln überziehen ihr Gesicht wie ein Spinnennetz. Dann macht sie sich brummelnd auf den Weg in die Schlafgemächer für Jenny und die Kleinen, um die Kissen aufzuschütteln und nachzusehen, ob die Zimmer akkurat gerichtet sind.

Dann kam alles anders, als vorgesehen. Mutter traf vor Jenny und den Kindern ein, weil Hildegard und Hildegunde am vierten Reisetag von den Steinblättern heimgesucht wurden und Jenny mit ihnen in der ersten fiebrigen Phase und wegen der Ansteckungsgefahr im Gasthaus bleiben musste. Dort froren sie und man schob ihnen das Essen durch einen Türspalt ins Zimmer.

Sie kamen erschöpft im Rüschenhaus an und Jenny musste weiter mit den beiden verschwollenen, blassen Hühnchen im Zimmer sitzen, anstatt die Verwandten fern und nah zu besuchen, wonach sie sich so geseht hatte.

Jenny wollte mit den geschwächten Kindern dem Münsteraner Klima schnell wieder entkommen und drängte auf die Rückreise nach Meersburg. Bei Nette, die ohnehin vom vergangenen Winter noch nicht rich-

tig wieder hergestellt war, brach erneut der Äquinoktialhusten aus und Jenny überzeugte die Mutter davon, dass Nette sich in der milden Meersburger Luft erholen müsse und sie den bevorstehenden Winter dort sicher besser überstehen werde. Die Mutter erfuhr nichts von Levin Schücking, der den Schwestern wenige Tage nach ihrer Abreise folgen sollte.

Ende August kamen Schlüter, seine Schwester Therese und Wilhelm Junkmann auf einen Besuch ins Rüschaus vorbei, im Schlepptau die unvermeidliche Bornstedt. Sie wollten Jenny und die Mädchen sehen und sich von der Droste verabschieden. Diese konstatierte zufrieden, dass auch die Bornstedt zugelegt und ihr biegsames, schlankes Figürchen eingebüßt hatte.

Wilhelm Junkmann saß stumm auf seinem Stuhl und himmelte Therese an, die ihm keine Beachtung schenkte.

Sie parlierten, Jennys Mädchen musizierten und trugen Gedichte vor. Dann wurde die Droste ungeduldig, sie konnte es kaum erwarten, den Besuch wieder loszuwerden. Sie hatte Angst, ihre Vorfreude auf die Reise zu zeigen, auf eine Zeit ohne die Kontrolle durch Mutter, Bruder und die Münsteraner Mischpoke, eine Zeit der Ehrlichkeit und Freiheit.

Stattdessen musste sie vorgeben, Jenny nur wegen der Gesundheit auf die Meersburg zu begleiten und unablässig weiter am Westfalenbuch und an den *Geistlichen Liedern* arbeiten zu wollen, die immer noch nicht vollendet waren.

Jenny habe, betonte Nette, ihr auf der Meersburg ein entlegenes Zimmer versprochen, in dem sie sich in aller Ruhe ihren Aufgaben widmen könne.

Die Bornstedt brachte die Sprache mit unschuldigem Augenaufschlag und perlendem Lachen auf Levin, den

Schwerenöter und Schlingel, der ihr erst neulich wieder die Cour gemacht habe. Er habe auch von einer bevorstehenden Reise gesprochen, ob die Droste denn wisse, wohin?

Die krampfte vor Wut ihre Hände in den Rock, tat aber, als habe sie es nicht gehört und schnitt ein anderes Thema an, sprach schnell, um die Bornstedt an weiteren Bemerkungen zu hindern, und verhaspelte sich immer wieder.

Wilhelm Junkmann sang ein Loblied auf Nettes Gedichte und ließ dabei Therese Schlüter nicht aus den Augen. Er sei verzweifelt, flüsterte er Nette in einem unbeobachteten Augenblick zu, Therese wolle und wolle ihn nicht erhören. Immer, wenn er von Verlobung anfangen, finde sie eine andere Ausrede.

Schließlich rollte zu Nettes Erleichterung die Kalesche vor, die die drei Gäste noch in Hülshoff vorbeifahren sollte, bevor sie sich am Abend wieder auf den Weg nach Münster machten.

Es war schon dunkel, aber sternenklar und die Lichter des Städtchens Meersburg glänzten am Seeufer, als die Postkutsche zehn Tage nach der Ankunft von Jenny und Nette Levin Schücking an der Holzbrücke absetzte, die über den Burggraben zum Schloss führte.

Ein Burgwart öffnete und führte den jungen Mann durch das Torgewölbe, wo ihn ein knurrender Wachhund misstrauisch beschnupperte, in den Burghof. Von dort aus führte eine Holzterasse in die erleuchteten Wohnräume im ersten Stock, oben stand der Hausherr Joseph von Laßberg und erwartete seinen neuen Bibliothekar.

Laßberg war groß und hielt sich trotz seiner Jahre straff und aufrecht, seine Züge ließen auf einen verschlossenen, aber freundlichen Menschen schließen. Er trug einen grün-

nen Schnürrock und ein rotes Käppchen auf dem weißen Haar und war im Begriff, zwei Männer zu verabschieden, mit denen er an einem Spieltisch gegessen hatte.

Hinter ihm tauchte Jenny von Laßberg auf mit ihrem Schwanenhals und ihrem spitzen, gütigen Droste-Gesicht. Sie war schlank und hochgewachsen wie ihr Mann, blass, zurückhaltend, niemand wäre darauf gekommen, die Schwester der temperamentvollen Annette von Droste-Hülshoff vor sich zu haben.

Nun kam auch die Droste schwer atmend aus dem oberen Stockwerk und begrüßte Levin, hinter ihr sprangen die Zwillinge die Stufen hinunter und beäugten neugierig den Gast, von dem die Tante vollkommen entzückt zu sein schien.

Levin wusste, dass Laßbergs aus elftausend gedruckten Bänden bestehende Bibliothek maßgeblich von der verstorbenen Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, stammte. Laßberg hatte mit der verwitweten Fürstin jahrelang ein Liebes- und Arbeitsverhältnis unterhalten. 1815 hatte er sie zum Wiener Kongress begleitet, wo sie den österreichischen Kaiser Franz gebeten hatte, die Deutsche Kaiserkrone wieder anzunehmen.

Hier hatten Onkel Werner und Laßberg sich kennengelernt und Freundschaft geschlossen. Laßberg hatte in Wien die berühmte Handschrift C des Nibelungenliedes erworben und damit seine Handschriftensammlung begründet.

Er galt als exzellenter Kenner der mittelhochdeutschen Literatur, trieb allerdings diese Liebhaberei so weit, wie Nette sich mehrfach augenrollend ausließ, dass er seine kostbaren Originalhandschriften über das ganze Haus verteilte und alle Welt mit todlangweiligen Fachvorträgen traktierte.

Laßberg teilte seine Passion mit Gleichgesinnten, etwa Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Justinus Kerner oder Jacob Grimm, mit denen er in regem Briefwechsel stand und die er immer wieder auf die Meersburg einlud. Die Droste nannte sie für sich die Nibelungen-Steckenreiter und wunderte sich über den Ruhm Ludwigs Uhlands, war er doch nur ein kleines schüchternes Männchen.

Mit der Droste, ihren Dichtungen und ihrem Gedankengut konnte Laßberg sich nicht anfreunden, es war ihm alles zu modern und er wusste im Grunde genommen nicht, was er mit dem gelehrten, dichtenden, alles besser wissenden Fräulein Schwägerin anfangen sollte.

Umso höher war ihm die Anstellung des auch nicht eben als konservativ geltenden Levin Schücking anzurechnen, über dessen fachliche Eignung Laßberg sich allerdings genau informiert hatte. Der junge Mann hatte Manieren und versprach, sich gut ins häusliche Leben auf der Meersburg einzugliedern, warum sollte Laßberg also seiner Frau, der großen Liebe seines Alters, diesen Gefallen nicht tun.

Dass der Schwiegermutter eine Legende aufgetischt werden musste, fand Laßberg akzeptabel. Der alte Drachen, der sich in alles einmischte und glaubte, sogar den Briefverkehr seiner Töchter kontrollieren zu dürfen, war es selbst schuld.

Das Essen war aufgetragen, Levin wurde neben den Hausherrn platziert, der sogleich zu einem Monolog über die Handschriftensammlung und die Art und Reihenfolge der Katalogisierung anhub, bis Jenny fein, aber bestimmt dazwischen ging, der Gast solle doch erstmal ankommen und sich daheim fühlen, bevor die Arbeit angehe.

Levin begann, für die Mädchen Scherzgedichte aufzusagen und ließ sie die Reime vollenden, Nette und Jen-

ny fielen ein und die vergnügte Runde spiegelte sich in den Augen des Schlossherren, die heiter und zufrieden auf dem Treiben an seinem Tisch ruhten.

„Ich danke dir, mein lieber Hans, mein gutes altes Pferd, dass du so für mich sorgst und es mir so behaglich machst. Und dass du mir diesen Wunsch erfüllt hast, den Wunsch einer Mutter, einmal ungestört mit ihrem Kind zusammen zu sein. Ich danke dir und deinem lieben Mann von ganzem Herzen und ganzer Seele.“

„Es bedrückt mich, dass wir Mutter so schändlich hintergehen. Ich habe ihr heute geschrieben, wie unsere Reise verlaufen ist, aber nichts von Levin. Das kam mich hart an, es ist ja wie eine Lüge. Wir müssen es ihr sagen, bevor sie es von anderen erfährt, bestimmt macht es in Münster schon die Runde.“

Jenny, blass und erschöpft, war dicht an den Kamin gerückt, der Nettes rundes Zimmer im Turm der Meersburg wärmte. Auf den Sims, Regalen und Tischchen hatte Nette ihre mitgebrachte Sammlung ausgebreitet, um sich auch auf der Meersburg behaglich zu fühlen.

Jenny hatte am Vormittag honneurs für Gäste Laßbergs machen müssen, einer Gruppe von Altphilologen, die die Bibliothek samt dem neuen Bibliothekar besichtigt hatten, und stattete nun der Schwester ihren Nachmittagsbesuch ab.

Nette senkte die Stimme.

„Ich schreibe Mutter in dem Sinne, wie wir es verabredet haben, ein Alleingang Laßbergs. Es ist zwar eine Lüge, aber ich habe kein schlechtes Gewissen. Du weißt, wie sehr ich Mutter liebe, trotzdem finde ich, dass sie nicht so über mein Leben bestimmen darf und über deins auch nicht, ich glaube nicht, dass Gott das gefällig ist. Und sie

darf auch nicht in Levins Glück hineinregieren und ihn hindern, ein paar Taler zu verdienen und vorteilhafte Verbindungen zu knüpfen. Es geht schließlich um sein Leben und seine Existenz. Ich glaube nicht, dass Gott es so meint. Er fordert keine Liebe, die uns ins Unglück stürzt und an unserem Fortkommen hindert, er fordert keinen blinden Gehorsam.“

Jenny war nachdenklich. „Wenn ich Mutter blind gehorcht hätte, wären Hildel und Gundel nicht da und wir wären alle sowieso nicht hier. Wir würden jetzt zu dritt im Rüschenhaus sitzen und ich würde Mutter ewig verübeln, dass sie mich an meinem Glück gehindert hat.“

„Siehst du, das kann nicht Gottes Wille sein. Warum hat er so ein krummes Ding wie mich gemacht, das zu keiner Ehefrau taugen will und sein Heil im Dichten sucht? Damit muss er doch etwas gemeint haben. Auch so eine wie ich ist zu seinem Lob da und hat das Recht, seine freie Luft zu atmen.“

„Aber ja, Nettekén, die Menschen, denen er außerordentliche Gaben gibt, sind gesegnet, sie stehen unter seinem besonderen Schutz. Daran glaube ich felsenfest. Im Übrigen tut das auch Mutter. Aber ich muss dich streng mahnen, es mit Levin nicht wieder zu übertreiben, du weißt, dass du schon mal ins Unglück gestolpert bist.“

Nette zog ihr Tuch fest und sah an sich herunter.

„Mahne du nur, mein treuer Hans, es ist sowieso alles zu spät. Ein altes Dickmadämchen wie ich hat keine Flausen mehr im Kopf, da kannst du beruhigt sein. Du weißt, dass ich ihm die Mutter ersetze, wer hätte das Recht, ihm das zu nehmen. Außerdem bringt er das Dichterische in mir zum Klingen, er inspiriert mich, die Perlen des Schöpfers zu fangen. Wie sollte das eine Sünde sein?“

„Das ist doch bodenlos, ja was glaubt sie denn, was sie mir noch auftischen kann?“

Aus den Augen Therese von Droste-Hülshoffs schossen Pfeile, sie gestikuliert und drehte den Kopf so heftig hin und her, dass Sophie von Haxthausen nuschelnd protestierte. Sie hatte ihre falschen Zähne abgelegt, weil sie drückten, und sah mit dem eingefallenen Mund älter aus, als sie war. Verbissen entwirrte sie das nasse Haar ihrer Schwester Therese, das sich bei deren ruckartigen Bewegungen immer wieder im Kamm verhakte. Ludowine saß bei ihnen am Kamin im Salon und fächelte sich einzelne Strähnen trocken. Die Schwestern hatten sich die Haare waschen lassen und dufteten nach Seife und dem Zitronenwasser, mit dem die Kammerjungfer ihnen das Haar gespült hatte.

Sie verbrachten die Wintermonate zusammen auf dem Bökerhof und vertrieben sich die Zeit mit Handarbeiten, Klatsch und Tratsch über die Familie und die Bediensteten und von Zeit zu Zeit mit aufwändigen Aktionen zur Körperpflege.

Sophie lebte auf dem Bökerhof und führte den Haushalt, die ebenfalls unverheiratete Schwester Ludowine war Stiftsfräulein in Heersen und vermittelte gelegentlich Mädchen aus einfachen Verhältnissen in gute Stellungen als Kammerjungfern oder Hausmädchen.

Therese, die strengste und unduldsamste der Schwestern, lag im Dauerzwist mit dem Hauspersonal, das ihr Stoff für unendliche Klagelieder lieferte. Keine der Kammerjungfern stopfte die Strümpfe fein genug, keine ging geschickt genug mit ihren Haaren um, keine bügelte und fältelte so akkurat, wie es ihre Ansprüche erforderten.

Wenn die Dienstboten abgehandelt waren, mündeten die Gespräche unweigerlich in das Verhalten Nettés, der

großen Schande, über die auf dem Bökerhof sonst niemand, schon gar nicht die Onkel, ein Wort verlor.

Für Therese war sie jedoch ständig präsent, eben weil so nachdrücklich vermieden wurde, über Nette und ihren Aufenthalt auf der Meersburg zu sprechen.

„Wenn sie mir nur nicht diese Lügen servieren würde,“ brauste Therese auf. „Da behauptet sie einfach, alles sei Laßbergs Idee gewesen, sie habe gar nicht gewusst, dass der Laffe kommt, dabei zwitscherten es vorher schon in Münster die Spatzen von den Dächern. Nun versichert sie mir auch noch in jedem Brief, sie sähen sich kaum, er sitze nur hinter seiner Arbeit und sie hinter der ihren. Glaubt sie denn, ich sei zu dämlich, um ihr Spiel zu durchschauen?“

Die sanfte Ludowine hatte Verständnis für Nette und ihre besondere Art zu sein und beschwichtigte Therese, wenn diese außer sich geriet über die Schmach und Schande, die ihre Tochter auf die Familie lud, oder gar vor Angst, Nette könne vom Teufel besessen sein.

„Was schreibt sie noch,“ fragte Ludowine um abzulenken, „wie haben sie Weihnachten verbracht? Wie geht’s dem Netteken da oben auf den kalten Bergen?“

Sophie öffnete den Mund wie ein nach Luft schnappende Fisch, schloss ihn aber gleich wieder. Therese hatte schon dreimal alles haarklein über das Meersburger Weihnachtsfest berichtet, aber dann hörten sie es eben zum vierten Mal. Es gab ja sonst kaum Neuigkeiten in diesen Wintertagen, wenn die Postkutschen kaum durchkamen und Briefe, die vom Leben außerhalb des Hofes berichteten, nur spärlich eintrafen.

„Sie spaziert auf der Terrasse herum,“ fauchte Therese, „die hat sie sich vom Schnee freifegen lassen, weil sie nicht von der Burg herunterkönnen, alles ist vereist und spiegel-

glatt und Nette ist schon ein paar Mal ausgerutscht. Nun läuft sie auf der Terrasse immer im Kreis und ist davon schon so mager und behende wie eine Peitschenschnur geworden, stellt euch das vor. Was so ein junger Galan nicht alles bewirken kann, da reißt sich das Moppelchen plötzlich zusammen und lässt das Zuckerzeug beiseite.“

Sophie zerrte an einem Haarknäuel und schnitt es schließlich mit einer Schere heraus.

„Am schlimmsten ist, dass sie unter einer Decke stecken. Laßberg scheint das Komplott mitzutragen, und meine Jenny auch, das enttäuscht mich am meisten. Wahrscheinlich tut der Laffe ihnen schön, wie er es auch bei mir versucht hat, aber ich falle auf so einen nicht rein, auch wenn meine Tochter zehnmal behauptet, er sei so begabt und helfe ihr, in der literarischen Welt Fuß zu fassen. Wahrscheinlich ist es eher sie, die ihm hilft und ihn unterstützt. Zehn Hemden hat sie ihm machen lassen, stellt euch das vor, zehn feine Batisthemden soll sie bei Jenny Hüger in Auftrag gegeben haben. Die sei kaum mit dem Nähen nachgekommen, hat die Bornstedt behauptet. Bestimmt soll er dem Nettekén nur einen rechten Staat machen, der dumme Fant.“

„Die Bornstedt hat übrigens ein neues Buch veröffentlicht,“ mischte sich Ludowine ein, um einem erneuten Wutausbruch Thereses zuvor zu kommen, „außerdem behauptet sie, in Luzern einen Bräutigam namens Rütimann aufgetrieben zu haben. Wir sollten Nette fragen, ob sie in der Schweiz nicht etwas über ihn herausbringen kann. Hoffentlich werden wir sie dann los, sie ist doch die reine Pest mit ihrer Klatscherei und ihrem hochmütigen Grinsen, und alles nur, um das Nettekén bloßzustellen. Wenn sie es der Bornstedt nur nicht so leicht machen würde. Es sticht mich wie mit Nadeln, ich kriege Schmerzen davon.“

„Lass es einfach an dir abtropfen. Nettes Eigensinn wirst du sowieso niemals brechen,“ warf die pragmatische Sophie ein, „sie ist immer schon ein besonderes Pflänzchen in Gottes Garten gewesen, so hat sie der Herr nun mal gemacht.“

Auf dem Tisch standen Teetassen und ein Tablett mit Schokoladentörtchen, an denen sich die Schwestern gütlich taten. Therese biss in eins hinein, die Wirkung war beruhigend und sie kaute mit Genuss. Trotzdem wallte es wieder hoch, wenn sie daran dachte, wie sich die Bornstedt selbst in Hülshoff eingeladen und brühwarm verbreitet hatte, Levins Reise nach Meersburg sei eine abgekartete Sache gewesen. Werner hatte es der Mutter in einem Brief mitgeteilt und die Frage gestellt, wie lange man Nette noch erlauben könne, den Ruf der Familie derart in den Schmutz zu ziehen. Hinzu kam, dass die Bornstedt zum engeren Kreis Dine von Haxthausens zählte, die wiederum in Kontakt zu Anna von Arnswaldt stand, sodass Therese befürchten musste, dass man sich auch in Hannover, wo Anna und Arnswaldt lebten, mit Lust das Maul zerreißen werde.

Die hämischen Fratzen bedrängten Therese und sie nahm ein weiteres Kuchenstück, ärgerlich über Ludowignes Mahnung hinwegbrummelnd, dass sie sich vor einer Magenreizung in Acht nehmen solle.

Bevor sie ihre Litanei fortsetzen konnte, fragte Sophie nochmal nach den Weihnachtsgeschenken, die es auf der Meersburg gegeben hatte, ein Thema, bei dem die Augen Thereses zu glänzen begannen, egal, wie oft sie es schon erzählt hatte.

„Hildel und Gundel sind lieb und sehr fleißig, schreibt Nette, sie lesen und schreiben und spielen Klavier, wobei sich das Gundel besser ins Musikalische schickt als

das Hildel, dafür ist das Hildel die bessere Leserin. Sie sind zur Zeit zahnlose Ungeheuer, die zweiten Zähne tun sich schwer beim Durchstoßen, das Hildel hatte ganz geschwollenes Zahnfleisch und Jenny musste die Stümpfchen der Milchzähne ziehen lassen.

Aber Weihnachten war prächtig, herrlich, die Mädchen haben feierlich beseelt die Geburt des Herren gefeiert. Und natürlich hatte Knecht Ruprecht auch lauter Herrlichkeiten in seinem Sack: von Nette waren rote Kattunkleider drin, blaue und rote Atlasbeutel, gefüllt mit den besten und teuersten Bonbons, sowie Goldmünzen und gestickte Pantoffeln, die bekam auch Jenny.

Laßberg wurde mit einer schwarzen Samtkappe beschenkt, üppig mit Gold bestickt. Der Hofmeister brachte den Kindern chinesische Tässchen mit Zuckerwerk gefüllt, ganz allerliebste, schreibt Nette. Bruder Karl schickte Bilderbücher und perlmutterne Stecknadelpolster in der Form von Fischen, dazu gab es noch seidene Schürzchen, gefältelte Krägelchen und eine ganze Armada von Spielsachen, Püppchen, Tierchen und kleine Küchengeräte.

Und damit noch nicht genug der Herrlichkeit: Neue Mäntel, Merinokleider, Foulardtücher, Bänder, Puppen, ein Karussell, einen Papagei und Püppchen von Zuckerpappe legte Laßberg den Kindern noch zusätzlich auf den Gabentisch.

Nette hat er wie Jenny mit einem Mousseline de Laine-Kleid überrascht, Nette in braunrot, Jenny in himmelblau. Dazu seidene Tücher, Handschuhe und warme Pantoffeln, es sei brillant zugegangen, schreibt Nette.“

„Und der Fant, was hat der bekommen?“

Sophie ärgerte sich sogleich über die Frage, die Therese wieder auflodern ließ.

„Der ist nicht zu kurz gekommen. Von Laßberg bekam er ein englisches Perspektiv und reichlich Tabak, von Jenny zwei Seidentücher und eine schwarze Atlasweste, von Nette eine Zigarrenspitze. Da soll einer sagen, das Schönton sei nicht einträglich. Ich möchte nicht wissen, was sie ihm sonst noch alles zusteckt.“

Sophie hatte Thereses Haar zu Zöpfen geflochten, die sie ihr am Hinterkopf aufsteckte. Darüber zog sie sorgsam eine spitzenbesetzte Haube, deren Rüschenrand Thereses Gesicht herzförmig umschloss, und krönte es mit einer orangefarbenen Seidenschleife, die ihr die Kammerjungfer gebügelt reichte.

Sophie trat zurück und betrachtete zufrieden ihr Werk, auch Ludowine nickte beifällig.

„Mein Thereschen ist nun auch ein hübsch verpacktes Geschenk, wem sollen wir es auf den Gabentisch legen?“

„Ich gehe auf Karneval als Osterei nach Hülshoff,“ gluckste Therese besänftigt, „dabei werde ich gackern wie ein Huhn und die Kinder müssen hinterher ziehen als meine Osterküken. Das wird was geben, wenn sie alle piepen.“

Die Schwestern lachten, bis die Tränen liefen, dann nahm Therese ihrerseits den Kamm, nötigte Sophie auf den Stuhl und begann, der Schwester braun-grau gestreiftes Haar Strähne für Strähne zu striegeln und zu bürsten, bis es ihr glatt und glänzend über den Rücken fiel.

Der Meersburger Arzt hatte der Droste tägliche Bewegung verordnet und sie brach nach dem Mittagessen zu langen Wanderungen auf. Außerhalb der Stadtmauer, auf dem Weg nach Haltenau, wartete sie an einer Treppe auf Levin, der die Burg durch einen anderen Ausgang verlassen hatte.

Meistens hatte sie ihn schon am Vormittag in der Bibliothek besucht, den Fortschritt seiner Arbeit begutachtet und mit ihm den Weg verabredet, den sie am Nachmittag nehmen wollten.

„Da kommt ja meine Turmschwalbe angeschwirrt,“ neckte er sie bei ihren Besuchen, ist sie denn heute schon recht fleißig gewesen?“

„Aber ja, aber ja, mein Schulte, mein wackeres Pferd braucht doch etwas zum Grasen.“

Levin sah täglich besser aus, die gute Luft bräunte und stärkte ihn und vertrieb die Erschöpfung, die ihm bei seiner Ankunft noch anzusehen gewesen war.

Die Droste nahm ihr Steinhämmerchen mit auf die Wanderungen und war bald kräftig genug, in die Felsen zu steigen und ein paar Fundstücke aus ihrem steinernen Schlaf zu wecken.

Sie genoss das freie Leben in Meersburg, wo niemand von den Fischern, Handwerkern und Weinbauern ringsherum ihr Tun und Treiben beobachtete, geschweige denn, wie in Münster, gehässig kommentierte. Es war egal, ob sie allein oder mit ihrem jungen Begleiter durch die Weinberge zog, ob sie zusammen irgendwo einkehrten oder von ihrem Lieblingsplatz, dem Odenstein aus, die je nach Licht und Wolkengemenge wechselnden Farben und Verwerfungen des Sees, des Himmels und des Alpenpanoramas bestaunten und beschwärmten.

Sie liefen über die Höhen und am See entlang, wo Levin Steine über die Wasserfläche warf und juchzend über die anbrandenden Wellen hüpfte. Auf dem Rückweg tranken sie etwas in der Schenke Glaserhäuschen und beobachteten die Taucherenten, die auf den Wellen schaukelten.

*Ist's nicht ein heit'rer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirth erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Contrast
Das Wurzelmännchen mit verschmizter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?*

...

*Sieh' drunten auf dem See im Abendroth
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf –
Und ich, ich denke, immer sinkt sie wieder!*

Sie hauchte ihm die Worte ins Ohr, bevor sie ins Turmzimmer lief, um die sprudelnden Gedanken niederzuschreiben, sie kam kaum hinterher.

Levin und sie hatten eine Wette abgeschlossen, wer in diesen Tagen am produktivsten sein würde. Die Droste schrieb täglich ein neues Gedicht, mehr als fünfzig kamen während Levins Aufenthalt zusammen. Darunter Meisterwerke wie *Der Knabe im Moor*, *Am Thurme* oder *Die Taxuswand*, letzteres im Gedenken an Heinrich Straube, der ihr plötzlich milde und rein vor Augen stand. Sie fühlte ihm gegenüber keine Schuld mehr, nur der Schmerz war geblieben, mit ihm ihr Glück, ihre Jugend und ihre Kraft verloren zu haben.

*Du starrtest damals schon
So düster treu wie heut,
Du, unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;
Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht, -
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!*

*Nun aber bin ich matt,
Und möcht' an deinem Saum
Vergleiten, wie ein Blatt
Geweht vom nächsten Baum;
Du lockst mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme stumm:
O, schlafen möcht' ich, schlafen,
Bis meine Zeit herum!*

Levin war begeistert und fragte vorsichtig, ob er der Angesprochene sei. Als sie verneinte, fragte er nicht nach und ging auch nicht weiter auf das Gedicht ein. Sie hatte ihm gegenüber die Straube-Geschichte einmal erwähnt, aber nie gesagt, was der Student aus Göttingen ihr wirklich bedeutet hatte.

Wenn sie unterwegs waren, rezitierte sie ihre Entwürfe vom Vormittag, er kritisierte und sie suchten gemeinsam die beste Form.

Sobald sie zurück auf der Meersburg waren, arbeitete Levin weiter in der Bibliothek und Nette eilte beschwingt ins Turmzimmer, um die Korrekturen vorzunehmen. Sie las sie noch vor dem Abendessen Jenny und Levin vor, die kritisch zuhörten und manchmal in einen Disput darüber gerieten, welche Verse gelungen waren und welche überarbeitet werden mussten.

Levin hatte dem Verleger Cotta außerdem die Kriminalgeschichte zum Abdruck in seinem *Morgenblatt für gebildete Leser* geschickt, Cotta hatte begeistert reagiert und wollte die Erzählung im Frühjahr in mehreren Teilen bringen.

Zur guten Laune der Droste trug auch bei, dass aus all diesen Unternehmungen Erlöse zu erwarten waren, ein paar selbst verdiente Taler, die sie vielleicht in ein eigenes kleines Anwesen in der Nähe der Meersburg stecken konnte. Sie hatte eins im Auge, das ihr gut gefiel, das Fürstenhäuschen, das an der zum Friedhof hinauf führenden Straße idyllisch in einem Weinberg thronte und vor gut zweihundert Jahren von Jakob Fugger erbaut worden war. Sie ging oft mit Levin daran vorbei und malte sich aus, wie sie das gemütliche Häuschen bewohnen würde, und dass der Weinberg sicher auch etwas abwerfen konnte.

Abends gingen sie – Jenny und Laßberg waren oft dabei – in den Rathaussaal, in dem Schauspiel- und Opernaufführungen stattfanden, und lachten über Kotzebues *Der Wildfang* und andere Komödien.

Die Tochter des Bürgermeisters lud zu einem Klavierkonzert ein. Ihr Spiel hatte etwa die Qualität von dem der Bornstedt, was Levin und Nette zu Kicheranfällen hinriss, die sie kaum beherrschen konnten. Wie leicht und schön das Leben war, wenn sie in der Nacht lachend, schwatzend und tändelnd in die Burg zurückkehrten.

Die Froschkönigin

Sie schrieb an Elise, der einzigen außer Jenny, der sie in diesen Monaten trauen konnte. Wie froh sie war, weit vom Schuss und nicht in Münster zu sein, hatte die Born-

stedt vor Augen, wie sie in Hülshoff ihre Klatschereien ausbreitete, wie sie in aller Harmlosigkeit mit ihren braunen Augen klimperte und dabei Gift in die Ohren der Verwandten träufelte.

Nein, nein, Nette geht einfach zu weit, was denkt sie denn, wer sie ist!

Die Bornstedt würde von ihrem Verlobten schwärmen, dem angeblichen Schweizer Geschäftsmann, der offenbar noch keinerlei Anstalten gemacht hatte, sie in seine Bergregion heimzuführen. Laßberg hatte erfahren, dass die Solvenz dieses Herrn gar nicht gesichert, das Ganze also eine Luftnummer war, die sich bald in Schall und Rauch auflösen musste. Das Ende vom Lied würde sein, dass die Bornstedt weiter in Münster ihr Unwesen trieb.

Die Droste bat Elise, alles zu schicken, was über Levin in den Zeitungen erschien, natürlich nur das Lobende. Er hatte so viel veröffentlicht und es war schade, dass die süddeutschen Journale, die im Meersburger Museum auslagen, ihn niemals erwähnten. Wenn Laßberg sah, dass Levin im Norden durchaus Ruf und Ansehen genoss, würde er seinen Bibliothekar umso mehr schätzen, zumal Levin eine Abhandlung über den Kölner Dom veröffentlicht hatte, die Aufsehen erregte, weil sie so geistreich und lebendig geschrieben war.

„Weißt du, wie sehr mich diese provencalischen Handschriften interessieren, dieses altbackene Zeug, von dem er stundenlang redet wie von einem Heiligtum? Einen feuchten Kehrlicht, wenn ich ehrlich bin, ich muss an mich halten, um es ihm nicht entgegen zu schreien. Und sein monotoner österreichischer Singsang, dazu der Zauselbart und das Goldkäppi, mit dem er gockelt wie dein Hahn in Rüschaus. Ich will meine Arbeit machen und ihm alles fein ord-

nen und auflisten, aber er soll mich in Ruhe lassen und mir nicht andauernd Vorträge halten, es ist unerträglich. Mir scheint, er wird langsam senil, wie alt ist er eigentlich?“

„Er wird auf die achtzig zugehen. Am Anfang hat er sich jünger ausgegeben, jetzt spricht er gar nicht mehr über sein Alter. Ich Sorge mich, dass Jenny früh Witwe wird, ich hoffe, er hat einiges eingepökelt, damit sie und die Kinder nicht in Not geraten.“

Levin spuckte auf den Weg, er war schon seit ein paar Tagen sarkastisch und übel gelaunt und Nette fürchtete, dass Laßberg und Jenny es bemerken könnten.

„Weiß der Himmel, wie sie diesen Langweiler aushält, sie ist eine so gütige und liebenswerte Frau. Was meinst du, ob er im Ehebett auch noch Monologe auf Mittelhochdeutsch hält?“

„Nimm dich zusammen, Levin. Laßberg liebt Jenny und sie ihn. Er hat ihr gerade einen kleinen Garten mit einem Lusthäuschen gekauft, gleich am Stadttor, und die neuen Aurikelsorten, die sie züchtet, tauft er mit Nibelungennamen.“

„Das muss wahre Liebe sein, Kriemhild und Brünhild vermählt mit Dankwart und Giselher, ein paar wackere Germanen wird das geben.“

„Wir dürfen es nicht mit Laßberg verderben, er schützt mich vor Mutter und den Hülshoffern und er bezahlt dich anständig. Du musst es schlucken, auch wenn er dir auf die Nerven geht, entre nous geht es mir ja genauso.“

„Ich konnte heute einen Blick auf einen Brief erhalten, an dem er schrieb, an einen gewissen Hug. Seine Schwägerin habe keinen Mann gefunden und sich stattdessen Apollo und den Musen in die Arme geworfen. Da siehst du, was er von dir hält und wie qualifiziert sein literarisches Urteil ist.“

„Still, da hinten steht Jenny am Tor mit den Mädchen, sie winken, sieh nur. Wir wollten Laßberg doch ein Gedicht über seine Meeresburg machen, komm Levin, wir müssen ihn bei Laune halten.“

„Ich schreibe ihm keine Huldigung, das kann er nicht erwarten. Ich habe schon einen Entwurf gemacht, ich zeige ihn dir.“

„Jenny, meine lieben Kinderchen, wartet ihr auf uns? Wir sprechen gerade über das Gedicht über die Meersburg, an dem Levin arbeitet.“

Gundel, die kleinere und ängstlichere der Zwillinge, schmiegte sich in Jennys Tournüre, sie war erhitzt und verlegen.

„Da siehst du, die Tante hat gar nichts,“ rief Hildel, „Tante Nette, sie hat geweint, sie hatte Angst, du seiest beim Steineklopfen vom Felsen gefallen.“

„Aber, aber Gundelchen, wie kommst du darauf? Es ist alles in Ordnung, kein Grund zum Weinen.“

Nette streckte der Kleinen die Arme entgegen.

„Mama sagt, dass mein Gundelchen das neue Menuett vortrefflich spielt, ich würde mich freuen, es zu hören. Onkel Levin muss an die Arbeit und wir üben ein bisschen Klavier. Hildel, Gundel, kommt, wir denken uns ein Konzert aus und führen es nach dem Abendessen vor.“

Es klopft und pocht, der Druck wird übermächtig, wenn es nicht hinaus kann. Wie soll sie nur alles festhalten, die Verse überschlagen sich und rennen ihrer Hand voraus.

Manchmal ziehen die Gestalten vorüber wie eine Sarabande aus Jahrhunderten, manchmal fällt sie wie eine Löwin über ihre Stoffe her. Levins Anregungen sind Spornstiche, die der Reiter in die Flanken seines Pferdes stößt, ihr Talent steigt und stirbt mit seiner Liebe.

Levin hat dreiundfünfzig Gedichte an Cotta für das Morgenblatt geschickt, wenn hundert voll sind, sollen sie als Sammelband erscheinen. Die Droste hat auch allerhand zu seinem Buch *Das romantische und malerische Westphalen* beige-steuert, Levin ist begeistert von der Ballade *Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Cöln* und nennt Nette ein blutrünstiges Weib. Er will sie groß machen, andere Kritiker begeistern, sie in die erste Garde bringen, damit sie nicht länger im Aschendorffschen Verlag versauern und vermodern muss.

Aber wer macht hier wen groß, sie ihn oder er sie? Wessen Name wird in der Geschichte überdauern?

Der impertinente Schlingel brüstet sich, er habe die Froschkönigin wachgeküsst. Jetzt erst erreiche sie ihren Zenit und ihre wahrhaftige Größe, jetzt erst zeige sie ihr Geschmeide und ihren Glanz, ein Prunkstück nach dem anderen berge sie aus ihren Truhen.

Vielleicht sollte sie ihm nicht immer sagen, wie sehr sie ihn liebt und braucht, es macht ihn übermütig und er lässt Spitzen los, verspottet ihr Vorkieker-Auge, imitiert ihr Keuchen beim Treppensteigen: „Bleibt dir die Puste weg? To, to, to, Moderken, ajas, nich still stohn.“

Manchmal behandelt er sie, als sei sie ein verliebtes Huhn, das sich jeden dummen Spruch gefallen lässt und womöglich noch darüber lacht. Sie sagt ihm die Meinung, nicht ins Gesicht, sondern lässt noch einmal im Geiste das Stiftsfräulen Katharina von Plassenstein zu ihrem Neffen sprechen: Ihr junger Schützling solle nicht etwa glauben, dass sie verliebt sei und sich ihm an den Hals werfe. Ein eitler Geck und verdorbener Mensch sei er, wenn er sie für eine halte, die eine tiefe und edle Beziehung mit dem Physischen verwechsle. Die eigene Seele in den geliebten Augen blinken sehen, hinüber schlüpfen, sich im anderen finden, so muss es sein, das ist wahrhaftige Liebe, die

nichts mit schnödem, schwitzigem Begehren zu tun hat.
Du lächelst – und dein Lächeln ist das Meine...

Ist der Zauber schon verflogen? Umgarnt hat er sie mit seinen Gedichten, eine Heilige mit lichtgeküssten Händen hat er sie genannt, hat sich in dem Gedicht *Dein Zimmer* an sie schmiegen, mit dem Haupt an ihrer Brust liegen wollen:

*Laß mich den heißen Schlag von unsern Pulsen messen
Wie eine Fluth, Ein Herz durch beide zuckt...*

Dahin sind sie, die seligen Tage im Rüschenhaus, als sie ihre Stirnen aneinander legten und ein Herzschlag, ein Atem waren.

Eine heiße Woge schießt hoch, sie bekommt Gesichtschmerzen und die Nerven zucken wie Blitze, wenn sie daran denkt, dass Levin die Meersburg bald verlassen wird. Er wartet dringlich auf Post von Freiligrath, der versprochen hat, sich nach einer dauerhaften Stelle für ihn umzusehen.

An die Szene kürzlich im Weinstübchen darf sie gar nicht denken, als Levin einen Schoppen nach dem anderen trank, dem blutjungen Serviermädchen Avancen machte und es aufforderte, für ihn zu tanzen. Sie drehte sich vor dem Geck und ihr Dirndl streifte seine Wange.

Dann hat er geschwärmt, wie glücklich Freiligrath mit seiner frisch angetrauten Gattin sei, sie seien jetzt nach Darmstadt gezogen. Ein verliebter Täuberich, hat Levin gegrinst, alle Tage und Nächte habe er es nun behaglich, beneidenswert.

„Ich sollte mir auch endlich eine Braut anschnallen,“ hat er nach dem dritten Schoppen gelallt, worauf sie empört aufgesprungen und gegangen ist. Er kam hinterher gelaufen und hat so lange gebettelt, sie möge ihm gut sein, bis sie nachgab.

Levin trägt sich mit dem Gedanken, Rousseaus Bekenntnisse zu übersetzen, ausgerechnet. „Interessante Verhältnisse,“ sagte er beim Spaziergang, „ich musste an uns beide denken, als ich es las.“ Nette ist ihm über den Mund gefahren: „Unsinn, dummes Zeug, was hat das mit uns zu tun. Blutschande hat diese Madame de Warens mit dem jungen Kerl getrieben, pfui Teufel, wie kannst du dabei an uns denken.“

„Der Altersunterschied war ähnlich groß,“ hat Levin gesagt und dabei mit seinem Wanderstock ein Grasbüschel vom Felsen geschlagen, „und die Verbindung in gleicher Weise innig.“

„Es war ein in höchstem Maße unsittliches Verhältnis,“ ist sie aufgebraust, „Madame hat den armen Jungen ja auch schnell mit einem anderen ersetzt. Du willst dich doch wohl nicht mit Rousseau und mich mit dieser Salon-dame vergleichen.“

Das *Morgenblatt* veröffentlichte ein Gedicht nach dem anderen, die Kompanie *Velhagen & Klasing* bot der Droste in einem ehrerbietigen Schreiben ihre verlegerischen Dienste an und nahm idealistische Uneigennützigkeit in Anspruch, da sich mit Gedichtsammlungen nur selten etwas verdienen lasse.

Auch Freiligrath reagierte begeistert und schrieb, bei *Der Knabe im Moor* habe es ihn geirrt, die Haare hätten ihm zu Berge gestanden. Fast täglich kamen Briefe von Freiligrath, schließlich auch der, vor dem sich die Droste gefürchtet hatte.

Eine Hauslehrerstelle beim Fürsten Karl Theodor von Wrede im fränkischen Ellingen hatte er für Levin gefunden, weit weg von der Meersburg und noch weiter weg von Münster. Natürlich musste er diese Gelegenheit ergreifen, als gutes Mütterchen durfte sie ihm nicht abraten.

„In längstens zwei Jahren bin ich zurück, die Zeit wird wie im Fluge vergehen, wirst sehen.“

In zwei Jahren konnte sie tot sein. Das Äquinoktikum nahte, sie fühlte die alten Beschwerden herankriechen und dunkle, bittere, einsame Verzweiflung.

Hör zu! - In den ersten acht Tagen war ich todtbetäubt und hätte keine Zeile schreiben können, wenn es um den Hals gegangen wäre. - ich lag wie ein Igel auf meinem Kanapee, und fürchtete mich vor den alten Wegen am See wie vor dem Tode... Hör Kind! - Ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich Dich zu erwarten pflegte, und sehe ohne LORGNETTE nach dem Wege bey Vogels Garten hinüber, kömmt dann jemand, was jeden Tag ein paarmahl passiert, so kann ich mir, bey meiner Blindheit, lange einbilden du wärst es, und du glaubst nicht, wie viel mir das ist - auch Dein Zimmer habe ich hier, wo ich mich Stundenlang in deinen Sessel setzen kann, ohne daß mich jemand stört... Solltest Du es wohl recht wissen, wie lieb ich Dich habe? - ich glaube kaum.

Misstimmungen

Jennys Kopf, Hals und Rücken bildeten vor der Staffelei eine Linie von vollendeter Grazie, schwere rotgoldene Flechten fielen ihr auf den Nacken, ihr Stift schabte über das Papier. Sie war eine meisterliche, sehr genaue Zeichnerin und versuchte ein Porträt ihrer Schwester, die jedoch wenig Lust zum Stillsitzen hatte.

In den letzten Tagen war Jenny einsilbig, Nette schob es darauf, dass Laßberg der Schwägerin und den Kindern unbedingt Schloss Heiligenberg zeigen wollte, die

Residenz Elisabeth von Fürstenbergs, mit der er dort vor mehr als zwanzig Jahren gelebt hatte. Jenny wäre fast aus der Haut gefahren, als Laßberg beim Abendessen diesen Plan verkündete. Sie nahm sich gleich wieder zurück, aber die an ihrem Hals auflodernden Flecken sprachen Bände.

„Man soll die Toten doch mal ruhen lassen,“ rief sie gekränkt, „was sollen die Kinder da und erst recht Nette, so ein Ausflug ist doch viel zu anstrengend für sie.“

Laßberg habe sie auch einmal dahin geschleppt, flüsterte sie Nette zu, als ihr Mann auf die Kinder einredete, man versäume absolut nichts, wenn man dieses langweilige Schloss nicht sehe.

Laßberg setzte sich schmunzelnd darüber hinweg, Jennys eifersüchtige Reaktion schien ihm zu gefallen. Nette hätte gut ein paar Bemerkungen abfeuern können, um Jenny beizustehen, machte dann aber, schon wegen der Kinder, gute Miene zum bösen Spiel.

Es wurde ein kalter, ungemütlicher Ausflug, der Himmel war bedeckt und es regnete immer wieder. An Schloss Heiligenberg war nichts Besonderes, das fanden auch die Mädchen, die ihre Tante sorgsam über den Schlosshof führten und bedrückt waren, weil die Mama wegen dieses Ausfluges Kummer hatte.

Die Außenanlagen waren ebenso eintönig wie die langen Säle in dem Schloss, durch die ein moderiger Luftzug wehte.

Sie trotteten missmutig hinter Laßberg her, der plötzlich wie ein junger Mann hüpfte und herumwieselte und ihnen die Appartements zeigte, in denen er mit der Fürstin gewohnt hatte. In einem stand sogar noch ein Himmelbett, das Laßberg mit liebkosenden Gesten berührte, zärtlich öffnete er Schubladen, die die Fürstin in Gebrauch gehabt hatte.

Auf Nettes Frage, wo die Fürstin gestorben sei, wies er auf eine Mauernische und sagte mit nassen Augen: „Hier, hier lag ihr Kopf.“ Dann drehte er sich weg und humpelte hinaus. Gundel war so erschrocken, dass sie weinen und von der Tante getröstet werden musste.

Laßberg drängte resigniert zum Aufbruch, als er merkte, wie wenig sein Ausflugsziel begeisterte. In der Kutsche schaute er sich noch lange um, bis sein einstiges Domizil zwischen den Bäumen verschwunden war.

Am Abendbrottisch wurde nur über das schlechte Wetter, nicht aber über Schloss Heiligenberg gesprochen. Auch Laßberg sagte nichts, regte aber einen weiteren gemeinsamen Ausflug nach Langenargen an, was Jennys Laune merklich besserte.

Eine achttündige Kutschfahrt brachte sie an den Ort, wo der Bodensee so breit war, dass man das jenseitige Ufer nicht sehen konnte. Am Horizont funkelte das Alpenpanorama wie eine Perlenkette mit der Jungfrau als besonderem Juwel und spiegelte sich im glatten Seewasser wieder. Kähne und Segelboote glitten über die Fläche, ein Stück vom Ufer entfernt lag ein Badehaus im See, das ein langer Steg mit dem schmalen Strand verband.

Sie kehrten in einem ehemaligen Kloster ein, das nun ein Gasthaus war, von dort aus sahen sie auf einer Landzunge die halb verfallene Ruine Montfort liegen, eins der schönsten Bauwerke, das die Droste kannte. Mit drei übereinanderliegenden Reihen aus Fensterbögen, die mit Stuck ausgeschmückt waren, wirkte das Gebäude wie eine grandiose Stickerei.

Jenny war heiter und gelöst, Hildel plapperte mit der Tante und Gundel ließ ängstliche Blicke zwischen den Eltern schweifen, ob sich die Missstimmung wieder verzogen hatte.

Sie schreibt Seite um Seite an Levin, denkt Tag und Nacht an Levin, hält innere Zwiesprache mit Levin, dem guten Jungen, dem Herzensjungen, dem nachlässigen Schlingel, dem kleinen, dummen, nichtswürdigen Pferd, dem Schulte, der nicht wiederschreibt, den sie in jeder Pfütze am Wegrand sieht, den sie von Herzen und unmenschlich lieb hat, der eine inspirierende Macht über sie ausübt, der am liebsten hier sein sollte, der bald wieder nach Münster kommen soll, der Laßberg endlich schreiben soll, der ein hochmütiges Tier ist, weil er sie nur um ihrer Leistung willen schätzt, dessen Mütterchen sie sein darf jetzt und immerdar, der ihr, der hungrigen Seele, schreiben müsste, dass er sie lieb hat, an dessen Bett sie Tag und Nacht wachen würde, wenn er krank wäre, der an sie denken soll an seiner Donau, dessen gute Hand sie fassen will, dessen Müschelchen ihr die liebsten in ihrer ganzen Sammlung sind, die sie kaum ohne Tränen betrachten kann- ... *was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen... Mich dünkt, könnte ich Dich alle Tage nur zwey Minuten sehn – o Gott, nur einen Augenblick – dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen oder die Möwen sich mir auf die Schulter setzten! Wir haben doch ein Götterleben hier geführt...*

Abends verabschiedete Nette sich jetzt früh von Schwester und Schwager, sie wollte lieber schreiben, als die immer gleichen Gespräche über Laßbergs Manuskripte, die Kinder, die Blumen und die Vögel zu führen.

Jenny hatte ihre Zeichnung sorgfältig vollendet und Nette geschenkt, die nur einen Blick darauf geworfen und das Blatt umgedreht auf den Tisch gelegt hatte.

Kein Glanz, kein Strahlen mehr, keine überschäumende Lebenslust, nur überanstrengte Glubschaugen, das linke

ein Fernrohr mit trüber Linse, darunter der krötenhafte Körper des Moderkens.

Du bist in den Vierzigern und siehst auch so aus, eher noch älter.

Der Satz hatte in Levins Augen gestanden, als sie ihm wegen des Schankmädchens eine Eifersuchtsszene gemacht hatte. Wie herablassend er plötzlich gewesen war, wie kalt seine Feststellung, sie könne doch nicht ernstlich glauben, dass er kein Interesse an Frauen seines Alters habe.

Zu allem Überflus war Laßberg deutlich verstimmt wegen des Gedichtes *Die Meeresburg* von Levin Schücking, das im *Morgenblatt* erschienen war. Die Meersburger Honoratioren Pfeiffer, Baumbach und Stanz waren schon am frühen Morgen zur Burg hinauf gekommen und hatten die Zeitung geschwenkt.

Laßbergs Gesicht war beim Lesen lang und länger geworden und er hatte Tränen in den Augen gehabt, weil sich keine einzige Zeile auf den jetzigen Herren der Meersburg darin fand, keine Huldigung an den hochwohlgeborenen, gelehrten Schlossherrn und Meister der Handschriften, geschweige denn ein Lob seiner holden Gattin und der reizenden Töchter.

Auf Levins Vorschlag hatten sie für die Drucklegung die beiden Verse, die Nette auf die Laßbergs gemacht hatte, herausgestrichen. Es sei in erster Linie Kunst, hatte Levin in dem ihm eigenen Hochmut entschieden, da habe privater Schmus nichts zu suchen.

Die Droste wusste nicht, wie sie Laßberg besänftigen sollte und legte ihm Ausrisse mehrerer lokaler Zeitungen hin, die über die Abreise des Dichters Levin Schücking berichteten. Sein fruchtbarer Aufenthalt auf der Meersburg bei dem hochwohlgeborenen Freiherrn Joseph von

Laßberg sei nun beendet, weil ihn ein ehrenvoller Ruf aus Bayern ereilt habe.

Die Droste fühlte sich zerrieben, Hitze schoss hoch, Schmerz überzog ihr Gesicht wie ein glühendes Gitter. Sie brauchte Bönninghausen, sie brauchte die Amme und ihr Schneckenhäuschen, es wurde Zeit, dass sie wieder nach Rüschaus kam.

Durchbruch

In Münster waren die Vorbereitungen für den bevorstehenden Besuch des Preussenkönigs Friedrich Wilhelm IV. in vollem Gange. Werner von Droste-Hülshoff, der die Feierlichkeiten organisierte und auch den Löwenanteil der Kosten trug, hatte sich prächtige Livreen schneiden lassen; eine im Stil einer Jägeruniform, eine zweite in Weiß mit Silber und schwarzen Plüschhosen. Der Droste wurde schwummerig bei dem Gedanken, wie viele Taler diese Pracht und der Besuch des Königs verschlingen mochten.

Elise war eine der ersten Besucherinnen im Rüschaus und beklagte die Auflösung der *Heckenschützengesellschaft*. Schuld daran trug die Bornstedt, die über den Winter versucht hatte, sich durch wichtigtuerisches Gehabe in den Mittelpunkt zu spielen. Das hatte die anderen Mitglieder verprellt, sie waren einfach weggeblieben und das anfänglich so ambitionierte Vorhaben war im Desinteresse versandet.

Der Amme ging es nicht gut, ihr war oft schwindelig, sie brauchte zunehmend Hilfe bei den alltäglichen Verrichtungen und man konnte sie kaum noch allein lassen. Nette hatte ihr von der Meersburg ein paar warme weiche Strümpfe mitgebracht, die die Alte mit mattem Lächeln immer wieder an ihre Runzeln drückte.

Sie erzählte mit Schaudern von dem Tagelöhner Henrich-Jan zu Hülshoff, der sich vor vierzehn Tagen an der alten Buche am Heidteich erhängt hatte. Er sei schon längere Zeit tiefsinnig gewesen, aber ein solches Ende habe niemand voraussehen können. Er habe noch Grünfutter für seines Bruders Kühe geschnitten und ein Seil geholt, um das Fuder festzubinden, berichtete die Amme. Der Bauer Jans habe ihn dann zum Kaffee rufen wollen, da sei Henrich-Jan schon tot im Baum gehangen. Als Grund vermutete man, dass ihm all sein Geld, das er vergraben hatte, gestohlen worden war.

Auf Hülshoff waren die Kinder kräftig gewachsen, Heinrich, der Älteste, war zu einem jungen Mann mit schwarzem Bärtchen aufgeschossen. Das kleine Ferdinändchen purzelte noch durch die Gegend, fett gefüttert, mit Speckrollen an den Ärmchen und am Hals. Line war abermals in der Hoffnung, Nummer elf wuchs in ihrem Leib heran und es schien der Zustand zu sein, in dem es ihr am besten ging. Werner gab Nette zu verstehen, dass man auf ihre Hilfe zählte und sie fügte sich seufzend.

Mit der Post trafen gute Neuigkeiten ein: Die Kriminalgeschichte war unter dem Titel *Die Judenbuche* erschienen und wurde in allen wichtigen Feuilletons besprochen, überschwänglich gelobt und mit dem besten verglichen, was der literarische Markt zu bieten hatte. Gutzkow hatte im Musenalmanach die Ballade *Der Geierpiff* rezensiert und pries die Droste als außerordentliches episches Talent.

Nun war der Erfolg da, weit erhoben über alle Zweifel. Seltsam, dass sich das Hochgefühl, das sie damit verbunden und so sehr herbeigeseht hatte, nicht einstellte.

Erfolg war etwas Flüchtiges, wie man immer wieder den Feuilletons entnehmen konnte. Freiligraths Stern,

oder auch der Heinrich Heines, die so hell geleuchtet hatten, sanken rapide, und wer von den derzeit Erfolgreichen auch den Pfauenschweif des Nachruhms hinter sich ausbreiten konnte, würde allein die Zukunft zeigen.

Pünktlich zum Äquinoktikum kamen Ohrensausen, Beklemmungen, Hitzewellen, Gesichtsschmerzen – Bönninghausen half und verordnete unermüdlich. Die Droste verkroch sich im Rüschaus und ließ die beiden gerahmten bunten Glasbilder, die sie in Meersburg gekauft hatte, in die Westfenster hängen. Wenn das Abendlicht hindurch fiel, dachte sie gegen die sechste Stunde stark an Levin, wie sie es verabredet hatten, und glaubte manchmal, einen Schimmer von ihm einzufangen.

Er beherrschte ihre Gedanken, wenn sie mit Schmerzen auf dem Kanapée lag, wenn sie schrieb, wenn Elise Rüdiger sie besuchen kam.

Meine Lies, lieb Lies, liebstes Herz, lieb Tuckelchen, mein lieb Tierchen.

Elise war zur vertrautesten, zur besten Freundin geworden. Wie schön und distinguiert sie war mit dem langen schwarzen Haar der Salonière, den gütigen Augen der Freundin, der kerzengeraden Gestalt und dem Charme der kunstsinnigen Aristokratin, dem Edelmut einer Frau mit weitem Herzen.

Niemals hatte sie Nette eine Eifersucht in Bezug auf Levin spüren lassen, das war ihr hoch anzurechnen.

Elise blieb manchmal über Nacht im Rüschaus, dann knackten sie Nüsse und sprachen über Levin – dem Pferdchen sollten die Ohren davon klingeln – und das Moderken saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem schwarzen Kanapée.

Elise war die einzige, bei der sie sich auslassen konnte, die einzige, von der sie keine dummen Bemerkungen über den, wie Laßberg spitzmündig zu sagen liebte, Seelenfreund hörte, im Gegenteil. Elise interessierte sich und hörte zu, Nette fühlte Seelenverwandtschaft, tiefe Freundschaft, mütterlich-schwesterliche Liebe zu der zehn Jahre Jüngeren.

Levin bat in einem sehnlichst erwarteten Brief um Beiträge für das Buch *Deutschland im 19. Jahrhundert*, das Professor Bauer in Stuttgart herausgeben wollte, Levin sollte den Teil über Westfalen beisteuern. Er hatte eine Liste mit Aufträgen für Junkmann, Schlüter, Elises Mann Rüdiger und andere fahrig zusammengeschludert, die die Droste über Elise an die entsprechenden Adressaten in Münster weiterleitete.

Levin schrieb konfus und unordentlich, sein Brief offenbarte ein entsetzliches Dilemma: Während die Fürstin Wrede in Ellingen schwer erkrankt war und auf dem Totenbett lag, ging der Fürst mit seiner Mätresse und deren Schwester auf Reisen. Levin und die Kinder mussten mit und diese ehrlose, empörende Situation ertragen, die sich nach einem eventuellen Tod der Fürstin womöglich noch zuspitzen würde.

Was, wenn der Fürst mit dieser Mätresse, nachdem er Witwer geworden war, in Ellingen ein offenes Leben in Sünde und Schande führte? Oder würde sich das Paar in Wredes Schloss am Mondsee zurückziehen und Levin in Ellingen die Kinder überlassen? Wie konnte unter solchen Verhältnissen Levins tadelloser Ruf gewahrt bleiben?

Wenn er sich nur ganz zu den Kindern halte, schrieb die Droste ihm nach eingehender Beratung mit Elise, sie verantwortungsvoll und sorgfältig erziehe und dies auch

nach außen deutlich mache, könne er eventuell seine Ehre bewahren.

„Vielleicht ist diese Mätresse eine umgängliche Person, Elise, vielleicht weiß sie den Schein des Schicklichen zu wahren.“

„Es gibt Gerüchte, dass sie in der Hoffnung ist.“

„Um Gottes Willen, das würde ja alles noch viel schlimmer machen. Levin hat nichts direkt Nachteiliges über sie geschrieben, sich allerdings über den schlechten Geschmack des Fürsten ausgelassen. Der Schlingel wird zum Schwerepäpöter, er glaubt, ein großer Frauenkenner zu sein.“

„Ist er es denn nicht?“

„Ich weiß nicht, er ist doch recht grünschnäbelig.“

„Auch Grünschnäbel können einem den Kopf verdrehen, Nette. Ich bereue es so sehr, mich damals auf ihn eingelassen zu haben, ich möchte, dass alle Spuren getilgt werden. Vor allem soll er mir meine Briefe zurückgeben, willst du ihm das ausrichten? Du würdest mir eine große Liebe tun.“

„Aber du gehörst zu seinem inneren Herzenskreis, Elise, er schätzt dich und legt großen Wert auf deine Freundschaft.“

„Ich habe ihm viel anvertraut, ich finde erst Ruhe, wenn ich die Briefe verbrannt habe. Wenn sie in falsche Hände gerieten, nicht auszudenken.“

„Wir sollten beide unsere Briefe und Bilder zurückverlangen. Im Nachhinein erscheint manches kompromittierend, was einmal ohne Arg in des Herzens Überschwang gesagt wurde.“

„Nein, Nette, deine Briefe musst du ihm lassen, auch die Porträts von dir, alles andere würde eurem Verhältnis nicht gerecht.“

„Vielleicht ist mein Bild ihm ja eine tägliche Mahnung. Er ist so unbedacht in diesen Dingen, ich fürchte, dass Mutter, wenn sie unsere Korrespondenz sähe, über jedes Du und jede Liebesbezeugung zetern würde, Anlässe wären reichlich gegeben. Ich habe ihm geschrieben, dass er eine Auswahl treffen und den Rest verbrennen soll, er hat geantwortet, es sei ihm gänzlich unmöglich, alle alten Briefe noch einmal zu lesen. Ergo kann er sie, wenn er sie sowieso nicht liest, mir auch zurückgeben. Er ist halt ein Nichtsnutz, ein schlimmer, dummer Junge, dem man die Ohren langziehen sollte. Was meinst du, warum er so selten an sein Mütterchen schreibt? Ich denke in meiner Einsamkeit sicher zehnmal am Tag an ihn und sein gutes Affengesicht, ich frage mich, ob ich ihm in zehn Tagen wohl einmal in den Sinn komme.“

„Er hat viel Arbeit, den Unterricht, die Arbeit am Buch und was er sonst noch alles macht.“

„Er hat vier Briefe nicht beantwortet, ich finde das ungezogen. Ich werde ihm heute noch mitteilen, dass er mir regelmäßig an jedem Monatsersten schreiben soll und ich ihm am fünfzehnten antworten werde, dann weiß jeder, worauf er sich einstellen kann. Ich laufe immer noch jeden Tag zum Schlagbaum und denke daran, wie ich ihn früher kommen sah. Ach, Elise, ich Sorge mich um ihn, er ist wie mein Fleisch und Blut, könnte ich ihn nur einmal noch hier haben und mit Nüssen und dicker Milch so richtig rund füttern. Wenn er sich nur regen würde, wenn er nur recht bald schriebe.“

Die Bornstedt war nun endgültig auf dem absteigenden Ast. Der Züricher Liebhaber hatte sie belogen und ausgeplündert, auch die beruflichen Erfolge blieben gänzlich aus. Im Gegenteil, sie musste sich von dem Kritiker Fra-

ling in einem vernichtenden Zeitungsartikel als *die schöne F. v. Bornstedt mit dem hochadeligen Schwanenhalse* titulieren lassen, schön aber unbegabt. Nun war sie in eine tiefe Melancholie versunken. In Münsteraner Kreisen fürchtete man um ihren Verstand, niemand wusste, ob sie überhaupt noch genug zu essen hatte.

Der Droste war zu Ohren gekommen, dass die Bornstedt ihr Buch *Pilgerklänge einer Heimathlosen Velhagen & Klasing* zum Zweitdruck angeboten und der Verlag geantwortet hatte – sie hörte es mit heimlichem Triumph – man nehme es nur, wenn sie ein Empfehlungsschreiben der Freifrau Annette von Droste-Hülshoff beibringen könne.

Diese haderte immer noch mit der Entscheidung, ob sie den neuen, schon beachtlich angeschwollenen Gedichtband bei Cotta oder Velhagen & Klasing herausbringen sollte und überlegte nun, ob sie Velhagen den Zuschlag unter der Bedingung erteilen sollte, dass er – natürlich hoch geheim – der Bornstedt statt ihr ein anständiges Honorar zahlte. Sie hatte diesen Vorschlag Schlüters und Elise unterbreitet, als sie darüber berieten, wie der Bornstedt zu helfen war, und Zustimmung gefunden.

Die Droste konnte sich diesen Großmut leisten, denn sie war eine gefragte Persönlichkeit der literarischen Welt geworden. Die Jubelkritiken zur *Judenbuche* rissen nicht ab, Verleger und Redakteure kontaktierten sie und überschütteten sie mit Komplimenten, unter ihnen der bekannte Übersetzer des Nibelungenliedes Karl Simrock.

Er schrieb ihr auch von seinem Freund Ferdinand Freiligrath, der zwar inzwischen eine bescheidene Pension erhielt, die aber hinten und vorne nicht reichte. Ob Levin ihm nicht irgendwo eine Stelle als Hofmeister vermitteln könne, hatte Simrock angefragt. Auch die Droste

wünschte Freiligrath ein sicheres Auskommen, warnte Levin aber, sich für den politisch fragwürdigen Freund zu sehr ins Zeug zu legen.

Sie plagte sich mit den Abschriften ihrer Gedichte für den geplanten Band und es sprudelten immer noch weitere heraus. Das akkurate Schreiben fiel ihr schwer, die Stahlfedern waren schlecht und die gebückte Haltung verursachte ihr Übelkeit.

Sie engagierte Studenten, die die Arbeit für sie übernehmen sollten, aber auch das funktionierte nicht, die Abschriften waren unbrauchbar und so musste sie wieder alles selbst machen, unterbrochen von Krankheitschüben.

Die Nachtigall

Rüschhaus 1842/43 – Levins Briefe wurden immer spärlicher, er erwähnte mehrmals eine gewisse Louise von Gall, Generalstochter aus Darmstadt und Schriftstellerin, mit der er in Korrespondenz stehe.

Was er allerdings nicht sagte, war, dass Freiligrath den *Postillion d'amour* gespielt und die Verbindung zwischen der Gall und Schücking angebahnt hatte. *Sag der Nachtigall, ich böte ihr mein Herz an... sag's nur der Droste nicht*, hatte Levin an Freiligrath geschrieben, nachdem dieser ihm die junge, einsame Kollegin schmackhaft gemacht hatte.

Ohne Wissen der Droste hatte sich seit September 1842 ein lebhafter Briefwechsel zwischen Darmstadt, wo Louise von Gall ihre kranke Cousine pflegte, und den Fürstensitzen Mondsee und Schloss Ellingen entwickelt, wo Levin Schücking zunehmend frustriert sein Hofmeisteramt als Erzieher der fürstlichen Sprösslinge wahrnahm.

Die früh verwaiste Louise war mit Ferdinand und Ida Freiligrath befreundet und hatte bei ihnen in St. Goar den Sommer verbracht. Dabei entstand der Plan, den Kontakt zu Levin herzustellen. Die hübsche, geistreiche, schriftstellern- de Gallina, – eine Sprachschöpfung Freiligraths – schrieb wie Levin für das *Morgenblatt* und konnte der passende Deckel auf dem Topf des Freundes sein, der ebenso einsam in Bayern vor sich hin darbt und große Sehnsucht nach einer Frau mit passendem geistigen Niveau an seiner Seite hatte.

Louise hatte beherzt die Korrespondenz eröffnet, nachdem die Freiligraths Levin in den höchsten Tönen gepriesen und der Gall sein Interesse übermittelt hatten.

Es ging hin und her, die Briefe wurden immer häufiger, länger und vertrauter, oft waren es Zwiegespräche über mehrere Tage, gespickt mit literarischen Anspielungen und geistreichen Repliken, Komplimenten über das Werk des jeweils anderen, mit dem man sich intensiv beschäftigte.

Schon vor Jahresende war man beim vertrauten Du, gestand, unablässig aneinander zu denken und die herzlichste Liebe zu empfinden. Louise beschwor frühere Leben, in denen sie sich gekannt haben müssten, sie als Ritterfräulein und er als Ritter oder gar Kaiser, wie sonst sei ihr starkes Interesse aneinander zu erklären, ihre Verlegenheit und Aufregung, ihr grenzenloses Vertrauen, ohne sich je getroffen zu haben.

Die Empfindsamkeit und Offenheit steigerte sich von Brief zu Brief, es gab Geständnisse von nächtlichen Erscheinungen wie die, dass Louise, um Mitternacht am Fenster stehend und an Levin denkend, einen hellen weißen Schein auf sich niederschließen sah, der in schnellen Ringen ein paar Mal ihren Kopf umkreiste. *Waren Sie das, Levin? Flogen Ihre Gedanken als glühende Strahlen um meine Schläfen?*

Der Angesprochene konnte nur stammeln: *Gott segne Sie, meine teure und liebste Freundin, meine minnigliche Braut: meine Gedanken sind um sie, nicht wie Meteore, sondern wie stille, friedliche Sterne sollen sie ziehen, in schönen engen Kreisen, immer enger und enger, bis endlich der Sonne und der Sterne Strahlen in ein leuchtendes Liebeslicht zusammenfließen...*

Sehr spät erst kam Levin in den Besitz eines Bildes der Angebeteten, denn sie fühlte sich auf den Zeichnungen, die es von ihr gab, nicht gut getroffen, um die Mundpartie zu alt und zu hart, sie konnten ein falsches Bild vermitteln.

Auch flammten immer wieder Zweifel auf: Ob er sie noch mögen werde, wenn er dem einsamen fürstlichen Gefängnis entronnen sei? Er solle sich nur nicht gebunden fühlen, wenn es ihm, sobald er die Freiheit wiedergefunden habe, nach etwas anderem gelüste. Sie wolle ihrerseits auf einen Rokoko-Ball gehen und sich die Cour machen lassen, dabei aber ausschließlich an ihn denken.

So ging es den ganzen Winter über hunderte von Seiten und schraubte sich hoch zu innigsten Liebesschwüren. *O Gott meine Königin, rief Levin aus, nachdem er endlich ein Bild von ihr bekommen hatte, wie lieb hab ich Dich! Du arges, stolzes königliches Weib, ich küsse den Boden, wo eben dein Fuß stand, und wenn Du mir untreu wirst, erdolch ich dich...*

Im Februar wurden per Brief Ringe getauscht und am einundzwanzigsten Mai 1843 war es endlich so weit: Schücking quittierte seinen Dienst bei dem Fürsten und eilte nach Darmstadt, um seine Geliebte in die Arme zu schließen und sich mit ihr zu verloben.

Diejenige, von der in den Briefen nur spärlich die Rede war als von einer alten, mütterlichen Freundin mit einem Herzen voller Wohlwollen und Güte, ausgestattet mit großem Talent und einer originellen Beobachtungsgabe,

auf die Louise nicht eifersüchtig zu sein brauche, hatte den Winter über jede Zeile von Levin herbeigesehnt und war enttäuscht über seinen immer geschäftsmäßigeren Ton.

Die Nachricht von der Verlobung traf die Droste bis ins Mark, dennoch machte sie einen letzten Versuch: *heurathe nicht so leichtsinnig, wie du dich verlobt hast...* Er solle Louise aber ausrichten, setzte sie zähneknirschend hinzu, dass das Mütterchen die zukünftige Frau Schücking jetzt schon herzlich liebe und darauf vertraue, dass diese Liebe immer weiter anwachse.

Die Droste versuchte, Ihr Unwohlsein mit saloppen Bemerkungen zu überspielen. Man wisse ja nicht, wie man sich die Dame zu denken habe, schrieb sie an Levin, ob sie reizend sei oder ob man sie sich als gebratenen Engel vorstellen müsse. Ob sie hübsche Briefe schreibe, drängte sie nach, als Levin zunächst nicht reagierte.

Im *Morgenblatt* las die Droste Texte der von Gall, die sie, wie sie sich schauernd eingestand, in manchem an die Bornstedt erinnerten. *Klüger ist die Gall, auch feiner, aber ihre Erzählung rollt doch auch zumeist um Herrn, die sich ihr zu Gefallen fast auf den Kopf stellen*, schrieb die Droste an Elise Rüdiger.

Im späten Winter sprach Levin vorsichtig von einer Schwiegertochter, was die Droste zu der Mahnung veranlasste, achtsam zu sein, keine blinden Schritte zu unternehmen und sich vor jedem Wort zu hüten, das ihn binden könne. Er wisse ja gar nicht, ob das Fräulein von Gall in der Realität nicht doch einen Haken habe, vielleicht einen Zug um den Mund, einen Blick, der es ihm unmöglich mache, sie zu lieben.

Außerdem drängte die Droste Levin, nur ja die Briefe von Elise zu verbrennen, wusste man doch nicht, wem sie in die Hände fallen konnten.

Steigende und sinkende Sterne

Kopfschmerzen, die Augen rot wie ein Kaninchen, Nachtschweiß, Schlaflosigkeit, Halsschmerzen, Heiserkeit, die Stimme brummt wie ein Bass, die Kopfhaut brennt wie Feuer. Dazu Jucken in der Herzgrube, brennende Hände. Niedergeschlagenheit. Todesgedanken.

Nur schnell zu Bönninghausen. Mutter bringt Nette nach Münster, damit sie in seiner Nähe ist, und schildert ihm auch gleich noch die Symptome ihrer Schwester Sophie, die von Zischen und Klopfen im Kopf schreibt, was sie nicht schlafen lasse, es sei, wie wenn Wasser siede, als ob das Blut durch ein Sieb aus der Stirn in den Hinterkopf laufe, und sie höre manchmal Glockenläuten, auch wenn alles mucksmäuschenstill sei.

Auch für Sophie von Haxthausen weiß Bönninghausen Rat und eine Eilpost mit Pülverchen geht zum Böckerhof ab.

Da steht plötzlich und ganz überraschend Sibylle Mertens in der Tür des Stadthauses. Die gute alte Billa ist mit eigenem Dreispänner samt Kutscher und Kammerjungfer aus Bonn angereist, bricht in Tränen aus und entschuldigt sich überschwänglich für alles Unrecht, das sie Nette jemals angetan hat. Sie will die Freundin, von deren Krankheit sie gehört hat, pflegen und ihr gut sein bis in alle Ewigkeit.

Sibylle Mertens ist nun Witwe, ihr Mann lag eines morgens tot und steif in seinem Bett, aus heiterem Himmel.

„So einen friedlichen Abgang hat der gar nicht verdient,“ schimpft Sibylle, „ein bisschen Leiden hätte ihm sicher nicht geschadet.“

Seitdem ist Adele wieder bei ihr in Bonn und unterstützt sie bei den schwierigen Erbangelegenheiten, es scheint, als seien sie wieder ein Herz und eine Seele.

Die Droste ist angespannt, sie soll wieder ins Rüschaus zurückkehren, wo Mutter und Tante Ludowine sie pflegen wollen. Aber was tun mit der exzentrischen Sibylle? Sie macht keinen Hehl aus ihrer demokratischen Gesinnung, läuft im Herrenanzug à la George Sand herum – der letzte Schrei in Paris, aber hier im Münsterland doch sehr provokant. Mutter würde schäumen, das Herzklopfen würde sie überkommen, nicht auszudenken, wie sie sich echauffieren würde.

Nettes letzte Rettung ist Elise Rüdiger, der sie genügend diplomatisches Geschick zutraut, der Mertens die Sachlage zu verklausulieren und sie um Bescheidenheit und Zurückhaltung in Gegenwart der Hochwohlgeborenen zu bitten.

Ein Profil womöglich noch schärfer wie das von Franz Liszt, kurze wilde Locken dazu und ein Anzug so seltsam wie alles andere; so trifft Elise die Mertens an. Sie wagt gleich die Flucht nach vorne, erläutert ihre Mission und erntet Verständnis und unbändiges Gelächter.

Jeden Nachmittag bringt nun der Kutscher Sibylle in ihrer dreispännigen Kalesche nach Rüschaus. Der Mutter und Ludowine begegnet sie mit Herzlichkeit und Demut und ist ein gerne gesehener Gast. Sie sitzt bei Nette, singt mit ihr oder liest vor, breitet immer neue Mitbringsel aus und schwärmt, wenn sonst niemand in der Nähe ist, von den schönen dunklen Genueserinnen.

Einmal gesteht Nette ihren Kummer mit Levin, über den die Mertens nur lachen kann.

„Keine Träne lohnt so ein Jüngelchen, so ein Affe, der nur seine Eitelkeit mit der berühmten Dichterin bedienen will, der ist deiner Liebe gar nicht würdig. Halte dich an die Frauen, da weißt du, was du hast, wirkliche Liebe und Treue findest du nur bei ihnen.“

In Punkto Treue denkt die Droste sich ihren Teil und verkneift sich Anspielungen auf die Eskapaden der Mertens. Überhaupt vermeidet sie jede Konfrontation mit dem extravaganten Besuch und seinen bizarren Ansichten in Liebesdingen. Die Droste ist erleichtert, als Sibylle nach vier Wochen wieder abreist, und schreibt ihr noch einen schmeichlerischen Brief hinterher – *ich habe deine Liebe so schwer und bitter verloren gegeben, soll ich mich denn jetzt nicht freuen? – Jetzt hintennach kömmt mir die ganze Frau wie ein Traum vor*, schreibt sie an die Cousine Maria von Brenken, *kein angenehmer, aber doch ein merkwürdiger, wie man ihn nicht jede Nacht hat.*

Den Sommer über war die Droste kräftiger, schrieb neue Gedichte und quälte sich mit Abschriften für den zweiten Band, den Cotta bis zum Ende des Jahres herausbringen wollte.

Der schnelllebige Literaturbetrieb, der seine Sterne am Himmel aufgehen und niedersinken ließ wie es ihm gerade gefiel, wurde ihr allerdings immer widerwärtiger. Freiligrath, Heine und Gutzkow hatten ihre besten Zeiten längst hinter sich und die Droste befürchtete, dass man sich auch ihrer nur kurzfristig bediente, um sie dann wie einen gebrauchten Wischlappen beiseite zu werfen. Niemals wolle sie auf den Effekt hin arbeiten, schrieb sie Elise, niemals einer Mode folgen, sondern nur das ausdrücken, was sie wahrhaftig empfinde. *Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden, aber nach hundert Jahren möcht ich gelesen werden...*

Das Herzklopfen der Mutter, das sich mit pedantischer Regelmäßigkeit alle zehn Tage eingestellt hatte, kam nun seltener und schwächer, sodass sie wieder reisen konnte.

Sie pendelte zwischen dem Bökerhof und Rüschnhaus hin und her und brachte immer reichlich Klatsch und Tratsch mit.

Unter anderem auch Neuigkeiten von ihrer Schwester Anna und deren Mann August von Arnswaldt. Bevor sie loslegte, forschte sie in Nettens Gesicht, ob sie etwas zu diesem Thema hören wollte.

Die Arnswaldts hatten sieben Kinder bekommen, die Therese samt und sonders hässlich fand. Sie schienen ein glückliches Ehepaar zu sein, mit der Einschränkung, dass es Arnswaldt gesundheitlich nicht gut ging. Er war brustleidend und kurzatmig und musste die meisten Nächte im Sitzen verbringen. Überhaupt stammte er aus einer hypochondrischen Familie, in der alle an den eigenartigsten Zipperlein herumkurierten. Am schlimmsten war der alte Arnswaldt, Augusts Vater, der noch dazu unter dem Wahn litt, am Bettelstab zu enden – trotz vierhunderttausend Reichstaler Vermögen auf der Bank und einer üppi-gen Ministerpension.

Auch Annas Gesundheit hatte nach sieben Geburten gelitten, außerdem nagte ein großer Kummer an ihr: Der protestantische Arnswaldt hatte ihr vor der Ehe vorgegaukelt, er werde demnächst zum Katholizismus übertreten. Das hatte er aber nie getan und dazu noch alle Söhne protestantisch erziehen lassen. Arnswaldt hatte zudem seine anfänglich tolerante Haltung dem Katholizismus gegenüber aufgegeben und sich zu einem fanatischen Lutheraner entwickelt, der es Anna verübelte, dass sie die drei Töchter, wie es das Landgesetz vorschrieb, in ihrer Religion erzog.

Mit den Haxthausens war Arnswaldt deshalb lange Zeit spinnefeind gewesen, einer hatte des anderen Haus nicht betreten. Dann hatte Anna die Verbindung zu den

Schwestern gesucht, weil sie Beistand bei einer schweren Niederkunft brauchte, und so hatte man schließlich wieder zusammengefunden.

Die Mutter sprach schnell und lebhaft, beobachtete Nette genau und registrierte erleichtert, dass die einstigen Peiniger ihr nichts mehr anhaben konnten.

„Anna wird jeden Tag dicker und hässlicher,“ setzte die Mutter nach. „Und sie lacht immer, obwohl sie keinen Grund dazu hat, Gott hat ihr halt ein glückliches Temperament gegeben.“

Therese Schlüter wischte sich die Hände an der Schürze ab, sie kochte Kaffee in der Küche ihres Bruders Bernhard und guckte zwischendurch stur aus dem Fenster, vorbei an Nette, die beschwörend gestikulierte.

„Er muss es wissen, er wird fast verrückt, wenn du ihm kein Zeichen gibst. Wie der Tod sieht er aus, stockmager, das ganze Gesicht eine Falte, und dieses andauernde Augenzwinkern, ich glaube, seine Nerven liegen blank.“

Auch die Droste war – gegen ihren Willen – zum Postillion d’amour in der endlosen Liebesgeschichte zwischen Therese Schlüter und Wilhelm Junkmann geworden. Therese hatte sein Werben wieder mal zurückgewiesen, diesmal mit der Begründung, sie müsse dem inzwischen vollständig erblindeten Bruder beistehen. Außerdem könne sie es sich nicht leisten, einen brotlosen ewigen Verlierer zu heiraten. Sie bezog sich auf die Tatsache, dass Junkmann, der eine Stelle als Lehrer am Gymnasium Coesfeld gehabt hatte, nach einem Streit mit dem Rektor entlassen worden war und sich wieder als Vorleser seines blinden Professors und Freundes und, wie er hoffte und worum er inniglich betete, auch zukünftigen Schwagers Bernhard Schlüter verdingte.

Nette legte sich für Junkmann ins Zeug, es gab kaum einen Menschen, mit dem sie manchmal solches Mitleid hatte wie mit ihm.

„Er braucht nur ein Zeichen deiner Liebe, Thereschen, er muss nur wissen, ob du noch zu ihm stehst. Er macht vor Verzweiflung nachts kein Auge zu.“

Therese schaute weiter aus dem Fenster, ein trotziges Lächeln in den Augen.

„Er weiß, dass ich zu ihm stehe, vor dem Herrgott und vor den Menschen. Aber es scheint mir nicht gottesfürchtig, eine Ehe mit all ihrer Verantwortung einzugehen, wenn es am Nötigsten fehlt.“

„Gott gebe, dass er bald eine gute Stelle findet, er müht sich ja sehr. Trotzdem muss er wissen, ob du ihm gut bist, ob sich das Kämpfen und Warten lohnt.“

„Ja, ja, ich bin ihm gut, jetzt und in alle Ewigkeit, das kannst du ihm ausrichten. Aber sein dauerndes Insistieren ändert nichts an der Situation. Es wird erst geheiratet, wenn er eine Familie ernähren kann.“

Die Droste überbrachte Junkmann die Nachricht und augenblicklich verlor sich sein gequälter Gesichtsausdruck. Er war liebenswürdig, geistreich, bezaubernd und hatte wieder sein Jungferngesichtchen, das sie so liebte. Später erzählte er der Freundin, dass er seit der guten Nachricht bis mittags schlafen könne und sich frisch fühle wie eine gehäutete Raupe.

O waih o waih

Endlich war die Bornstedt verschwunden, hatte ihren Haushalt aufgelöst und war mit der Postkutsche davongedrumpelt, nach eigenen Angaben in Richtung Luzern, ob

das stimmte, wusste niemand. Die Rede war von einem gewissen Saumaige gewesen, der nun ihr Verlobter sei, und Elise hatte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Sie hatte von einem Menschen dieses Namens gehört, der dafür berüchtigt war, seine Frauen zu verprügeln und danach zu verlassen.

Elise und Nette hatten fast Mitleid mit der Bornstedt bekommen, sich aber nach einem Besuch von Werner, der ihnen ihr unsägliches Verhalten auf Hülshoff vorgehalten hatte, eines Besseren besonnen: Anschuldigungen, Klatzschereien, Distanzlosigkeit gegenüber den Dienstboten, der Bornstedt bizarre Reaktion auf den Tod der kleinen Anna, als sie sang und herumsprang und den glücklichen Tag pries, an dem ein neuer, kleiner Engel gen Himmel gefahren sei.

Werner hatte gehört, dass die Verwandten ihres Verlobten sie auf Herz und Nieren geprüft hätten, wie groß das Vermögen ihrer Familie sei und was ihr selbst davon zufalle. Als sie ihre schlechte Lage habe offenbaren müssen, sei es aus gewesen mit der Liebe der Verwandten und dieses Saumaige, und sie erwäge nun, nach Münster zurückzukehren. Die Rolle des rüudigen Schafes wollte einfach nicht von ihr weichen.

Die Bornstedt kömmt wieder und ich möchte schreien wie Frau Kratzefoot im Reineke de Voß : „O waih, O waih, se is allerdinge do.“

Mehr, als sich die Finger wund zu schreiben und ihm das Risiko immer wieder vor Augen zu führen, kann sie nicht tun, und sie tut es beharrlich. Er solle diese Gall erstmal persönlich kennenlernen und genau ergründen, bevor er sich fest an sie binde und nichts mehr rückgängig zu machen sei, immerhin gehe es um das ganze Le-

ben. Auch müsse er ein festes Einkommen haben, sei es auch noch so bescheiden, vorher könne sein Mütterchen, das ihrem Jungen bis zum letzten Atemzug in Treue und Liebe ergeben sei, nicht seinen Segen geben. Er sei ein Westfale und geborener Philister, er brauche Ruhe, sei zart besaitet. Die Gall scheine doch eine exaltierte Salon-dame mit viel Temperament zu sein, die gerne Gesellschaften gebe, eine der Frauen, denen das Bedürfnis steter Aufregung angeboren sei. Das gehe ins Geld, das könne sich eine junge Familie gar nicht leisten, zumal, wenn das Einkommen immer am seidenen Faden hänge. Ob er das wirklich wolle, am Tage Wassersuppe essen, um abends die Gäste mit Zuckerbrezeln füttern zu können? - *eine derartige Frau würde Dich im ersten Vierteljahre vielleicht bis zur Vergötterung EXALTIREN, im zweyten und dritten bedeutend ermüden, und endlich würdest Du lieber in die erste beste Phahlbürgerkneipe gehn, um nur mal eine ruhige ORDINAI-RE Stunde zu verleben.*

Noch dazu sei die Gall Protestantin, ob er sich wirklich wünsche, dass seine Kinder im Glauben der Ketzer erzogen würden? Er solle bedenken, wie tödlich dies alle seine Lieben in Münster betrüben werde. Das sei keine Drohung, sondern nur eine Auffrischung dessen, was er schon immer gewusst habe. Er sei doch ihr kleines Pferd, ihr lieb Kind, sei doch noch viel zu jung, um die Tragweite seiner Entscheidungen zu übersehen, er solle dem Schicksal nicht den Handschuh ins Gesicht werfen und der Einzigen, die ihn wirklich selbstlos liebe, Glauben schenken.

In seinen spärlichen Antwortbriefen raspelt Levin Süßholz über sein herziges, einziges, liebstes, ewiges Mütterchen, dem er immer treu sein wolle, in der Hauptsache geht es aber um Geschäftliches und Korrekturen ihrer Gedichte, die sie für die Cotta-Ausgabe vorbereitet.

Die Hochzeit findet im Oktober statt. Gleich darauf tritt Levin eine Redakteursstelle bei der *Allgemeinen Zeitung* in Augsburg an, die ihn und seine nun zärtlich Poulotte genannte Frau ernähren kann.

Im Laufe des Winters fasst das Ehepaar eine Hochzeitsreise ins Auge, die es im Frühjahr 1844 an den Bodensee und anschließend nach Italien bringen sollte. Man hoffe innigst, Levins Mütterchen dort anzutreffen, säuselt die Gall in einem ihrer heuchlerischen Briefe, verbunden mit den herzlichsten Grüßen von ihrem Ehemann.

Ein Himmelreich

... und einen Sturm habe ich erlebt, o einen Gropapa aller Stürme! Und habe Gott gedankt daß ich ihn allein überstehn mußte, - es war in der zweyten Woche nach Ihrer Abreise, ich hatte einen langen Spatziergang, weit über Haltenau hinaus, gemacht, und mich eben zum Rückwege gewendet, als ein wahres Teufelswetter losbrach, - ohne Regen nur Sturm, aber um Berge zu versetzen, - bey jedem Ruck faßte er mein dickes wattirtes Kleid, und wollte mich über die Mauer reißen, so daß ich gleich bergan in die Reben flüchten mußte, wo ich mich kümmerlich an den Pfählen fortlawirte bis Haltenau, und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte... ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüthen draußen mit jeder Minute ärger wurde, - so gieng ich wieder los, und versuchte als letzten Ausweg mich gleich den Berg hinauf zu arbeiten, wo ich, schlimmsten Falls doch nur bis in die nächsten Rebpfähle geschleudert werden konnte, - freylich, wenns mit VEHEMENCE geschah, immer gefährlich genug, und zudem hätte ich, wie Sie wissen, Klippenwände passiren müssen; - vielleicht wars gut, daß der Versuch mißlang, - es war keine Möglichkeit, bey jedem Schritt höher konnte

mich der Wind derber packen, ich mußte mehr kriechen als gehen, und bey jedem Ruck niederhocken, um nicht weggerissen zu werden - also wieder bergab! ... es war eine gräuliche Arbeit, - ich habe über eine Stunde gebraucht, - die meiste Zeit saß ich in einem Klümpchen dicht zusammen, und wartete die Pausen der Stöße ab, um dann zehn oder zwölf Schritte voran zu arbeiten... der See war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davon vorher keinen Begriff gehabt, - die Sonne warf durch Wolkenlücken ein prächtiges falsches Licht darauf, und ich wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springwellen, die unter mir wie eine endlose Reihe FONTAINEN aufstiegen, und zwar nicht wie wir es kennen nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher, weit über mir und meinen Rebstöcken, niederplatschten, so daß ich nach ein paar Minuten keinen trockenen Faden mehr am Leibe; und mein Rock sich in einen gefüllten Schwamm verwandelt hatte, der mich niederzog wie Bley.

Der Hammerschlag des Auktionators besiegelte den Kauf des Fürstehäuschens, zu dem die Droste sich nach langen Überlegungen durchgerungen hatte. Ein Häuschen mit Weinberg, ein Himmelreich nur für sie allein, für ganze vierhundert Reichstaler. Massiv aus Natursteinen gebaut, vier Zimmer, Küche, Keller und Dachboden, dazu fünftausend Rebstöcke der Sorten Burgunder, Traminer und Gutedel, die üppige Ernten versprachen und sich bald rentieren würden.

Und eine traumhafte Rundumsicht: Zu Füßen das Städtchen Meersburg mit der Burg, die ganze Weite des Sees bis hinüber nach Konstanz, die Insel Mainau, St. Gallen und als Krönung die Alpenkette. Sie konnte von oben das Leben und Treiben im Städtchen und auf den Chausseen beobachten, die Bauern auf den Feldern und Höfen ihrer Arbeit nachgehen sehen.

In diesen Himmel hinauf führte eine Steintreppe, die die Droste als Laubengang begrünen und mit Ruhebänken versehen lassen wollte, dazu eine Blumenterrasse anlegen mit Georginen, Rosen und Levkojen, ein Paradies auf Erden, ein gemütliches Nest, in dem sie sich nach Herzenslust einigeln konnte, wann immer sie wollte. Die Freude über das Häuschen versüßte ihr den Abschiedsschmerz um Elise, die ein paar Tage auf der Meersburg verbracht hatte und nun in die Schweiz weitergereist war.

Im Dezember traf ein Brief von Louise Schücking ein, der den Eindruck untermauerte, dass es sich bei Levins Erwählter um eine dreiste und überaus von sich eingenommene Person handelte.

Da sie von Levin bereits eingeführt worden sei, komme sie nun auf eigene Verantwortung auf die Droste zu, schrieb Frau Schücking. Die Welt habe so wenig Mitleid mit den Glücklichen, auch die Droste scheine zu den Hartherzigen zu gehören, sonst hätte sie doch ihrem geliebten Levin zumindest eine Zeile zu seiner Hochzeit zukommen lassen. Es mache fast den Eindruck, als sei die Frau, die Levin sich erwählt habe, der Droste nicht angenehm.

Louise wickelte den stinkenden Fisch in Liebesbezeugungen für ihres Mannes beste Freundin ein und garnierte ihn mit einer herzlichen Einladung nach Augsburg, letzteres wahrscheinlich nur, um ihr junges Glück der alten Dickmadam so recht vor Augen führen zu können.

Die Droste ließ sich nichts anmerken und antwortete mit Schwärmereien von ihren Reisen in die Umgebung und der Einrichtung ihres neuen Besitztums, die ihr ganzes Geld aufgezehrt habe. Niemand, schon gar nicht die junge Ehefrau, sollte auf die Idee kommen, sie könne etwas erübrigen. Und wenn, hätte sie es lieber in eine Stif-

tung für arme alte Jungfern gesteckt, als Madame Schücking ihre Lustreisen zu finanzieren.

Die Droste palaverte vom Weinberg, von Theater- und Konzertbesuchen, ihrer Sorge um Levins Fortkommen und seinen neuen Erzählungen, die sie ausführlich würdigte.

Sorgen bereitete auch Wilhelm Junkmann, der sich durch einen Protestbrief an die Regierung unbeliebt gemacht hatte und deshalb jede Aussicht auf eine Anstellung in den Wind schlagen konnte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder bei seinen Eltern unterzukriechen, und die Heirat mit Therese Schlüter versank erneut am Horizont.

Die Droste zog einen Vergleich zwischen Junkmanns Charakter und dem Heinrich von Kleists, dessen Biografie sie gelesen hatte: Überquellende Liebe bei gleichzeitiger Streitsucht, Misstrauen gegen die Nächsten, Ärger über die Fliege an der Wand und Streit um des Kaisers Bart.

Am Schluss des Briefes hob die Droste – obwohl sie sich insgeheim heftig ekelte – Louises Schreibtalent hervor, von der sie Reisebilder und zwei Geschichten gelesen hatte, und schmeichelte, aus der Feder der jungen Frau Schücking könne nur Ausgezeichnetes kommen.

Die Wünsche zur Vermählung fielen knapp aus: *ich bin über Louisens Fähigkeiten, mein liebstes Kind glücklich zu machen, durch unpartheyische Zeugnisse völlig berührt, und dazu gehört nicht wenig für das Herz einer Mutter.*

Ihre Hände zitterten, als sie die Blätter faltete und versiegelte, sie konnte kaum den geliebten Namen schreiben und setzte den seiner Gattin nicht dazu. Nein, das konnte niemand von ihr verlangen.

Die Feder schleift über den letzten Bogen, zum wiederholten Mal richtet sie sich auf, um der Übelkeit Herr zu

werden. Die Augen tränen, sie weiß nicht, ob Überanstrengung oder Traurigkeit die Ursache sind. Neben ihr der ganze Stapel aus reinen glatten Bögen, in gestochener Schrift marschieren die Kinder ihres Geistes auf. Ein stattliches Paket wird sie daraus schnüren, vorher aber, um Levin aus dem Spiel zu lassen, Laßberg bitten, mit Cotta zu verhandeln, obwohl sie ihn im Geiste schon den grauen Kopf schütteln sieht vor Unverständnis über die Hervorbringungen der Schwägerin. Jenny zuliebe wird er jedoch tun, was er kann.

Um die Meersburg fegt ein Wintersturm, die Fenster sind blind von Eisblumen. Jenny hat der Schwester strikt verboten, hinauszugehen, auch wenn sie all ihre wattierten Röcke und Mäntel übereinander zieht. Von draußen sind Schüsse zu hören, es geht auf Mitternacht.

Der Herrgott hat seine Hände im Spiel, dass er sie ausgerechnet am heutigen Abend die Abschriften beenden lässt, mit den letzten Minuten des ausklingenden Jahres, das so freudig und hoffnungsvoll begonnen hat und nun im Tal der Tränen endet.

Sie legt ihr Foulardtuch um und eilt in den Saal, wo sie die Laßbergs mit den Kindern vermutet. Da stehen sie am Fenster, Jenny an Laßberg gelehnt, die Mädchen an sich gedrückt. Sie haben die Eisblumen weggekratzt, zappeln und recken sich, um das Feuerwerk zu sehen, das die Bediensteten gleich auf der Schlossterrasse abbrennen werden.

Die Diener stemmen sich mit Pechfackeln gegen den Wind und warten an den Zündern, bis die Glocken zu läuten beginnen. Von allen Seiten dröhnt, gongt, rollt ehern das Neue Jahr herauf, die Welt ist von Tönen erfüllt, von Blitzen, Kugeln und rot explodierenden Lichtchrysanthemen erhellt.

Sie bleibt ein Stück hinter der kleinen Familie stehen, die nicht sehen soll, dass ein Schluchzen sie würgt. Wie wird es werden? Wird die Zeit die Wunde schließen, die ihr geschlagen wurde? Wird diese die schwerste sein, die das Leben ihr zgedacht hat, oder wird es noch schlimmer kommen?

Wird sie das nächste Weihnachten erleben, oder wird Gott sie im kommenden Jahr zu sich nehmen?

*Das Jahr geht um,
Der Faden rollt sich sausend ab.
Ein Stündchen noch, das letzte heut,
Und stäubend rieselt in sein Grab,
Was einstens war lebend'ge Zeit.
Ich harre stumm.*

...

*Mein Lämpchen will
Verlöschen, und begierig saugt
Der Docht den letzten Tropfen Öl.
Ist so mein Leben auch verraucht?
Eröffnet sich des Grabes Höhl'
Mir schwarz und still*

...

*Horch, welch Gesumm?
Und wieder? Sterbemelodie!
Die Glocke regt den ehrnen Mund.
O Herr, ich falle auf das Knie:
Sei gnädig meiner letzten Stund'!
Das Jahr ist um!*

„Tannette, Tannette!“

Hidel hat Nette entdeckt und ruft den Kosenamen, den sich die Mädchen für die Tante ausgedacht haben.

„Sieh nur das Feuerwerk, hui, hui, höre, wie es knallt!“

Gundels Wangen sind fiebrig, sie weist auf die goldenen, silbernen, roten, grünen Fontänen, die von der Terrasse in den rauchigen Himmel schießen. Pulvergestank dringt durch das Fenster, das Laßberg einen Spalt geöffnet hat.

Der Diener hat eine Flasche Champagner entkorkt, der Schlossherr füllt ihn in bereitstehende Gläser. Sie stoßen auf das neue Jahr an, die Mädchen dürfen auch nippen. Wie reizend sie sind in ihrer Erregung, im Schmelz ihrer Jugend. Und das liebe Jennygesicht, der gute alte Hans.

Laßberg hebt die Kinder auf die Fensterbank, in ihren blanken Augen spiegeln sich der Feuertopf und die kreisenden Sonnen.

To, to, to, Moderken, ajas, nich still stohn!

Ja, Levin, ja, noch trabt die Stute im Geschirr, der Herrgott allein weiß, welche Wegstrecke ihr noch zudedacht ist.

Gleich morgen wird sie die Pantoffeln für ihren Jungen fertig besticken und ein Päckchen schicken, vielleicht hat er Freude daran.

Rote Flecken breiten sich im Gesicht der Droste aus vor Aufregung über das Paket von Levin, das der Bote in den ersten Januartagen bringt. Darin ein Brief von Verleger Cotta höchstpersönlich und, als Geschenk für die Droste'sche Bibliothek, eine Prachtausgabe des Nibelungenliedes in Folio mit Randzeichnungen, versehen mit einer persönlichen Widmung des Verlegers

Ein hohes Lob auf ihre Gedichte und die *Judenbuche* bringt Cotta aus und fragt demütig an, ob er mit weiteren Werken rechnen könne. Ihre Beiträge seien alle in die Zeit gefallen, die Levin Schücking auf der Meersburg verbracht habe, und auch durch diesen übermittelt worden. Nun hoffe man, dass die Mitwirkung des gnädigen Fräu-

leins nicht nur diesem Freunde zu verdanken sei, und man habe Schücking dringend ans Herz gelegt, seinen Einfluss weiter zugunsten des *Morgenblattes* geltend zu machen und die nächsten Beiträge des edlen Freifräuleins zu erbitten. Cotta übermittelt Weihnachtswünsche und bringt seine Freude über das Erscheinen des neuen, umfassenden Gedichtbandes mit den tiefen, wundersamen Werken des gnädigen Fräulein hochwohlgeboren zum Ausdruck.

Nette verhaspelt sich mehrmals, als sie den Brief Jenny und Laßberg vorliest.

Diese Ehre! Laßberg lächelt stolz, als gelte sie ihm. Er ist froh, sich angesichts des verlegerischen Lobes nicht weiter mit dem Manuskript, dass sie ihm zur Beurteilung gegeben hat, auseinandersetzen zu müssen. Sie lehnt ja ohnehin alle seine Verbesserungsvorschläge ab und hat gar kein Interesse an seinem Urteil. Wenig Lust hat sie offenbar auch, für ihn Konrad von Würzburgs Versnovelle *Heinrich von Kempten* ins Hochdeutsche zu übertragen. Sie hat sich widerwillig darangesetzt und klagt über Kopfschmerzen und tränende Augen.

Laßberg schickt sich an, in den Burghof hinunterzugehen, die Hunde haben angeschlagen und künden von einem neuerlichen Besuch. Seit Neujahr geben sich auf der Meersburg mal wieder die Altphilologen die Klinke in die Hand und die Droste ist froh, wegen all ihrer dringenden Verpflichtungen an den Schreibtisch flüchten zu können.

Die Gattin

Die Aprilsonne schien mild auf die Terrasse der Meersburg, der See schimmerte perlmuttern wie die Innensei-

te einer Muschel. Das Dampfboot rauschte in Richtung Konstanz und legte eine gischtende Spur.

Nette las einen Brief von Levin, Jenny stand am Pflanzisch, pikierte ihre Aurikelsetzlinge und suchte sie sorgfältig nach Schädlingen ab.

Hidel und Gundel blätterten in dicken Folianten und hörten sich gegenseitig ab, Jenny hatte ihnen aufgegeben, alle Singvogelarten des Bodenseegebietes auswendig zu lernen.

Nettes Gesicht war düster, heiser und hart stieß sie die Worte hervor.

„Ankunft am ersten Mai, lautet das Diktat der Frau Schücking. Am dreiundzwanzigsten wollen sie weiter nach Venedig reisen, die Madame will dort Seebäder nehmen. Was sagst du dazu? Keine Frage, keine Bitte, Levin schreibt es uns einfach vor. Aber eigentlich ist es natürlich sie. Jeder Satz hebt an mit Louise sagt, Louise will, Louise wird, Louise, Louise, was anderes fällt dem nicht mehr ein. Zu jedem Brief muss sie ihren Senf dazugeben. Sie wird unverschämt und mokiert sich darüber, dass ich gefragt werden möchte, wenn Levin an den Gedichtfassungen für *Cotta* etwas ändern will. Das sei eine Unmöglichkeit, behauptet sie, auch ihr seien noch eine Menge Unrichtigkeiten aufgefallen, man könne doch nicht wegen jeder Korrektur nachfragen. Was glaubt sie denn, mit wem sie es zu tun hat? Ich sage ja, dass sie respektlos ist, ich sehe der Ankunft mit Schrecken entgegen.“

„Denk dran, wie schön es sein wird, Levin wiederzusehen, Laßberg ist auch schon voller Vorfreude auf die interessanten Gespräche mit ihm.“ Jenny sprach milde, um Ausgleich bemüht.

„Au ja, der Onkel Levin erzählt uns wieder Spukgeschichten, er kann es noch besser als Tannette,“ mischte

sich Hildel ein, die immer ins Schwärmen geriet, wenn von Schücking die Rede war.

„Die Frage ist, ob er überhaupt noch von uns Notiz nimmt. Was anderes als die Gattin sieht der doch gar nicht mehr. Mir scheint, als würde sie seine Briefe komplett lesen, er scheint es sogar zu wünschen. – Vor meiner Louise habe ich keine Geheimnisse!“

Nette öffte und giftete sich in Rage, Jenny wusste nicht, wie ihr beizukommen war.

„Nun lass ihn, er ist halt frisch verliebt.“

„Ich frage mich wirklich, ob ich mit der drei Wochen verbringen möchte, ich glaube, sie ist eine falsche Schlange. Als ich Levin davor gewarnt habe, ein Drama zu schreiben, weil das bekanntlich nicht seine Stärke ist, hättest du sie hören sollen: Trotz meiner Unkenrufe sei es doch ein gutes Stück geworden. Wenn du mich fragst, überschätzt er sich sowieso maßlos und nun stachelt sie ihn auch noch an. Sie berauschen sich aneinander und jubeln sich gegenseitig hoch.“

„Sollte es nicht so sein in einer jungen Ehe?“

Jenny reihte ihre Aurikeltöpfchen akkurat auf und strich sich über die Stirn. Manchmal war es anstrengend mit der Schwester, wenn sie sich in etwas hineineiferte, war sie schwer herauszubringen und man musste gleich um ihre Gesundheit fürchten. Sie war gereizt und überarbeitet, über das Frühjahr hatte sie sich mit Korrekturen an dem neuen Gedichtband herumgeschlagen, an weiteren Gedichten und an *Bei uns zu Lande* gearbeitet. Dies umso eifriger, als Cotta fünfhundert preußische Taler für den Gedichtband in Aussicht stellte, ein fürstliches Honorar, das nicht zuletzt Levins Vermittlung zu verdanken war.

Kopfschmerzen zogen heran, seit mehreren Nächten lag sie wieder wach und schwitzte und fror abwechselnd, das

junge Eheglück gaukelte vor ihr in unangenehmen Visionen.

„Ich will diese Frau nicht hierhaben, sie ist mir unsympathisch, eine Wichtigtuerin, eine Besserwiserin, dreist und hochnäsigt, mir wird schlecht, wenn ich nur dran denke, dass ich mit der schön tun muss.“

„Geh unvoreingenommen dran, Nette, dann wirst du die Situation am besten bestehen können. Wenn es nicht geht, ziehst du dich halt zurück und ich kümmerge mich um die beiden.“

An ihrem schlechten Gefühl änderten auch Levins briefliche Huldigungen an den wachsenden, auf die Veröffentlichungen im *Morgenblatt* gegründeten literarischen Ruhm der Droste nichts, waren sie doch immer gespickt mit Verherrlichungen der glänzenden, begabten, vielfach bewunderten Frau an seiner Seite.

Ansonsten schrieb er von seinen eigenen literarischen Erfolgen. Er war ungemein produktiv und publizierte in einem fort: Rezensionen, Erzählungen, Romane, Gedichte.

Levins Kollegen hatten in mehreren Zeitungen wohlwollende Besprechungen seiner Arbeiten gebracht, allerdings war niemand der Meinung, wie Elise bestätigte, dass Schücking ein großer Schriftsteller war. Sie würde sich aber hüten, das auszusprechen, schon allein, weil seine Gattin spinnengiftig reagieren würde.

Die Droste musste sich auch zusammenehmen, dass sie ihn nicht wegen der teuren Reisen mahnte, einfach mal eben nach München und nun gar im Anschluss an den Meersburgaufenthalt auch noch Italien, wer konnte sich so etwas leisten. „Es sind halt die Flitterwochen,“ hatte die Gattin frohlockt, „unser Glück muss doch gefeiert werden.“

Meersburg, Mai 1845 – Die Ähnlichkeit Louise Schückings mit Levins Mutter Katharina war frappierend, das sah die Droste sofort, als die beiden ihr am Anleger entgegen kamen. Die gleichen schwarzen Locken, das gleiche runde, niedliche Gesicht, nur der Ausdruck wesentlich selbstbewusster – um nicht zu sagen hochfahrender.

Levin hatte sich verändert, er trug einen dunklen Bart, wirkte erwachsener und kräftiger. Der Stolz über seinen Ehestand kam ihm aus allen Knopflöchern, jedes Leuchten seiner Augen galt Louise, jede Aufmerksamkeit, jede Regung.

Zwar hatte er sein Moderken bei der Begrüßung in den Arm genommen, aber das war es dann auch, abgesehen von einigen übertriebenen Handreichungen und Hilfsangeboten, mit denen man normalerweise alte Leute bedenkt.

Schückings logierten im örtlichen Gasthaus *Zur Traube*, Jenny bestand aber darauf, dass sie jeden Abend zum Essen auf die Meersburg kamen. So gab es kaum ein Luftholen und Entspannen zwischendurch.

Levin vermied jedes alleinige Treffen mit der Droste und zog es sofort ins Lächerliche, wenn sie auf die glücklichen Stunden seines ersten Meersburgaufenthaltes zu sprechen kommen wollte.

Manchmal waren seine Augen so kalt, dass ihr frostig wurde, die frühere Innigkeit war wie weggeblasen. Da halfen auch die Geschenke nichts, die Louise vor ihr ausbreitete: eine Lorgnette für die Augen, hübsch mit Schildpatt verziert und nicht unpraktisch, aber selbstredend ein deutlicher Verweis auf ihr Alter. Dazu Kupferstiche, Mineralien, Versteinerungen, alles was sie mochte, der ganze Tisch war bedeckt. Aber es fehlte die Herzlichkeit, Levins erwartungsvollen Strahlen wie früher, wenn er sich etwas Besonderes für sie ausgedacht hatte.

Schick dich drein und sei zufrieden, sagte sein Blick, mehr kannst du nicht verlangen.

Den Weg nach Haltenau und zurück am See entlang gingen sie zu dritt, Levin in der Mitte. Auch hier kein Zurückschauen, kein Anknüpfen an das alte Spiel. Jedes Gespräch, jeder Austausch war von Louise dominiert, von ihrer ewig plappernden, etwas zu hohen, blechernen Stimme, von stetigem Besserwissen und schon immer Gewusstem, von Levin hier und Levin da, von entzücktem einander Anstrahlen bis hin zu entrücktem Händchenhalten. Louise schwadronierte von Darmstadt und den dortigen Gesellschaften, auf denen sie gegläntzt hatte, von dem unvergesslichen Poetensommer in Unkel mit Ida und Ferdinand Freiligrath, ihren besten Freunden, von ihrem spannenden und unterhaltsamen Künstlerleben, ihrer Arbeit als Schriftstellerin und Kritikerin und ihren großen Erfolgen, von ihren vielen Bewunderern und Fürsprechern, von denen Freiligrath der maßgeblichste war, der berühmte Freiligrath, dem sie nicht nur das Glück ihres Lebens, sondern auch ihren Kosenamen Gallina verdankte.

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?

Louise sprach auch davon, wie unerfüllt sie die ganze Zeit geblieben sei, wie sie sich seit dem Tod ihrer Mutter leer und einsam gefühlt habe, immer auf der Suche nach einer Vervollständigung ihres Seins, ihrer anderen Hälfte.

„Nun habe ich sie gefunden,“ jubelte sie, an Levin geschmiegt, „gleich beim ersten Brief wusste ich: das ist etwas Besonderes, das ist Fügung, Vorsehung, da hat etwas Höheres die Hand im Spiel!“

Für die Droste gab es keine Gelegenheit, ungestört mit Levin Korrekturen zu besprechen, wie sie es früher getan

hatten, Louise war immer dabei und redete mit, tat, als sei ihr Urteil über eine Formulierung, eine Endung, eine Bedeutung das allein maßgebliche.

Wenn bei den Spaziergängen einer ihrer hartnäckigen Hustenanfälle die Droste zwang, zurückzubleiben, warteten Levin und Louise ein Stück entfernt, plappernd und kichernd, flirtend, glänzend, die Nasen aneinander reibend, bevor Louise ihr mit mitleidigem Blick zu Hilfe eilte.

Arme alte, kranke, kindische Frau, sagte dieser Blick, kümmerliches Figürchen. Deine Augen mögen mal schön gewesen sein, aber das ist lange her. Nichts als zwei wässerige Tümpel sind geblieben und ein reizloses Mündchen im fahlen müden Gesicht.

Weißer Gesichter taumeln aus dem Nebel, es bläst. Der Wind, der Wind, das himmlische Kind.

Meins, meins, ruft das größere Gesicht mit Levins Stimme, das Geheimnis, Moderken, es gehört mir ganz allein.

Das kleinere Gesicht, flach und weiß wie ein Teller mit kreisrunden roten Flecken auf den Wangen, öffnet eine Mundspalte und würgt Buchstaben hervor, die als glänzende Pechkugeln vor ihre Füße trudeln. Sie greift danach und bleibt kleben, in zähen Fäden hängt ihr das Pech von den Fingerspitzen, die Pechfäden ziehen sich zusammen, bis sie eingeschnürt darin sitzt wie eine gepökelte Wurst im Darm, nicht atmen, nicht sprechen kann.

Gib mir mehr, gib alles, Moderken, bettelt das Levin-gesicht, deine Geheimnisse gehören dem kleinen Pferd, deinem Jungen.

Der kleine Teller grinst selbstgefällig: Oh ja, alles mir, alles, alles mir! Fährt Spinnenfinger aus, die die Wurst in ihrem engen Kleid drehen und wenden, bis ihr schwindlig wird.

Sag es, sag mir die Worte, schmeichelt die Levinstimme.
Ich bin die Spinnerin, ich allein kenne das Geheimnis!
Ihr Schrei verfängt sich im Pechgeflecht, niemand achtet
darauf. Sie windet sich, schreit, wütet, tobt, verschwitzt
und außer Atem.

Das Tellergesicht gaukelt dicht vor ihrem. Wer sagt
denn, keift blechern die Mundspalte, wer sagt denn,
dass ich es nicht weiß? Ich weiß alles, ich kenne dei-
nen Namen, ich kenne dein Geheimnis. Gold spinnen
kann jeder, am besten aber ich mit meinen Fingerlein so
fein.

Die Spinnenfinger bohren sich durch das Gitter, fuch-
teln vor ihren Augen herum.

Oh, wie gut, dass niemand weiß... sie keucht es kaum
verständlich hervor, niemand weiß... niemand weiß...

Der kleine Teller neigt sich zum größeren und klimpert
mit kohlschwarzen Wimpern, die einen mächtigen Wind
entfachen.

Oh, wie gut, dass niemand weiß... die Sätze dringen
durch das Heulen.

Rumpelstilzchen, Rumpelstilzchen wispert die Spalte.

Nette stampft mit dem Fuß auf, der von der matschigen
Erde eingesaugt wird.

De Düwel, de Düwel.

Sie greift den anderen Fuß und reißt ihn hoch, reißt sich
mittendurch.

Gleißender weißer Schmerz.

Ihre beiden Hälften lösen sich vom Boden und stehen in
der Luft, werden zu Libellenflügeln, fächeln und schwir-
ren um ihren strahlenden Leib.

„Aus den Federn, Nettekern, schon nach zehn! Wo
bleibst du, wir machen uns Sorgen.“

Jenny steht mit einem Becher Kaffee vor ihrem Bett. „Komm, du musst munter werden, Schückings sind schon da, wir wollen doch heute nach Überlingen.“

Sie Droste lässt sich zurücksinken, fühlt sich schwach, muss im Bett bleiben.

„Nein, nein, alter Hans, fahrt ihr mal schön alleine, mir ist heute nicht danach. Es reicht, wenn ich sie heute Abend sehen muss.“

Auf Louises Vorschlag stimmten sie abends nach dem Essen *Der Mond ist aufgegangen* an, Frau Schücking setzte sich sofort mit klirrendem Sopran an die Spitze, Jenny fiel vorsichtig ein, die Droste hauchte die Altstimme.

Nach der dritten Strophe brach Louise abrupt ab und mokierte sich, dass das doch kein Singen sei, eher ein Gründeln im Morast, jenseits von jedem Mondschein.

„Quak, quak,“ machte die Droste, „nun ist es also heraus, dass ich in Wahrheit aus den Sümpfen stamme.“

Levin lachte unmäßig und begann ein anderes Thema, das Singstündchen war beendet, bevor es richtig begonnen hatte.

Glücklicherweise machten Schückings zwischendurch einen einwöchigen Abstecher in die Schweiz, sodass es ein Aufatmen gab. In der letzten Woche schirmte Jenny, die sah, wie die Schwester litt, sie weitgehend ab und arrangierte Ausflüge, an denen Nette mit Verweis auf ihre Gesundheit nicht teilnahm.

Trotz der gedrückten Stimmung flossen Gedichte heraus, eins nach dem anderen, sieben Stück konnte sie Levin für das *Morgenblatt* mitgeben.

Ein achttes drückte sie dem Ehepaar in die Hand, bevor es die Fähre nach Konstanz bestieg, und bat Levin, es nicht zu veröffentlichen, es sei ein privates Geschenk.

Der Schmerz riss seinen Schlund auf, als sie das sich entfernende Paar vom Schiff aus winken sah. Es gab nichts, was sie dagegen setzen konnte, eine Welle aus Schweiß, Glut und Angst überspülte sie.

*Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloss allein,
Im öden, geisterhaften Haus.*

...

*Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt.*

...

*So lange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Äther streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.*

Die Welt geht aus den Fugen

Im September kehrte die Droste nach Rüschaus zurück und brachte Husten, Schnupfen und alle Äquinoktialbeschwerden von der Reise mit.

Ihre heimliche Hoffnung, zuhause einen lieben Kleinenbrief vorzufinden, in dem Levin sich für seine Treu- und Taktlosigkeit entschuldigte, erfüllte sich nicht. Stattdessen kam die Nachricht, dass Louise gesegnet sei und der werdende Vater glücklich wie nie.

Außerdem wieder Disparates von Wilhelm Junkmann, der sie im Rüschaus besuchte. Er hatte ein königliches

Stipendium für seine Promotion bekommen und war nach Bonn gegangen, dort jedoch, anstatt zu promovieren, dem *Maikäferbund* beigetreten, einem dubiosen, antibürgerlichen und liberalen Dichterverein um Johanna und Gottfried Kinkel, der viel Gewese um seine wöchentlich erscheinende *Zeitschrift für Nicht-Philister - Der Maikäfer* machte. Ob das der Grund war, weshalb Therese Schlüter nun Junkmanns Hand ein für allemal ausgeschlagen hatte, war nicht herauszufinden. Natürlich stürzte ihn das in den tiefsten Keller, aber die Droste fühlte sich zu schwach, um den Freund zu trösten. Wie gerne wäre sie nach Münster geeilt, um die Dinge zurechtzurücken und zu versuchen, Thereschens Herz noch einmal zu erweichen.

Sie würde an August von Haxthausen schreiben, ob er nicht eine Stelle für Junkmann wusste, den gescheiten, tiefensten, fleißigen, pflichttreuen, frommen Schwärmer, dessen einziger Fehler seine zu große Verletzlichkeit war. Vielleicht konnte Onkel August Junkmann einmal in seinen Regierungskreisen erwähnen, wenn jemand einen zuverlässigen Mitarbeiter suchte.

Die Bornstedt war erneut in Münster aufgetaucht und wieder auf Männerjagd. Wen sie auf welche Weise dazu gebracht haben konnte, ihr ein flammendrotes Ballkleid und mehrere Toques mit überdimensionierten Schwungfedern zu finanzieren, wollte man sich gar nicht vorstellen. Augenzeugen berichteten von schockierenden exzentrischen Auftritten bei gesellschaftlichen Ereignissen.

Von Freiligraths war zu hören, dass sie kurz vor dem Hungertuch standen. Ferdinand verweigerte jede solide Erwerbstätigkeit, obwohl täglich mit Idas Niederkunft zu rechnen war.

Die Welt ging aus den Fugen, die alten Ordnungen waren dahin. Gier und Verantwortungslosigkeit regierten, jeder lebte über seine Verhältnisse.

Levin plante mit Gattin und dem Söhnchen Lothar – er berichtete berauscht vor Glück von dem kleinen Fresserchen – bereits die dritte Reise in diesem Jahr. Nach einer Fahrt auf dem Rhein und einer Badekur in Ostende sollte es im Winter nach Paris gehen.

Er schrieb nur noch von sich und seinem Glück und trug der Droste die Patenschaft für den kleinen Lothar an. Sie sei doch sein Großmütterchen und solle ihm ein Gedicht in die Wiege legen.

Sie antwortete eine ganze Weile nicht, er sollte es ruhig merken, dass er mit ihr nicht nach Belieben umspringen konnte. Die Patenschaft würde sie keinesfalls übernehmen, wahrscheinlich spekulierte Madame Schücking ohnehin nur auf ein dickes Patengeschenk, um die Reisekasse aufzubessern.

Bei *Cotta* kamen die Gedichte heraus, in vorzüglichem Druck auf feinstem Velinpapier. Der Verlag schickte der Dichterin achtzehn Freixemplare, dazu weitere prächtige Neuerscheinungen als Geschenk, die Geldanweisung kam mit gleicher Post.

Annette von Droste-Hülshoff stand nun in einer Reihe mit den Löwen, das *Morgenblatt* und die *Kölnische Zeitung* druckten ein Gedicht nach dem anderen ab. Die Rezensenten jubelten, so zum Beispiel Christian von Zedlitz im November 1844 in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*: Man finde ... *im Allgemeinen keinen großen Geschmack an den Ergüssen weiblicher Rhapsoden... In Annette v. Droste besitzt Deutschland eine Dichterin, der kein Erforderniß wahrer poetischer Begabung fehlt – eine Dichterin der seltensten*

Weihe, die mit Dichtern um jeden Preis zu ringen befugt ist... Ueberall tritt uns ein selbständiger schaffender Geist entgegen, nirgends der Nach- und Wiederklang lange vorher gekannter Weisen.

Solche Zeilen ließen sie seltsam kalt, erfreut war sie aber, dass die Mutter den neuen Band und die Kritiken stolz herumgezeigt und gleich an die Verwandten geschickt hatte.

Bei gelegentlichen Besuchen in Münster wurde sie von Leserinnen darauf angesprochen, dass die wenigen Exemplare des Gedichtbandes, die auszuleihen waren, schon ganz zerlesen und zerlumpt seien. Die Droste ärgerte sich über den Geiz der gut gestellten Damen, ein Buch zu kaufen. Wie sollten da Verkaufszahlen zustande kommen, die ihr fürstliches Honorar rechtfertigten?

Bei der Amme brach die Brustwassersucht wieder aus, sie lag darnieder und jammerte Tag und Nacht. Mutter hatte durchgesetzt, dass die Köchin bei der Alten schlief, damit Nette wenigstens in den Nächten zur Ruhe kam. Aber die Köchin schlief zu fest und hörte die Amme nicht, wenn sie jammerte, sodass Nette immer in der Nähe bleiben musste, was eigentlich über ihre Kräfte ging.

Die Amme starb nach zweimonatigem Sterbebett im Vorfrühling auf Nettes schwarzem Kanapee, auf dem sie auch bis zum Begräbnis aufgebahrt wurde. Ihre Energie, ihre lachenden Runzeln, ihr Schalk hingen noch lange im Gebälk des Hauses, im aufknospenden Grün des Gartens und des Waldes. Jeden Abend vor dem Schlafengehen verweilte Nette vor dem Porträt der Amme, das Johann Sprick gemalt hatte, und wusste sich geborgen unter ihren Fittichen.

Den Sommer verbrachte sie auf der Abbenburg, um Onkel Fritz zu pflegen, der Magenkrebs hatte. Er war an-

gegriffen, ein Schatten seiner selbst, und stand kaum noch aus dem Bett auf.

Die Krankenpflege war energieverzehrend. Mutter verschwand ständig für ein paar Tage nach Bökendorf, sodass Nette allein nach dem Onkel sehen und bereitstehen musste, falls er etwas brauchte. Mal rief er alle fünf Minuten, dann wieder für Stunden gar nicht, weshalb sie in ständiger Alarmbereitschaft war und sich nicht aufs Schreiben konzentrieren konnte. Auch rollten ununterbrochen Wagen mit Besuchern für den beliebten Onkel vor, sodass sie sich manchmal vorkam wie in einer Schankwirtschaft.

Dabei drängten sich die Einfälle wieder in ihrem Kopf, sie träumte, dass es ihr wie Wasser aus der Feder flösse, wenn sie nur die Zeit hätte, und stand Tantalusqualen aus. Levin wartete dringend auf Beiträge für *Das malerische und romantische Westphalen*, außerdem entstanden Bruchstücke für Kriminalgeschichten, die die Droste zusammen mit Erzählungen Elise Rüdigers in einem Band veröffentlichen wollte.

Der Diener brachte einen Brief, der von Rüschnhaus nachgeschickt worden war und ihr beim Lesen die Hitze aufschießen ließ. Eine gewisse Klara Wiek, Kammervirtuosin Seiner Majestät des Kaisers von Österreich, stellte eine Anfrage für ihren Ehemann, den Komponisten Robert Schumann, der der Droste Komplimente und die demütige Frage ausrichten ließ, ob sie sich vorstellen könne, ihm ein Opernlibretto zu schreiben. Er habe kaum den Mut, sie zu bitten, weshalb seine Frau den Brief schreibe, natürlich in der untätigen Hoffnung, einen positiven Bescheid von der Hochwohlgeborenen zu erhalten.

Sie fühlte sich geehrt, verspürte aber keine Lust, einen Operntext zu verfassen, wenn sie auch gehört hatte, dass man damit gut verdienen konnte.

Levin bat aus Ostende, wo er mit der Familie weilte, gegen ein gutes Honorar dringend um Beiträge für ein literarisches Jahrbuch, das er herausgeben wollte. Sie schickte ihm sechs Gedichte, antwortete aber nur kurz angebunden, sie hatte ihm einfach nichts mehr zu sagen.

Das änderte sich auch nicht, als die Schückings nach Köln übersiedelten, also ganz in die Nähe, da Levin Feuilletonchef der *Kölnischen Zeitung* geworden war. Die Droste sah niemals den kleinen Lothar Schücking und schrieb ihm auch kein Gedicht, trotz Levins mehrfacher Bitte.

Umsturz

Werner musste sich nicht wundern, wenn die Bürger und Bauern des Münsterlandes ihn schief anguckten, hatte er sich doch bei den letzten Landtagssitzungen um nichts anderes gekümmert als um die Jagdrechte des Adels. Dabei brauchten viele andere Bereiche, etwa die Schulen oder die Pfarreien, weit mehr die Fürsorge der Regierung. Aber der Adel dachte nur an sich selbst und lieferte den demokratischen Schreibern die Argumente frei Haus.

Von Freiligrath schrieb Levin, dass er sich zunehmend radikalisierte und ohne jede Vorsicht Pressefreiheit und Demokratie propagierte. Seinen Gedichtband, der sich trotz Verbotes in kurzer Zeit achttausend Mal verkaufte, hatte er als *kecken Schuss in die Sticlucht unserer Tage* bezeichnet und musste gar nach Belgien fliehen, um nicht verhaftet zu werden. Und Heinrich Heines *Neue Gedichte*, im September 1845 erschienen und gleich darauf verboten, verkauften sich trotzdem in den ersten zwei Wochen dreitausend Mal.

Nette verbrachte eine Woche auf Hülshoff, um mit Mutter, Werner und Line zu beraten, welche Vorkehrungen für den Fall eines Umsturzes getroffen werden mussten. Werner plädierte dafür, alle verfügbaren Barmittel in Grundstücke in Amerika zu investieren, um das Vermögen vor unbefugtem Zugriff zu bewahren.

„Wenn der Pöbel das Regiment übernimmt und uns schikaniert oder nach dem Leben trachtet, gehen wir über den großen Teich und fangen ein neues Leben an,“ tönte Werner. „Aber vorher zeigen wir diesen Schreiern noch, was die Rechte des Adels sind, vom Herrn gegeben, jawohl. Er ist der einzige, dem wir Rechenschaft und Gehorsam schulden.“

Die Mutter schlug die Hände vor das Gesicht, zeterete, rang um Fassung und verlangte nach dem Riechsalzfläschchen.

„Amerika, du lieber Gott einen alten Baum verpflanzt man doch nicht. Ich könnte eine solche Reise nicht verkraften, wochenlang mit dem Schiff geschaukelt zu werden, ringsum nichts als Wasser, das hält doch niemand aus. Und was mache ich auf dem Schiff, wenn das Herzklopfen kommt? Allein bei dem Gedanken naht es schon wieder, nein, solche Ängste sind einfach zu viel für mich.“

Nette schwieg, sie wusste, dass die Mutter die robusteste von allen war, und auch diejenige, die sich am tatkräftigsten gegen die Zeitläufte zur Wehr setzte. Seit Wochen schon verpackte sie mit den Dienstmädchen das Familiensilber, die guten Tafelservice, die gestickte Tischwäsche von der Großmama. Alles stand in Kisten bereit und konnte jederzeit abtransportiert werden, zur Not auch nach Amerika.

Werner lag etwas auf der Seele, er wendete sich an Nette, nachdem Line ihn mehrfach angestupst hatte. Ein paar

Mal musste er ansetzen, er war kein gewandter Redner, vor allem, wenn es um heikle Angelegenheiten ging.

„Ich möchte dich bitten, Schwester, es nicht mehr mit diesen Demagogen zu halten. Die freigeistigen Strömungen verstoßen gegen unseren Glauben, sie unterhöheln die Lehren unserer heiligen Kirche.“

Nette neigte demütig den Kopf.

„Ich schätze, mein Bruder spielt auf meine Mitarbeit bei der *Kölnischen Zeitung* an?“

„Jawohl, bei diesem Feuilleton, und speziell bei diesem Herrn Schücking, dessen Umtriebe unsere Familie, wie du ja wohl weißt, als sehr bedenklich ansieht.“

„Nette ist ihm verpflichtet,“ warf die Mutter ein, „ohne ihn wäre sie niemals bei *Cotta* gelandet und hätte auch niemals die Rezensionen bekommen, auf die wir ja nun alle stolz sein können.“

„Es ist die Frage,“ sagte Werner, „ob du deine guten Gedichte ausgerechnet dem Feuilleton geben sollst, das diesem Demagogenblatt als Tarnung dient, einer Zeitung mit einer klar antikatholischen Tendenz. Auch wenn es dir vielleicht in gewissen Kreisen Ruhm einträgt, ist es deiner Ehre als Katholikin gewiss abträglich.“

Nette sah immer noch nicht auf, sie biss sich auf die Lippen.

„Sie kann diesem Schücking mitteilen, dass ich es nicht mehr wünsche,“ sagte Werner zur Mutter gewandt, „dann hat sie eine Entschuldigung und ist aus dem Schneider. Der Verleger Dumont soll ja nun zusätzlich zu Schücking noch einen Ultraliberalen berufen wollen, einen, der noch viel weiter links steht.“

Werner griff nach einer Zeitung neben sich und blätterte darin, es waren die stockkonservativen *Historisch Politischen Blätter*, die er regelmäßig las. In einem Artikel wurden der designierte neue Feuilletonredakteur der

Kölnischen Zeitung Karl Heinrich Brüggemann und dessen Geistesverwandte geschmäht, Werner las es stockend vor. *Niemand wird auf sie hören, die Hallen des Domes werden sich höher und höher zur Ehre des Kreuzes wölben. Dies geben wir der Klugheit und dem Gewissen des Herrn Dumont noch einmal zu bedenken, ehe die Würfel fallen.*

„Aber mein lieber Bruder wird nicht wollen, dass ich wortbrüchig werde,“ sagte die Droste mit der größten Unterwürfigkeit, zu der sie fähig war.

„Ich möchte den Stier nicht reizen und mir die Spötter und Satiriker nicht auf den Leib ziehen. Das würde geschehen, wenn ich bereits gegebene Zusagen rückgängig machen würde. Also sollen sie das noch drucken, was sie haben, aber ich werde nichts Neues mehr einschicken, auch nicht an andere Zeitungen, ich verspreche es dir.“

“Er hat viel Macht im literarischen Betrieb, er könnte dir Schaden zufügen.“

„Das würde er nicht tun,“ sagte Nette, „aber ich fühle mich ihm gegenüber verpflichtet. Er hat viel für mich getan und muss jetzt eine junge Familie ernähren, da kann ich meine Mitwirkung nicht einfach mir nichts dir nichts aufkündigen.“

„Es sind Nettess beste Gedichte, denen er ans Licht hilft,“ bekräftigte die Mutter, „sie würden sonst in der Schublade vermodern. Oder beim Herrn Hüffer im *Aschendorffschen Verlag*, wo sie auch kein Mensch liest. Nichts davon dürfen wir uns um Nettess Willen wünschen.“

Vom Flur war Kindergeschrei zu hören, Werner gab sich geschlagen. Er wechselte das unbequeme Thema und fing wieder das Lamento vom entrechteten Adel an, bei dem Nette einfach abschaltete.

Das Kindermädchen brachte den jüngsten Spross der Familie, die kleine Elisabeth, Werners und Lines zwölftes

Kind, das neunte überlebende. Die roten Löckchen waren gebürstet, die Kleine trug ein Spitzenkleidchen und wurde der Patentante Anna Elisabeth, Annette genannt, in den Arm gelegt.

Sie liebte die Babywangen, die wie Pfirsiche waren. Wie mochte die Welt aussehen, wenn die Kleine erwachsen war? Die neuen Zeiten würden sich nicht aufhalten lassen, das war gewiss, auch Werner würde sich ihnen fügen müssen. Mochte der Herr nur die Gnade walten lassen, Schaden von den Ihrigen zu wenden und die Kinder nicht in eine gottlose Zukunft hineinwachsen zu lassen.

Sie breitet die vier Daguerreotypien vor sich auf dem Tisch aus, die sie bei Friedrich Hundt in Münster hat machen lassen. Die Abbildungen gleichen denen, die der Spiegel zurückwirft.

Eine ältliche, mitgenommen wirkende rundliche Dame mit vorgeneigtem Kopf, hervorstehenden, matten Augen und hartem Gesichtsausdruck. Die aufgesteckten Flechten ziehen schwer am Hinterkopf, über den Ohren hängen akkurate Schnecken.

So sieht sie als fast Fünfzigjährige aus, mit züchtig hochgeschlossenem Kragen, langen Ohrringen mit Rubinsteinen und einem blumendurchwirkten Foulardtuch, das trotz seiner Eleganz nicht überdecken kann, dass der jugendliche Schmelz dahin ist. Keine von einem Stift oder Pinsel weich gezeichnete Lieblichkeit, aus dem Bild schaut die nackte Wirklichkeit.

Mutter kann die Daguerreotypien nicht ausstehen. „Wie scheußlich Nette aussieht,“ schimpft sie und verbietet vehement, die Bilder zu verschenken.

Kaspar Plettenberg, der Sohn der verstorbenen Amme, kommt mit der Köchin herein, sie wollen mit dem Frölen

einen Rosenkranz für die Alte beten. Die beiden bestaunen die Daguerreotypen, dieses Wunder der Technik, das die Welt so ablichtet, wie sie ist, nicht den schönen Schein von ihr.

Et likkt gans akkrot, over o Herr! Wat bedrövet!! ruft die Köchin aus. Der ruhige Kaspar sinnt eine Weile über den Bildern und sagt dann: *Et is so einsam, vierl to einsam!!*

Ihre Ohren lärmten und schmerzten so stark, dass sie Elises langen Brief erst beantworten kann, nachdem Bönninghausens Pülverchen Linderung gebracht haben. Die Freundin ist mit ihrem Mann nach Minden gezogen, die Droste kann es kaum verwinden.

Die Einsamkeit wird immer erbarmungsloser. Sie hat von einer Erfindung gelesen, einem Gerät, mit dessen Hilfe man Töne – also auch Gespräche – über weite Strecken übertragen kann. Manchen langen Brief könnte man sich damit ersparen und sie stellt sich vor, wie erquickend es wäre, von Ohr zu Ohr mit der fernen Elise zu sprechen. *Ach Gott Lies, was würden wir da manchen halben Gulden totschlagen!*

Elise hat in Berlin einige der Löwen getroffen. Wilhelm und Jacob Grimm, die inzwischen zu den Oberlöwen gehören, außerdem Wilhelm Tieck und Bettine von Arnim, die sich abfällig über den westfälischen Adel geäußert hat.

Elise hat auch von einer zauberhaften Begegnung mit dem dänischen Märchenprinzen Hans Christian Andersen berichtet, der in Berlin zufällig neben ihr im Theater saß und mit dem sie ins Gespräch kam. Ein wundersamer, reizender Mann, schreibt Elise. Sie habe ihm Nettos Gedichtband verehrt, was ihn sehr gefreut habe. Die Droste hat Andersens Märchen ebenfalls gelesen und ist entzückt davon, das ist ein Dichter nach ihrem Geschmack.

Im Münsterland wartet man vergebens auf eine so anregende Gesellschaft und muss sich mit dem begnügen, was da ist. Schlüters sind fast der einzige Kontakt, der ihr hier noch bleibt, allerdings gehen ihr seine Altbackenheit und Einseitigkeit auf die Nerven und die Penetranz, mit der er bei jedem Treffen auf die Geistlichen Lieder kommt, die noch immer nicht vollendet sind.

Es liegt auch daran, dass sie seinem Wunsch, Gott zu loben und zu preisen, nicht uneingeschränkt folgen kann. Zweifel und Versuchung, das ewige Ringen des Menschen um den Glauben, scheinen immer wieder durch.

Was mag Schlüter jetzt über seinen ehemaligen Adepten Wilhelm Junkmann denken, der ganz euphorisch aus Bonn geschrieben hat? Er zählt nun Rebellen wie den Redakteur Brüggemann zu seinen Freunden und geht bei Simrock und bei Kinkels ein und aus, seine Briefe werden immer impertinenter. Womöglich gehöre Junkmann nun auch bald zu jenen, von denen man wünschen müsse, sie nicht gekannt zu haben, schreibt die Droste Elise.

Auch Levin gebärdet sich wie toll. Er hat ihr seinen neuen Gedichtband geschickt, in dem es vor Freiheitseligkeit nur so dudelt. Außerdem hat er eine Abteilung mit Liebesgedichten eingefügt, in der er sein Eheglück feiert, wohlfeil auf dem Marktplatz für jeden, der es hören will. Die Droste ist pikiert, vor allem wegen des Gedichtes *Mein Zimmer*, das er einst ihr zugeeignet hatte. Aber es mag ja auch auf die neue Liebe passen, die der zweiten Niederkunft entgegenblickt. *Oh lass mich eng, mich enger an dich schmiegen ...* Lachhaft geradezu. Ist ja egal, wofür man seine Groschen kassiert, wenn man Verantwortung für eine Familie trägt.

Und dann entblödet Levin sich nicht, ihr vorzuschlagen, man könne sich doch ein kleines Gut am Rhein kaufen und dort gemeinsam leben. Kaum zu glauben, dass er das ernst

meinen könnte, wahrscheinlich mal wieder eine glorreiche Idee der Gattin. Sicher spekuliert sie darauf, dass die Alte bald das Zeitliche segnet und sie sich ihren Anteil einstecken können. Mutter äußert Befürchtungen in diese Richtung und die Droste mag kaum darüber nachdenken, ob es wirklich so weit gekommen sein könnte.

Levin annonciert eine Tochter und die Droste schreibt ihm einen zuckersüßen Brief mit Komplimenten über den Gedichtband, Fragen zum Patensohn, der nun unversehens zum großen Bruder geworden sei, Klatsch und Tratsch aus Münster, ihre neuesten Lektüren.

Kein kleiner-Junge-und-sein-Mütterchen-Schmus mehr, kein Wort über Louise und das kleine Mädchen. Auch kein Wort über die harmlos-dümmlichen Rezensionen zu seinem Gedichtband, die Levins Redakteurskollegen ihm quasi auf den Leib geschrieben haben und die sie deshalb nicht ernst nehmen kann. Im Gegenteil, womöglich schädigen sie sogar seinen Ruf, so läppisch sind sie.

Sie kündigt ihm nur an, im Sommer mit der Mutter wieder nach Meersburg reisen zu wollen. Das sind die letzten Worte, die sie jemals an ihn richtet.

Aber dann kommt alles noch einmal mit Macht zurück, die ganze Schmach, die ganze Treulosigkeit. Levin hat ihr großartig seinen neuen Roman *Die Ritterbürtigen* angekündigt, ihn dann aber nicht geschickt. Wohl mit Grund, denn es ist ein Machwerk, eine reine Frechheit, eine unsägliche Schmiererei, ein Affront. Die Droste hat es in Münster zugesteckt bekommen und man hat ihr mitleidig zugeraunt, sie solle das nicht ernst nehmen, am besten gar nicht lesen, es sei nichts als Giftmischerei, unkompetent und unliterarisch.

Sie liest trotzdem und kann nicht fassen, wie unverblümt Levin seine Beziehung zu ihr und Tatsachen aus dem Umfeld, die er nur von ihr wissen kann, ausschlächtet. Teilweise macht er sich noch nicht einmal die Mühe der Verfremdung und sie sieht hinter jeder Zeile das grinsende Gesicht der Gattin.

Ein wahres Schauerstück entwirft er um eine Gräfin Allgunde von Quernheim und einen Grafen Valerian von Schlettendorf, den die Gräfin als Ersatz für einen Sohn nimmt. Sie verabscheut allerdings seine Braut – die reale Situation also, kaum verschlüsselt. Die Gräfin, die gerne auf einem schwarzen Kanapéé thront, ist böse, fordernd und rückwärts gewandt, das *furchtbare Weib* kämpft für *die toten Rechte einer toten Welt*.

Graf Valerian wirft ihr in einem großen Streit vor, den Blick nur auf die Vergangenheit zu richten, während sein Blick in die Zukunft gehe. ... *ihre blaue Unterlippe zitterte und jede Fiber ihres marmorblassen Gesichts zuckte in krampfhafter Aufregung. Es war häßlich geworden, dieses Antlitz, in dem durch die gelbe Farblosigkeit der Wangen sich dunkelrote Äderchen schlängelten und über der Stirn strotzende Venen aufliefen...*

An dieser Stelle klappt sie das Buch zu. Man könnte denken, dass er es nötig hat.

Sie sei wie zerschlagen, beklagt sie sich bei Schlüter, Schücking habe an ihr gehandelt wie der grausamste Todfeind.

Werner rät, öffentlich nichts dazu zu sagen, die Sache einfach auszusitzen und den Kontakt einschlafen zu lassen. Je weniger Rauch, desto schneller verzieht sich der Nebel, sagt der Bruder, der einen gewissen Triumph nicht verbergen kann.

Auf jeden Fall wird sie, wenn sie nach Meersburg aufbricht, ein Dampfboot nehmen, das an Köln vorbeifährt

und nur in Bonn Station macht. Und sie wird eine Weile brauchen, bis sie den Verlust und den Verrat verschmerzt hat. Schücking ist ganz offenbar ein Opfer seiner Eitelkeit geworden. Er hat bei seinem Geschreibsel nur an den Effekt gedacht, und nicht daran, wie tief er sie trifft.

Im Grunde seines Herzens ist er doch wohl ein guter Kerl, der manchmal einfach nicht weiß, was er tut. Ohne diesen zugegebenermaßen schwachen Trost will sie das kränkende Kapitel in ihrem Leben nicht abschließen.

Vivat mein Homöopath

Sie war zu krank, um mit nach Meersburg aufzubrechen. Mutter wollte mit der Kammerzofe vorausfahren und Nette würde folgen, sobald es ihr besser ging.

Sie konnte kaum noch laufen, nach einer Runde durch den Garten stieg ihr das Blut zu Kopf und sie glaubte, ersticken zu müssen. Wenn sie eine Strecke im Wagen fuhr, sei es auch nur die halbe Stunde bis Hülshoff, fühlte sie sich fiebrig und musste ins Bett.

Sie kam mit Mutter und Werner überein, nach Hülshoff zu gehen, sobald die Mutter abgereist war, und sich mit Hilfe einer homöopathischen Kur so weit aufzumöbeln, dass auch sie sich auf den Weg an den Bodensee machen konnte.

Nette nutzte die Zeit auf Hülshoff auch, um den Bruder etwas aufzuheitern, der starke Probleme mit seiner Knie-scheibe hatte. Zwei Ärzte versuchten, ihm das Wasser mit der Spanischen Fliege herauszuziehen. Dazu mussten sie eine Wunde am Knie offen halten, wo die Fliegen immer wieder angesetzt wurden. Die Behandlung war unangenehm und Werner wurde trübsinnig davon, zumal Line

so mit der Erziehung ihrer neun Kinder beschäftigt war, dass sie ihm kaum beistehen konnte.

Werner zuliebe blieb Nette ein paar Tage auf Hülshoff. Währenddessen versuchte sie ihm auszureden, dass sie sich im Rüschaus einsam fühlte. Das Gegenteil war der Fall, sie war glücklich, wenn sie allein war, aber das verstand Werner nicht, er, der doch niemals wirklich allein gewesen war.

Gesundheitlich ging es ihr schlecht, sie erbrach mehrmals am Tage, hatte Fieber, erstickenden Husten und Schleimandrang, fand kaum Schlaf.

Bönninghausen spielte seine Künste aus und brachte endlich Linderung, *Vivat mein Homöopath!* meldete die Droste an Schlüter. Nur das Gehen klappte noch nicht so, wie es sollte, auch die Engbrüstigkeit war noch da, weshalb die Meersburgreise weiter aufgeschoben wurde.

Im September fühlte sie sich stark genug, auch hatte die Sehnsucht nach Mutter und Schwester überhandgenommen. Werner war besorgt und erlaubte die Fahrt erst, als sie zusagte, in Bonn bei Pauline von Droste-Hülshoff Station zu machen und sich im milden Rheinklima für die weite Reise in den Süden zu kräftigen. Ihr ältester Neffe Heinrich begleitete sie und umsorgte sie liebevoll.

Wilhelm Junkmann hielt sich auch in Bonn auf und besuchte die Droste mehrmals bei Pauline. Sein Gebaren war verrückter als je zuvor, er hatte jegliche Ambitionen auf einen Dokortitel und eine bürgerliche Stellung in den Wind geschlagen und wollte lieber als freier Literat die Hydra des Zeitgeistes bekämpfen, wie er pathetisch ausrief. Die Vorhaltungen der Droste, dass das den geraden Weg zum Bettelstab und den endgültigen Verlust Therese Schlüters bedeutete, lachte er weg, exaltierte sich immer mehr, verhöhnzte ein Brotstudium und die Philister, die

Münsterschen Pfahlbürger, die die Zeichen der Zeit nicht lesen könnten und sich vor Angst in die Hosen machten. Darüber sei er, Junkmann, lange hinweg, er habe ganz andere Existenzformen kennengelernt. Die vermaledeite Bürgerlichkeit wolle er zu Boden donnern, im Notfall könne er immer noch zu den Kapuzinern gehen.

Er wendete seine Taschen um und förderte einen Fünftalerschein zutage. Das sei alles, was ihm geblieben sei, rief er mit leuchtenden Augen.

Neues war aus dem Hause Mertens zu hören: Sibylle war wieder nach Italien gereist und Adele ihr nach einer überstandenen Krankheit gefolgt. Sie hatten Pisa und Florenz besucht und sich dann in Rom niedergelassen. Die Droste sah es vor sich, wie sie die römischen Kunstschätze bestaunten und wahrscheinlich wieder einen eleganten Salon gründeten, an Geld fehlte es der reichen Witwe Sibylle nicht. Eine Spur von Neid flog die Droste an, wie gerne hätte sie sich auch einmal im hellen Licht des Südens gebadet und das quirlige italienische Leben kennengelernt. Aber daran war nicht zu denken, sie konnte froh sein, wenn sie es bis Meersburg schaffte.

Wie immer erholte sie sich, nachdem sie einen Anfall von starken Kopfschmerzen überstanden hatte, merklich in Bonn und genoss das lebhafte Treiben bei Pauline, die auch nach dem Tod ihres Mannes Clemens ein geselliges Haus führte.

Die *Kölnische Rundschau*, die Zeitung, für die Levin jetzt arbeitete, meldete den Aufenthalt der hochwohlgeborenen Dichterin Annette von Droste in Bonn. Vom Ehepaar Schücking selbst hörte sie nichts, außer einigem Klatsch, den Junkmann ihr zutrug. Levin sehe blass und mager aus, er sei leidend gewesen und habe sich in Ostende erholen

müssen. Sein Salär bei Dumont-Schauberg in Köln sei allerdings anständig, er stehe sich mindestens so gut wie in Augsburg. Die Sehnsucht nach der Heimat habe ihn an den Rhein getrieben, er freue sich über jeden Westfalen, der ihm über den Weg laufe. Von Louise hieß es, dass sie mit der neuen Heimat fremdele und den Kreis von Literaten, den sie sich in Augsburg aufgebaut hatte, vermisste. Louise werde als die stärkere, aber auch unsympathischere Kraft der beiden angesehen, kolportierte Junkmann. Sie glänze mit ihrem Aussehen und einem pompösen Lebensstil, den sich das Ehepaar Schücking allem Anschein nach auch nach dem zweiten Kind noch leisten könne.

Nach zwei Wochen in Bonn wagte die Droste die Weiterreise, die angenehmer verlief, als befürchtet. Die Fahrt auf dem Dampfboot bis Mainz verursachte ihr zuerst Übelkeit, doch dann brachte ein freundlicher Schaffner sie in den Damensalon des Schiffes, der mit bequemen Kanapées ausgestattet war. Liegend und die vorbeigleitenden Ufer betrachtend war es auszuhalten.

Doch damit nicht genug, der junge Mann – *die Krone aller Kondukteure, die je waren, sind und sein werden* – besorgte ihr auch noch die Karten für die Weiterfahrt und empfahl sie seinen Kollegen auf dem nächsten Schiff. So ging es weiter bis Mannheim, von dort mit der Eisenbahn bis Karlsruhe, wo sie übernachtete, und am nächsten Morgen gleich weiter bis Freiburg. Gegen ein Trinkgeld bekam sie jeweils bequeme Waggons ganz für sich alleine, sodass die Reise sie schließlich eher erquickte als ermüdete.

Ab Freiburg ging es die Nacht durch mit der Eilkutsche, in der man dicht gedrängt saß und schlafend übereinander fiel, in den tiefen Schwarzwald, durchs Höllental bis Stockach. Hier war dieser anstrengendste Teil der Reise

beendet und die Droste mietete einen kleinen Wagen, der sie zur Meersburg brachte.

Bei der Ankunft war Nette trotz aller Freude so überreizt, dass sofort ein Arzt gerufen werden musste. Er verordnete Medikamente und kalte Abreibungen, die zu noch größerer Überreizung führten. Ihr Gehör reagierte auf jedes Geräusch wie auf eine Posaune, manchmal sah sie helle Blitze, in deren Schein sie Gegenstände unterscheiden konnte, obwohl es eigentlich stockfinster war.

Unter der sorgsamten Pflege und Fürsorge von Jenny, der Mutter, Laßberg und den Mädchen erholte Nette sich bald. Laßberg waren seine Jahre nicht anzumerken und es war eine Freude zu sehen, wie er, die Kinder und auch die Mutter sich von Jennys sanfter und gütiger, aber konsequenter Art lenken ließen.

Mit Sorge verfolgte die Droste die Ernte auf ihrem Weinberg am Fürstehäuschen. Die weißen Trauben verfauten nach einem starken Regen fuderweise und es konnten nur wenige gekeltert werden. Der Meersburger Stadtrat hatte die Misere herbeigeführt, weil er die Trauben so weit wie möglich ausreifen lassen wollte und den Termin für die Lese zu spät angesetzt hatte. Die Reihenfolge für die Kelter wurde per Los ermittelt und die Ernte der Droste kam fast als letzte dran, was die Qualität des Weißweins zusätzlich minderte. Dafür geriet der Rote prachtvoll. Er war so zuckerhaltig, dass man der Winzerin prophezeite, in einigen Jahren einen guten Erlös damit erzielen zu können.

Die meiste Zeit verbrachte die Droste in ihrem runden, hellen Turmzimmer, von dem aus sie sich an der grandiosen Aussicht auf die ihr zu Füßen liegende, sich in dutzenden Farbschattierungen und Mustern kräuselnde Fläche

des Bodensees erbauen konnte, die von kleinen Booten und der täglich kreuzenden Fähre von Meersburg nach Konstanz mit gleißenden Spuren durchzogen wurde.

„Da thront sie nun wie im Himmel,“ rief die Mutter aus, die jeden Vormittag, wie auch alle vier Laßbergs, zu Besuch kam und mit ihr das Panorama und das wechselnde Spiel des Lichtes bestaunte.

Therese von Droste-Hülshoff ging es gesundheitlich gut im milden Bodenseeklima, ihr Herzklopfen trat seltener auf und blieb an manchen Tagen ganz aus, obwohl sie geradezu ungeduldig darauf wartete.

Der einzige Kummer der Fünfundsiebzigjährigen war der schlechte Gesundheitszustand ihrer jüngsten Tochter. Sie achtete peinlich darauf, dass in Nettes Gegenwart nicht über aufregende Themen gesprochen wurde, wie schon früher auf Hülshoff, wenn Nette als Jugendliche unter ihren nervlichen Überreizungen gelitten hatte.

So plauderte man über Tagesbegebenheiten und kleinere Abenteuer, die die Spaziergänge mit sich brachten, und die Mutter war nach Kräften bemüht, Nette von den täglich bedrohlicher werdenden politischen Nachrichten abzuschirmen.

Für die große Weihnachtsfeier mit allen Schlossbewohnern im großen Saal war sie zu schwach und musste das Fest in ihrem Zimmer verbringen, wohin man ihr ein kleines Bäumchen brachte. Sie sparte alle Kräfte für den fünfzigsten Geburtstag am zwölften Januar, den sie mit der Familie feiern und nicht im Bett verbringen wollte. Das gelang und sie erholte sich nach und nach.

Das Frühjahr und den Sommer über wurde sie beweglicher, nahm am gemeinsamen Kirchgang teil und machte mit Jenny, Hildel und Gundel kleine Spaziergänge.

Für die ellenlangen Briefe von früher fehlte ihr die Kraft, auch wurde das Leben gemächlicher und es geschah nicht mehr so viel, das es zu berichten lohnte.

Die Droste bat Elise, ihr trotzdem weiter in alter Ausführllichkeit zu schreiben ... *um unserer Liebe willen, die doch wohl stärker ist als Krankheit und Tod...* Sie gestand Elise, dass sie, je häufiger ihr der Tod über die Schulter blicke, sich mehr und mehr mit ihm anfreunde. Das lähme jedoch nicht ihre Fantasie, die nur zu sehr arbeite und gegen die sie regelrecht ankämpfen müsse: *jede etwas unebene Stelle an der Wand, ja jede Falte im Kissen bildet sich mir gleich zu, mitunter recht schönen, Gruppen aus, und jedes zufällig gesprochene etwas ungewöhnliche Wort, steht gleich als Titel eines Romans oder Novelle vor mir, mit allen Hauptmomenten der Begebenheit...*

Im Sommer 1847 schrieb sie ihr Testament. Der Münsterländische Besitz sollte an Bruder Werner und seine Familie gehen, das Fürstehäuschen und alles, was dazu gehörte, an Jenny.

Immer noch flossen Gedichte heraus, sie besangen nun die Poesie des neuen Zuhauses.

*Auf hohem Felsen lieg ich hier
Der Krankheit Nebel über mir
Und unter mir der tiefe See
Mit seiner nächtgen Klage Weh
Mit seinem Jubel, seiner Lust
Wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen
Mit seinem Dräun aus hohler Brust
Wenn Sturm und Welle sich bekriegen*

*Mir ist er gar ein trauter Freund
Der mit mir lächelt mit mir weint*

*Ist wenn er grünlich golden ruht
Mir eine sanfte Zauberfluth
Aus deren tiefen klaren Grund
Gestalten meines Lebens steigen
Geliebte Augen, süßer Mund
Sich lächelnd winkend zu mir neigen*

Die sterbende Löwin

Sie genoss es, keine Verpflichtungen mehr zu haben und unter Jennys Obhut in den Tag hineinzuleben. Ihre Nichten, die inzwischen elf Jahre alt waren, sich ordentlich in die Höhe streckten und die ersten Pickel bekamen, leisteten ihr Gesellschaft und fieberten darauf, die alten Familiengeschichten zu hören.

Besonders liebten sie es, wenn die Tante in den Münsteraner Zungenschlag verfiel, der so ganz anders klang als die schwäbelnden Stimmen in ihrer Umgebung.

„Erzähl von dem Pferdeunglück, Tannette, wie der gute Hans im Schlamm versunken ist und nur noch Nase und Ohren rausgeguckt haben.“

„He, Hans, up, up! haben wir gerufen und ihn schließlich mit einer Leiter und einer langen Leine aus dem Modder geholt, die Knechte mussten aufpassen, dass sie nicht auch noch im Schlammloch landeten. Ihr hättet den guten Hans davontroteln sehen sollen, niedergeschlagen und kläglich vor Matsch triefend.“

„Und die Buben mit den roten Troddelmützen, erzähle, was mit denen war.“

„Das weiß ich doch bis heute nicht, ihr Döppken, was es mit denen auf sich hatte. Sie kamen auf einem voll be-

packten Erntewagen angefahren, balancierten ganz oben auf dem Heu und sprangen, als sie mich sahen, alle vier herunter. Ihre roten Troddeln wippten und ich warf ihnen ein paar Münzen zu, für die sie mir Kuschhände zurückschickten. Dann nahmen sie Reißaus, ohne das Geld zu nehmen, kletterten wie verscheuchte Hasen den Erdwall am Wegrand hoch und verschwanden mitsamt ihren Troddelmützen. Einer hatte seinen Holzschuh verloren, er krachte in tausend Stücke, als unser Wagen darüber fuhr.“

Hidel und Gundel glucksten, sie konnten die Geschichten mitleiern, in den immer gleichen Worten.

„Erzähle von dir Tannette, als du jung warst.“

„Ach, wenn ihr mich hättet sehen können, als ich in eurem Alter war: Ich war ganz dünn und glich einer überschossenen Pflanze, die im Wind schwankt, so wie ihr jetzt auch bald sein werdet, ihr fangt ja schon an mit dem Aufschießen. Meine Augen funkelten hell, Himmelslichter sagte die Amme zu ihnen. Meine Züge waren zwar nicht regelmäßig, aber schön konturiert, ich sah lieblicher aus als jetzt, das könnt ihr mir glauben.“

„Du siehst immer noch lieblich aus, Tannette, wer was anderes sagt, lügt.“

Gundel hatte schon wieder Tränen in den Augen, sie hatte mitbekommen, wie alle sich über das hässliche Bild aufgeregt hatten, das Schücking in seinem Roman von der Tante gezeichnet hatte. Die Nichte war so mitfühlend, dass Nette es vermied, vor ihr zu klagen.

„Manchmal riss ich meine Augen ganz weit auf und machte Grimassen, dann bekamen eure Mama und unsere beiden Brüder, eure Onkel, Angst. Das waren der Onkel Werner, den ihr kennt, und der Onkel Ferdinand, der schon zum Herrn gerufen wurde, als ihr noch nicht auf der Welt wart. Ihn müsstet ihr im Himmel getroffen

haben, bevor ihr geboren wurdet, zusammen mit dem Großvater.“

Die Mädchen nickten selig und schwärmerisch.

„Kurzum, ich war eigentlich ein sehr blasses Kind, aber manchmal überflog mich eine plötzliche Röte, dann flackerte ich wie ein Lämpchen von weiß nach rot und zurück. Meine Stimme war biegsam, aber schwach, sie hatte nicht den Umfang und die Kraft von euren schönen Stimmen, die sich sicher noch mehr entwickeln werden. Aber manchmal war sie wie ein fernes Gewitter...“

Nette fuhr sich über die Augen, lächelte und sah plötzlich hell und jung aus, ihre Augen strahlten.

„Woran denkst du, Tannette?“

„Das hat mir ein Mann gesagt, den ich einmal sehr geliebt habe, aber pschtscht, Kinder, das dürft ihr nicht weitersagen, das ist unser Geheimnis. Deine Stimme tönt nach wie ein fernes Gewitter, sie erinnert mich an eine sterbende Löwin, hat mir dieser Mann gesagt und noch viele andere schöne Dinge. Er hieß Heinrich Straube und war mir sehr, sehr lieb. Ich habe ihn verloren, weil ich dumm war, ungehorsam und ungestüm, ich war es selbst schuld. Also seid immer brav und fromm, Kinder, damit euch sowas nie passiert.“

*Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erschallte,
Ein Hornstoß, durch das Tal.*

Hiddele hatte sich in Positur gestellt und rezitierte das Gedicht *Die Taxuswand*. Sie erfreute die Tante zurzeit jede Woche mit einem neu auswendig gelernten Gedicht aus dem Cottaband und sie feilten gemeinsam an einem guten Vortrag.

„Jetzt die Großmama,“ rief Gundel, „erzähle, wie sie früher war, aber nur, wenn du noch kannst, Tannette.“

Nette nickte und guckte zur Tür, dabei legte sie den Finger auf den Mund.

„Pscht, wenn sie hereinkommt, reden wir sofort von was anderem. Ihr müsst nämlich wissen, dass der Großvater sie manchmal eine Burgundertraube im Pffirsichkorb genannt hat, manchmal auch eine Araberstute, wegen ihrer dunklen Haare und ihrem Temperament. Großvater und Großmutter haben sich in Köln kennengelernt, vor dem Schrein der Heiligen Drei Könige trafen sie sich und Papa wollte Mama sofort zur Königin seines Hauses und seines Herzens machen, so gut gefiel sie ihm.“

„Und wie war es, wenn sie mit Großvater gestritten hat?“

Gundel biss sich in die Fäuste und wagte nur zu flüstern.

„Oh ja, das konnte sie, streiten konnte sie sehr, mit dem Großvater, aber auch mit uns Kindern, sie kann es heute noch, ihr kennt ja eure Großmama.“

„Wenn ihr ungehorsam wart? Wart ihr manchmal ungehorsam, du und Mama?“

„Eure liebe Mutter war es sehr selten, aber ich konnte manchmal schlimm sein. De häff den Düwel in'n Nacken, hat Großmama dann gerufen. Ihre schwarzen Augen schossen Blitze ab, sie konnte sehr heftig sein, wenn sie schimpfte war es wie der Zorn Gottes. Aber wenn ich mich entschuldigt habe, war sie auch schnell wieder gut.“

„Nun der Großpapa!“

Hidel wartete unruhig auf ihre vertraute Lieblingsgestalt, von der ihnen Jenny schon erzählt hatte, als sie klein waren. Hidel und Gundel wussten genau über den Großvater Bescheid und waren davon überzeugt, ihn aus dem Himmereich zu kennen, wo sie ihn ja vor ihrer Geburt auch schon getroffen haben mussten, wie den Onkel Ferdinand.

„Er war groß und stattlich, en Staatskäär – so sagte man im Münsterland. Er hatte eine hohe Stirn, wie ich, und lichte Augen, eine Adlernase und einen Kindermund, schneeweiße Haut und den ganzen Kopf voller Löckchen. Er war schön wie Jesus, euer Großpapa, und genau so tapfer. Er ist vor einem wütenden Stier nicht zurückgeschreckt und stellte sich jedem Schelm in den Weg, wenn es nötig war. Aber er liebte auch die Gefechte auf dem Papier, in den Abenteuerbüchern und den Zeitungen, er liebte Geschichten von Räufern und Mordbrennern und allerlei Gruseligem, das war für ihn das Schönste. Er war klug und belesen, mein lieber, guter Papa. Aber am schönsten war es, wenn er abends Klavier spielte, dazu konnte ich stundenlang auf dem Sofa liegen und träumen.“

„Und jetzt noch die Pflanzen, erzähle, was für ein Botaniker er war.“

„Mit einem Sammetbürstchen trug er den Blütenstaub von einer blauen zur gelben oder geflammten Lilie, manchmal züchtete er Farben heraus, die noch niemand gesehen hatte. Er liebte alle Pflanzen, die wilden und die kultivierten, allen gab er Platz auf seinen sorgfältig gehegten Beeten. Ihr hättet die Pracht sehen sollen, die da aufmarschiert ist. Und seine Freude darüber, als wären es die eigenen Kinder.“

„Und die Vorkieker?“

Gundel grauste sich wohligh bei diesem Thema, Nette senkte geheimnisvoll die Stimme.

„Euer Großvater glaubte daran, dass manche Menschen die Gabe des Vorhersehens haben, die Westfalen nennen es Vorkieken, und ich glaube es auch. Der Arzt und Wissenschaftler Mesmer hat solche Erscheinungen untersucht und herausgefunden, dass es ein besonderes Fluidum sei, eine gesteigerte Energie, die von Gott gegeben sei, die

Betroffenen könnten nichts dafür. Die Vorkieker haben ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, so ähnlich wie mein Auge, guckt es nur an, das grausliche Ding. Herr Schücking hat es früher immer Vorkieker-Auge genannt.“

„Warum kommt er nicht mehr, der Herr Schücking, bist du ihm wegen des Romans böse, Tannette?“

Hildel sah sie ängstlich von der Seite an, beide Mädchen hatten Levin gemocht und wussten, dass das Thema heikel war.

„Er hat jetzt eine Stelle in Köln und ist verheiratet, mein Hildchen, zwei Kinder hat er auch schon, da hat er keine Zeit mehr für uns.“

„Findest du seine Frau schön?“

„Ja, sie ist schön, sie ist ja auch noch jung. Aber eigentlich kommt es mir so vor, als finde sie sich selbst am schönsten. Lasst uns über was anderes sprechen, Kinder, es gibt wichtigere Dinge als den Herrn Schücking und seine Frau.“

Sie fühlte den Husten herankriechen und mit ihm schwarze Stimmungswolken, die sie versuchte zu verscheuchen.

„Wie weit seid ihr mit den Gedichten?“

Die Mädchen lernten eifrig, zu Jennys Geburtstag wollten sie gemeinsam vier Balladen aufsagen, fehlerfrei und mit guter Betonung.

Nette übte mit ihnen, wenn sie nicht zu schwach war, und spornte sie an, ihre Kinderstimmen laut und fest erklingen zu lassen. Aber für heute war es genug, sie brauchte Ruhe und wollte nicht, dass die Kinder Zeugen eines Hustenanfalls wurden.

„Geht hinaus, die Tannette muss ruhen. Die Gedichte machen wir heute Abend, lernt sie bis dahin, aber fehlerlos!“

Sie kann nur noch manchmal zu der grünen Bank im Hof schleichen, größere Strecken schafft sie nicht mehr. Auch das Schreiben ist mühselig, für einen Brief an Elise braucht sie mehr als zwei Wochen und bittet am Schluss, das liebe gute Lies möge doch weiter und ausführlich schreiben, auch, wenn es keine Antwort mehr erwarten könne.

Der Arzt, den Jenny kommen lässt, sagt, sie sei nicht nervenleidend, sondern nur nervenschwach, wenn sie sich recht schone, vor allem ihren Geist, also wenig denke und überhaupt jeden Reiz vermeide, könne ihr Zustand sich bessern.

Soll sie sich wirklich behandeln lassen wie ein rohes Ei oder eine Seifenblase, damit es noch eine Weile so hingeht? Wie bitter erkaufte wäre so ein Leben. Sie weiß gar nicht, ob sie den Gedanken an das Ende so weit hinauschieben will, wie sie Elise gesteht: – *ich bin jede Stunde bereit und meinem Schöpfer sehr dankbar, daß er mir durch das beständige Gefühl der Gefahr eine vollkommene Befreundung mit dem Tode, sowie, durch eben dieses Gefühl, eine doppeltinnige und bewusste Freude an allen, auch den kleinsten Lebensfreuden, die mir noch zu Theil werden, gegeben hat.*

Im August kommt Neffe Heinrich wieder aus München, um seine Großmutter heimzubegleiten, die auf Hülshoff, im Rüschaus und auf dem Bökerhof nach dem Rechten sehen muss. Nettos Zustand lässt es nicht zu, mit zurückzureisen.

Der Abschied ist traurig, es könnte der letzte sein. Aber es ist gut, dass Jenny nicht allein bleibt. Auch ihr geht es nicht besonders, sie leidet an den körperlichen Veränderungen, die Frauen in diesem Alter durchmachen, und neigt zur Melancholie. Wenn Nette mit lieben, ihrem Herzen nahen Menschen zusammen ist und ihre Gefühle

ausströmen lassen kann, verfliegt ihr Trübsinn, aber das geschieht nur noch selten.

Meersburg, November 1847 – Die Schweizer Sonderbundstruppen, ein Zusammenschluss der konservativen Kantone Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Ob- und Nidwalden, Freiburg und Wallis waren mit dreißigtausend Soldaten ins Tessin eingefallen, um ihren konservativen Katholizismus gegen die liberalen Eidgenossen zu verteidigen.

Laßberg brachte der Schwägerin jeden Morgen die Zeitungen, in denen er die Artikel über den Krieg bereits rot angestrichen hatte. Die gegnerische Eidgenössische Armee war hunderttausend Mann stark, da hatten die dreißigtausend Sonderbündler keine Chance. Trotzdem zogen sie tapfer, voller Begeisterung, Gottvertrauen und Todesverachtung in den Krieg. Alle fünfzehntausend Einwohner des kleinen Kantons Zug, Männer, Frauen und Kinder, waren nach Einsiedeln gewallfahrtet, um die Sakramente zu empfangen und sich zum Tod einsegnen zu lassen. So gegen den Sensenmann gerüstet zogen sie dann in den Krieg.

Die wehrhaften Sonderbündler benutzten allerlei Kriegslisten, um ihre schwierige geografische Lage wettzumachen. Zum Beispiel das Urner Signalhorn, der Stier von Uri genannt, das mit seiner Laustärke alles, sogar ein Schlachtengetümmel, übertönen konnte und so schauerlich blökte, dass die feindlichen Truppen in Scharen davonliefen.

Oder die Morgensterne, mit scharfen Pickeln ausgerüstete Metallkugeln, die viele Schweizer als Waffe benutzten und mit so großer Kraft gebrauchten, dass jeder Schlag einen Mann zu Fall bringen konnte. Die Unterwaldner und Walliser Scharfschützen hatten übermäßig lange

Flinten, die sie durch die Felslücken stecken konnten und damit auf tausend Schritt genau trafen. Die Jesuiten gingen als Feldprediger mit den Truppen mit. Man sah nur wenige Flüchtlinge, es hieß, dass die Sonderbündler ihre Frauen und Kinder in die Berge geschickt hatten, weil sie dort am sichersten waren. Viele Frauen zogen mit ihren Männern in den Kampf, um hinter den Stellungen die Verwundeten zu pflegen und ihre Soldaten anzufeuern.

Die Droste setzte diese Geschichten in bewegte Bilder in ihrem Kopf um, sah sie vor sich wie lebhaftere Träume. Am liebsten hätte sie alles herausgeschrieben, aber es ging nicht mehr, ein kurzer Brief an die Mutter war das Äußerste, was sie noch zustande brachte.

Im März 1848, die Sonderbündler waren geschlagen und die Bewohner der Meersburg hatten die Wintergrippe glücklich überstanden, kam eine Einquartierung: Bernhard Zeerleder von Steinegg, ein Freund Laßbergs, der ein Luzerner Landsturm-Bataillon des Sonderbundes geführt hatte und nun auf der Flucht vor den Eidgenossen war.

Der krachende Schwyzer war nach dem Geschmack der Droste, ein witziger und origineller Zeitgenosse, der viele Schnurren erzählte, die Laßberg vom Schwyzerdütsch ins Hochdeutsche übersetzen musste.

Nach zwei Wochen war es schon wieder vorbei mit den unterhaltsamen Soiréen, denn Zeerleder wurde eines Abends, als alle gerade zu Bett gegangen waren, von Gendarmen verhaftet und ins nahegelegene Bürgergefängnis im neuen Schloss gebracht. Vierzehn Tage dauerte seine Festsetzung, die sich jedoch erträglich gestaltete, weil der Delinquent von der Meersburg mit allem Notwendigen wie Bettzeug, Essen und Büchern versorgt wurde. Täg-

lich bekam er Besuch von Jenny oder Laßberg, auch die Droste ließ sich ein paar Mal in einem Rollstuhl, den sie ihren Kinderwagen nannte, zum Gefängnis bringen.

Nachdem Laßberg an den Markgrafen geschrieben hatte, wurde Zeerleder freigelassen. Man legte ihm jedoch dringend nahe, sich ins Österreichische davonzumachen, da die Eidgenossen noch viele Gründe finden würden, ihn unter Anklage zu stellen.

Februar/März 1848 - Nun dringt das schwarz-rot-goldene Geschrei aus allen Ecken: König Louis Philippe wurde in Paris vom Thron gejagt, überall in Deutschland gehen die Bürger auf die Straße, in Konstanz bildet sich ein Bürgerausschuss. In Köln wird auf dem Baukran des Domes die schwarz-rot-goldene Flagge gehisst, bejubelt von zehntausend Menschen und gutgeheißen von Oberbürgermeister und Erzbischof. Die liberalen Zeitungen drucken *Trotz alledem*, Freiligraths revolutionäres Lied vom Stolz des einfachen Mannes.

Wenige Monate vorher hat Louise Schücking, die mit Mann und Kindern in Rom weilt, eine ganze Nacht damit verbracht, eine schwarz-rot-goldene Fahne zu nähen. Sie weht einem Festzug voraus, mit dem die Deutsche Künstlerkolonie in Rom Papst Pius IX. dafür ehrt, dass er dem Kirchenstaat eine Verfassung gewährt hat.

Die Flut ist nicht mehr aufzuhalten, die Rufe nach Demokratie und Pressefreiheit, einer demokratischen Justiz, einer Bürgerwehr und der Entmachtung des Adels werden immer lauter.

Anfang April beginnt Jenny, Kisten mit Schmuck, Münzen und Papieren zu packen, Nette sitzt bei ihr und sie beraten, was entbehrlich ist und was unbedingt bewahrt werden muss.

Am siebzehnten April ruft der Demokrat Friedrich Hecker am Südufer des Bodensees die deutsche Republik aus, die aber drei Tage später von regulären Truppen niedergeschlagen wird.

Im Mai geht es der Droste besser, das Wetter ist sonnig und sie macht auf der Terrasse kleine Spaziergänge. Einmal zählt sie sechstausend Schritte, Jenny kann es kaum glauben.

Sie singen im Duett *Im Grase*, eins von Nettets schönsten Gedichten, zu dem sie eine sanfte Melodie komponiert hat. Jenny führt mit ihrem Sopran, der in den letzten Monaten brüchiger geworden ist, Nettets Stimme ist nur noch ein Hauch.

*Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief tief trunkene Flut,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn aufs müde schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüth auf ein Grab.*

Am dreiundzwanzigsten Mai möchte sie die Sterbesakramente empfangen, der Arzt rät jedoch davon ab, weil es sie zu stark aufregen könnte. Er sagt, es stehe nicht wirklich ernst um sie.

In der Nacht zum vierundzwanzigsten Mai spuckt sie so stark Blut, dass das Mädchen, das immer bei ihr schläft, den Doktor holt.

Jenny erfährt erst am Morgen davon, sie sitzt den ganzen Vormittag bei der Schwester und malt. Nette drückt ihr einen Zettel in die Hand und bedeutet Jenny, ihn erst später zu lesen. Sie atmet frei und freut sich über Jennys Zeich-

nung der beiden Mädchen, die Gesichter halb Kind, halb Frau. Nette sei heiter, weich gestimmt und sehr demütig, sie habe gesagt, dass Gott es gut mit ihr meine, berichtet Jenny am Mittagstisch. Bevor sie zu essen beginnt, nimmt sie Nettets Zettel aus der Tasche und bricht in Tränen aus.

*Meine Lieder werden leben
Wenn ich längst entschwand,
mancher wird vor ihnen beben,
der gleich mir empfand.
Ob ein anderer sie gegeben,
oder meine Hand!
Sieh, die Lieder durften leben,
aber ich entschwand!*

Hildel wacht über Mittag bei der Tante und wird von Gundel abgelöst, die eine Mehlspeise bringt. Nette isst mit Appetit, dann hustet sie Blut und schickt nach dem Arzt. Als er mit Jenny ins Zimmer kommt, atmet sie nicht mehr. Jenny wirft sich an ihr Lager und küsst die noch warmen Hände der Schwester, von der sich ein Glanz löst und nach oben steigt.

Jenny folgt dem Sarg tränenlos und stumm vor Schmerz, sie geht gebeugt und wird von dem haltlos weinenden Laßberg gestützt.

Die Mädchen laufen gefasst Hand in Hand hinterher. Sie sind fiebrig und aufgereggt, weinen aber nicht. Gundel zittert die Unterlippe vor Anspannung angesichts der Aufgabe, die ihnen bevorsteht.

Der Trauerzug kommt von der Totenmesse in der Unterstadtkirche und begleitet Nette auf ihrem letzten Weg auf den Meersburger Friedhof.

Die Fürstin Salm läuft mit, Jenny drückt ihr die Hand und flüstert mit gesprungenen Lippen, wie dankbar sie für die Gnade sei, dass ihre Schwester ohne Todesangst in die Arme des himmlischen Vaters habe hinübergehen dürfen. Ohne Bitterkeit sei sie gegangen, schnell wie ein Blitzschlag sei sie hinweggenommen worden.

Das Gesinde geht hinter dem Sarg her, auch Zeerleder von Steinegg ist gekommen und vergießt Tränen.

Die Gemeinde Meersburg hat der Familie ein lausichtiges Fleckchen auf dem Friedhof eingeräumt, auf dem sie später alle liegen sollen. Laßberg will dort eine Linde pflanzen, damit Nette im Grab, wie einst Walter von der Vogelweide, aus dem grünen Laub die gefiederten Sänger hören kann.

Als der Sarg in die Grube hinuntergelassen ist, stellen sich die Mädchen am Rand auf und fassen sich bei den Händen. Ihre Stimmen zittern und werden dann fester.

*Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
So weint mir keine Thräne nach,
Denn, wo ich weile, dort ist Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!*

*Wo aller Erdengram verschwunden,
Soll euer Bild mir nicht vergehn,
Und Linderung für Eure Wunden,
Für Euren Schmerz will ich erflehn.*

*Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede über's Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß ich euch!*

– Ende –

Mein Dank geht an

Meine Freundin Ruth Wohlschlegel, die mir Annette ans Herz gelegt hat

Dr. Jochen Grywatsch, ehemaliger Leiter der Droste-Forschungsstelle im Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster, für diverse Auskünfte

Dr. Markus Dengler, ehemals Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens für Übertragungen ins Münsterländer Platt

Dr. Christine Hummel und Falk Andreas Funke, die meine Arbeit als engagierte und getreuliche ErstleserInnen begleiten

Hermann Schulz, Ulrike Wolter

Monika Kniep und Waltraud Krieg, die mir Bökendorf gezeigt haben

Quellen (Auswahl)

Barbara Beuys, Blamieren mag ich mich nicht – Das Leben der Annette von Droste-Hülshoff, Insel-Verlag Frankfurt am Main und Leipzig, 2009

Winfried Freund, Annette von Droste-Hülshoff, Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München 1998

Doris Maurer, Annette von Droste-Hülshoff, Turm-Verlag, Meersburg 1997

Walter Gödden, Sehnsucht in die Ferne, Annette von Droste-Hülshoffs Reisen durch die Biedermeierzeit, Droste-Verlag, Düsseldorf 1996

Angela Steidele, Geschichte einer Liebe, Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens, Insel-Verlag, Berlin 2011

Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall, Wilhelm Grunow Verlag, Leipzig 1928

www.nach100jahren.de, Droste-Portal, literarisches Web-Projekt von Monika Gemmer

Die Auszüge aus Briefen und Werk von Annette von Droste-Hülshoff sind zitiert nach: Winfried Woesler, Hrsg.: Annette von Droste-Hülshoff, Historisch-Kritische Ausgabe, Niemeyer, Tübingen 1978 - 2000

Titelzeile aus dem Gedicht Unruhe, a.a.O. Band 2, S. 172

Übersetzung Lateinischer Text S. 166/167

Ich wollte dir nur meinen Gruß senden um diese schöne Morgenstunde, jetzt, wo du bereits auf dem Wege zur Kirche bist und ich, geweckt durch Deinen Boten, kaum aus dem Bette aufgestanden bin. Lebe wohl ohne Kopfschmerzen bis Dienstag, wo ich gegen zwei Uhr im Walde vor Deinem Landhause auf einer Bank sitzend dich erwarte.

Oh mühsames Exercitium, noch in der Schlaftrunkenheit.

Aus Gutenberg, Übers. Theo Schücking

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Juni 2022

Titelbild: Annette von Droste-Hülshoff,

Gemälde von Johann Joseph Sprick (1838); bearbeitet

Satz: La Deutsche Vita®

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Buch

24,00 €

ISBN 978-3-9824516-6-4



© Ella von Aster

Christiane Gibiec

Autorin, Filmemacherin, Leiterin von Schreibgruppen, Lehrbeauftragte für Kreatives Schreiben an der Bergischen Universität Wuppertal. Ihr Werk umfasst Filme, Romane, Sach- und Kinderbücher.

www.cgibiec.de



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

Erzählung



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

»Was alles könnten wir von unseren verrückten Alten lernen!«, findet der Autor Michael Zeller.

In ABHAUEN! erzählt er die letzten zwei Jahre im Leben eines alten Menschen – eines ihm sehr nahen Menschen: der Mutter. Bei diesem

bewußten Abschied spürt er den ganz eigenen Verbindungen zwischen allen Eltern und ihren Kindern nach.

Dank Zellers differenzierter Sprache macht die Lektüre von ABHAUEN! durchaus nicht trübsinnig. In ihrer Ehrlichkeit liest sich die Erzählung überraschend leicht und humorvoll.

»Es hat mich selbst gewundert, wie gern ich an dem Manuskript geschrieben habe, sonst hätte ich meine Notizen ruhen lassen. Es war, schreibend, eine Heiterkeit in mir, die sich hoffentlich auch auf einen Leser überträgt.

Poeten lieben das Leben. Und also auch den Tod.“

ISBN 978-3-9824150-2-4

www.rotekatzeverlag.de

K.J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Alexander, 40, zum Trödeln neigend und wahrscheinlich unfruchtbar, hat sich endlich aufgerafft, seine Stelle als Astronom an der Hamburger Sternwarte zu verteidigen, als ihm Anja, langjährige Partnerin und Liebe seines Lebens, beichtet, sich mit dänischem Samen und der sogenannten Bechermethode geschwängert zu haben. Zutiefst verletzt zieht er sich – akademisch per Sabbatical unterstützt – nach Irland, ins abgeschiedene County Sligo, zurück. Statt aber im schönen Fuchsia House bei den Eltern seines tödlich verunglückten Kindheitsfreundes Ruhe für seine »Sterneschrift« zu finden und sich für oder gegen »das ferne Kind« zu entscheiden, begegnet er einer stillen, schwerhörigen Spanierin und einem Iren mit der Hoffnung auf eine die ganze Grüne Insel umfassende Republik und muss sich erst einmal der eigenen Vergangenheit, dem aktuellen Leben und der irischen Geschichte stellen.



K.J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Roman



ISBN 978-3-9824516-0-2

www.rotekatzeverlag.de



KARIN SCHÜLLER

Iwan

Roman



KARIN SCHÜLLER

Iwan

Leningrad 1960: An einem frühen Herbstmorgen holen Beamte des KGB den Architekten Iwan Schischkin zu einem Verhör ab. Der befragende KGB-Offizier lässt den Architekten lange im Unklaren über den Grund des Verhörs, rollt aber Iwans Vergangenheit mitleidlos auf.

Im Zentrum des Romans stehen, neben Iwan, sein finnischer Schwiegervater Pekka und die deutsche Arbeiterfamilie Vogelsang. Die Zeit zwischen den Weltkriegen, der Zweite Weltkrieg und die Zeit des Kalten Krieges werden aus sowjetischer, deutscher und finnischer Perspektive gezeigt. In miteinander verwobenen Familiengeschichten spiegeln sich Stalinismus und Nationalsozialismus sowie die Traumata des Zweiten Weltkriegs. Das Leben aller Romanfiguren verändert sich fundamental, wobei Herkunft, Sozialisation und Alter der Protagonisten sehr unterschiedliche Sichtweisen hervorbringen.

Iwan ist ein spannender Roman über Ideologie und Krieg, Tod und Verwüstung, über Unverständnis und Intoleranz, aber auch über die tröstende Kraft von Natur und Kunst und eine große Liebe in der Zeit des Kalten Krieges. Die politischen Hintergründe sind aktueller denn je.

ISBN 978-3-9824516-2-6

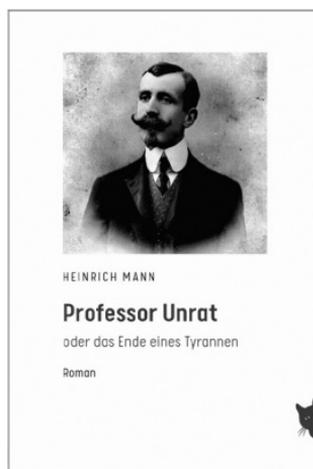
www.rotekatzeverlag.de

HEINRICH MANN

Professor Unrat

oder
das Ende eines Tyrannen

Heinrich Mann schrieb seinen Roman „Prof. Unrat“ von 1912 bis 1914. Die gesellschaftskritische Satire ist eine scharfe literarische Polemik gegen die politischen Verhältnisse, das repressive Bildungssystem, die Bigotterie und soziale Ungleichheit im Wilhelminischen Deutschland.



Professor Raat, Lehrer am Gymnasium, ist ein besonders strenger Vertreter des Systems und trägt deshalb den Spitznamen „Professor Unrat“. Beim Versuch, einem besonders aufsässigen Schüler ein lasterhaftes Leben nachzuweisen, gerät Unrat in ein zweifelhaftes Nachtlokal, im Roman „Der blaue Engel“. Hier verfällt der so sittenstrenge Lehrer immer mehr einer Frau, die in der Bar wohl nicht nur als „Barfußtänzerin“ arbeitet.

Das Lokal, das auch der Verfilmung mit Emil Jannings und Marlene Dietrich den Titel gab, existierte wirklich. Es hieß in der Realität „Die rote Katze“, das Gebäude steht noch heute in der Lübecker Altstadt. In Reminiszenz an Heinrich Mann und die vielen bedeutenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen der alten Hansestadt ist unser Verlag danach benannt: Der Rote Katze Verlag, gegründet im Jahr des 150. Geburtstages von Heinrich Mann.

ISBN 978-3-9824150-0-0

www.rotekatzeverlag.de



JESKO WILKE

Rückwärts laufende Hunde

oder warum ich Gudrun Ensslin
zehntausend Mark schulde

Roman



JESKO WILKE

Rückwärts laufende Hunde

oder

warum ich Gudrun Ensslin
zehntausend Mark schulde

Hippies, Festivals, freie Liebe und ein großes Geheimnis, von dem der heranwachsende Joe selbst lange nichts weiß – Jesko Wilke nimmt uns mit auf eine spannende Reise ins Erwachsenenleben.

”

*Ein Meisterkoch, der nicht riechen
und schmecken kann? Undenkbar!
Außer bei Jesko Wilke, dem ein kultiger
Roman über die 70er Jahre gelungen ist.*

3-Sterne-Koch Christian Jürgens
Restaurant Überfahrt am Tegernsee

”

*Dieses Buch ist ein Muss für alle,
die in den 70er Jahren groß geworden sind
und für jeden anderen ebenfalls!*

Kai Rake
radio ffn

ISBN 978-3-9824150-1-7

www.rotekatzeverlag.de

JOHANNA FEIL

Träum nicht von Aschenputtel

Träume sind doch nur Träume, oder? Was aber passiert, wenn ein Traum nach dem Aufwachen die Wirklichkeit verändert hat, erfährt die Jugendliche Mira Reiter. Ihr Leben wird gehörig auf den Kopf gestellt – und dann ist es auch noch das Märchen von Aschenputtel, in welches sie zufällig hineingeraten ist...



ISBN 978-3-9824516-4-0

www.rotekatzeverlag.de



URSINA LIEBKE-KÖHLER

Verschollen in Tibet

Abenteuerroman

URSINA LIEBKE-KÖHLER

Verschollen in Tibet

„Und sie wurde bis heute nicht gefunden?“

Auf einer geologischen Expedition in Tibet verschwindet eine junge Frau spurlos. Jahre später macht sich ein Forschungsteam auf, um die Arbeiten fortzuführen. Als Studentin Mira von der Verschollenen erfährt, ist ihre

Neugier geweckt. Schnell gerät der Professor in ihren Fokus. Warum ist er zurückgekommen – aus rein wissenschaftlichen Motiven? Oder hat er ganz andere Beweggründe?

„Verschollen in Tibet“ spielt in der Einsamkeit des tibetischen Hochlandes. Fernab der modernen Zivilisation versucht Mira, das Geheimnis um die vermisste Studentin aufzuklären. Doch kann sie die Wahrheit herausfinden, bevor es zu spät ist?

ISBN 978-3-9824516-8-8

www.rotekatzeverlag.de

Sie war ein unruhiger Geist, die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Ihr Leben lang suchte sie nach einer eigenen Identität als Frau und als Künstlerin im Umfeld des münsterländischen Adels, der ihr beides kaum zugestand.

Der biografische Roman von Christiane Gibiec nimmt nicht nur Annettes künstlerischen Werdegang, sondern auch ihre Liebesbeziehungen in den Blick, die für die damalige Zeit eigenwillig und ungewöhnlich waren. Zum einen war es die „Affäre Straube“, bei der die adligen Verwandten Annettes ihre Beziehung zu dem bürgerlichen Studenten Heinrich Straube mit Hilfe einer bösen Intrige vereitelten. Als Anfang Vierzigjährige verliebte sie sich in den sechzehn Jahre jüngeren Levin Schücking, der sie zu vielen ihrer meisterlichen Gedichte und ihrer Erzählung *Die Judenbuche* inspirierte. Auch diese Beziehung endete in einem Fiasko.



Da wimmelt es von Festlichkeiten des Adels, hochwohlgeborenen Damen und Herren, von Berühmtheiten wie den Brüdern Grimm, von Reitern, Jagden, von Rüschen und Seidenkleidern, von Gesinde und katholischen Kindern. Inmitten des Trubels und der Festlichkeiten ein leidenschaftliches junges Mädchen, das gerne tanzt und flirtet und schon in Jugendjahren poetische Texte schreibt. Und sich um gute Sitten wenig kümmert. Ähnlich zauberhafte erotische Szenen wie hier hat man selten lesen können.

Dr. h.c. Hermann Schulz

Autor, Verleger

ISBN 978-3-9824516-6-4

Preis 24,00 €



9 783982 451664

Rote Katze

VERLAG